

comparativ

ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrag der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V. (KLG) / European Network in
Universal and Global History (ENIUGH) von
Matthias Middell und Hannes Siegrist

Redaktion

Sebastian Conrad (Berlin), Gerald Diesener (Leipzig),
Andreas Eckert (Hamburg), Hartmut Elsenhans (Leipzig),
Ulf Engel (Leipzig), Wolfgang Fach (Leipzig), Eckhardt Fuchs
(Mannheim), Frank Hadler (Leipzig), Katharina Middell
(Leipzig), Matthias Middell (Leipzig), Hannes Siegrist
(Leipzig), Stefan Troebst (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

Anschrift der Redaktion

Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig
Emil-Fuchs-Str. 1
D – 04105 Leipzig

Tel.: +49 / (0)341 / 97 30 230

Fax.: +49 / (0)341 / 960 52 61

E-Mail: comparativ@uni-leipzig.de

Internet: <http://www.uni-leipzig.de/zhs/comp/>

Redaktionssekretärin: Katja Namann
(knaumann@uni-leipzig.de)

Comparativ erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von
jeweils 140 Seiten. Einzelheft: 12.00 €; Doppelheft 22.00€;
Jahresabonnement 50.00 €; ermäßigtes Abonnement 25.00 €. Für Mitglieder der KLG / ENIUGH ist das Abonnement im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die Redaktion. Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder direkt an den Verlag. Ein Bestellformular finden Sie unter: <http://www.uni-leipzig.de/zhs/comp/>

Wissenschaftlicher Beirat

Carol Adamson (Stockholm), Gareth Austin (London), Jerry Bentley (Honolulu), Ida Blom (Bergen), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michael Espagne (Paris), Etienne François (Paris/Berlin), Michael Geyer (Chicago), Alberto Gil Novales (Madrid), Margarete Grandner (Wien), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Miroslav Hroch (Prag), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill/Potsdam), Hartmut Kaelble (Berlin), Wolfgang Küttler (Berlin), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Attila Meleg (Budapest), Patrick O'Brien (London), Horst Pietschmann (Hamburg), Ljudmila A. Pimenova (Moskau), Shalini Randeria (Zürich), Lluís Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Edoardo Tortarolo (Turin), Peer Vries (Leiden), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststrasse 41
D – 04317 Leipzig
Tel. / Fax: +49 / (0)341 / 990 04 40
info@univerlag-leipzig.de
www.univerlag-leipzig.de

Postemanzipation und Gender

Herausgegeben von
Ulrike Schmieder



Leipziger Universitätsverlag

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung / hrsg. von
Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.
ISSN 0940-3566

Jg. 17, H. 1. Postemanzipation und Gender – 2007

Postemanzipation und Gender. Hrsg. von Ulrike Schmieder – Leipzig:
Leipziger Univ.-Verl., 2007 (Comparativ; Jg. 17, H. 1)
ISBN 978-3-86583-197-2

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2007

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 17 (2007) 1
ISSN 0940-3566
ISBN 978-3-86583-197-2

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

- Ulrike Schmieder*
Einführung: Die Historiographie der letzten Jahre zu Postemanzipation
und Gender 7
- Michael Zeuske*
Sklaverei, Postemanzipation und Gender auf Kuba. Ein Überblick 18
- Claus Füllberg-Stolberg*
Britisch- und Dänisch-Westindien nach der Sklaverei 38
- Ulrike Schmieder*
Forschungsstand und offene Fragen zu Postemanzipation und Gender
in Französisch-Westindien 79

Forum

- Tobias Sander*
Der Wertewandel der 1960er und 1970er Jahre und soziale Ungleich-
heit – Neue Befunde zu widersprüchlichen Interpretamenten 101

Bericht

- Zoltán Cora*
Comparing societies or unfolding entanglements? International Conference
on Comparative History at the Central European University (Budapest) 119

Buchbesprechungen

- Katja Gesche, Kultur als Instrument der Außenpolitik totalitärer
Staaten. Das Deutsche Ausland-Institut 1933–1945, Köln 2006
Frank-Rutger Hausmann 126

Martin Lynn (Hrsg.), <i>The British Empire in the 1950s. Retreat or Revival</i> , Basinstoke 2006 <i>Anne Friedrichs</i>	129
Graduiertenkolleg <i>Identität und Differenz</i> (Hrsg.), <i>Ethnizität und Geschlecht. (Post-) Koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien</i> , Köln 2005 <i>Jochen Dubiel</i>	133
Katrin Pieper, <i>Die Musealisierung des Holocaust. Das Jüdische Museum Berlin und das U.S. Holocaust Memorial Museum in Washington D.C. Ein Vergleich. Europäische Geschichtsdarstellungen</i> , Köln 2006 <i>Ines Keske</i>	138
Siegfried Weichlein, <i>Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa</i> , Darmstadt 2005 <i>Friedemann Scriba</i>	141
Autorinnen und Autoren	144

Einführung: Die Historiographie der letzten Jahre zu Postemanzipation und Gender

Ulrike Schmieder

SUMMARY

Introduction: The historiography of postemancipation and gender

This part does not only introduce the articles of this volume of *COMPARATIV*, but also gives a short overview of actual trends in postemancipation history concerning Brazil and some regions of the Caribbean and Africa. Reflections about the entanglement of slavery/post-emancipation history and gender history, existing research results and open questions in this field follow.

Seit den 1980er Jahren haben sich viele Sklavereihistoriker der Periode unmittelbar nach Abschaffung der Sklaverei zugewandt, auch, weil die langfristigen Wirkungen der Sklaverei auf die Gesellschaften, die von ihr geprägt wurden, ob auf Familien- und Geschlechterbeziehungen, Arbeitsverhältnisse oder Konflikte zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen, nicht ohne eine tiefgründige Analyse der ersten Jahre nach der Abolition, vor allem der Integration der ehemaligen SklavInnen in die Postemanzipationsgesellschaft, zu erfassen sind. Seit den 1990er Jahren gibt es etwas wie einen Boom der Postemanzipationsgeschichte. Die wissenschaftliche Diskussion um dieses Thema hat sich bereits im Heft 1/1997 von *COMPARATIV* „Nach der Sklaverei“ widerspiegelt und spielte auch in der Ausgabe 2/2003 „Sklaverei zwischen Afrika und Amerika“ eine Rolle.

Diese Einführung soll sich zunächst aktuellen Entwicklungen in der Postemanzipationsgeschichte widmen, um dann historiographische Entwicklungen für einige Regionen aufzeigen, die in den vorangegangenen Heften nicht erwähnt wurden, und schließlich die Verknüpfung von *gender history* und *post-emancipation history* seit den 1990er

Jahren näher behandeln. Angesichts des Umfangs der Konferenzen und Publikationen der letzten Jahre zu diesen Themen kann dabei Vollständigkeit natürlich nicht erreicht werden.

Aktuelle Entwicklungen in der Postemanzipationsgeschichte

In Deutschland haben 2004, im von der UNESCO anlässlich des 170. Jahrestages der Abolition der Sklaverei in den britischen Überseekolonien ausgerufenen Internationalen Jahr des Gedenkens an den Kampf gegen Sklaverei, verschiedene Konferenzen und Veranstaltungen aus diesem Anlass stattgefunden. Dazu gehörte die von Michael Zeuske organisierte Konferenz „Santo Domingo/Sainte Domingue/Cuba. 500 años de esclavitud negra y transculturación en las Américas“ an der Iberischen und Lateinamerikanischen Abteilung der Universität zu Köln, die sich mit Sklaverei- und Postemanzipationsproblemen befasste. Die vergleichende Sklaverei- und Abolitionsgeschichte bestimmte ein Panel bei dem von Silke Hensel konzipierten Symposium „The ‚Other Atlantic‘: The Black Atlantic, its History and Present“ im Ibero-Amerikanischen Institut in Berlin. Ebenfalls 2004 fand im Haus der Kulturen der Welt die Ausstellung „Black Atlantic. Travelling Cultures, Counter-Histories, Networked Identities“ statt, deren Schwerpunkt allerdings auf der Gegenwart des afroamerikanischen Kulturerbes lag.

In der Bundesrepublik gibt es nach wie vor nur sehr wenige Historiker, die sich mit der Geschichte der lateinamerikanischen und karibischen Sklaverei befassen¹ und noch weniger, die Postemanzipationsgeschichte im Hinblick auf Lateinamerika und die Karibik betreiben. Zu diesen gehören Michael Zeuske mit seinen Arbeiten zu Kuba²,

- 1 Zu den neuesten Arbeiten: C. Füllberg-Stolberg, Neue deutsche Veröffentlichungen zum Thema „Sklavenhandel und Sklaverei“, in: Zeitschrift für Weltgeschichte, 7 (2006) 2, S. 65-74; M. Zeuske, Sklaven und Sklaverei in den Welten des Atlantiks 1400–1940: Umriss, Anfänge, Akteure, Vergleichsfelder und Bibliographien, Münster 2006. Ältere Arbeiten deutscher Historiker: A. Wirz, Sklaverei und kapitalistisches Weltsystem, Frankfurt a. M. 1984; H. Loth, Sklaverei, Die Geschichte des Sklavenhandels zwischen Afrika und Amerika, Wuppertal 1981; J. Hell, Sklavenmanufaktur und Sklavenemanzipation in Brasilien 1500–1800, Berlin 1986. Im Graduiertenkolleg der Universität Trier, „Sklaverei – Knechtschaft und Fronddienst – Zwangsarbeit: Unfreie Arbeits- und Lebensformen von der Antike bis zum 20. Jahrhundert“ ist die Sklaverei in den Amerikas kaum vertreten. Publiziert wurde: A. Gestrich, Die Antisklavereibewegung im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert. Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: E. Herrmann-Otto (Hrsg.): Unfreie Arbeits- und Lebensverhältnisse von der Antike bis zur Gegenwart. Eine Einführung, Sklaverei – Knechtschaft – Zwangsarbeit 1, Hildesheim/Zürich/New York 2005, S. 237-257.
- 2 M. Zeuske, Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikultur und Emanzipation, Zürich 2004; M. Zeuske/R. Scott, Demandas de propiedad y ciudadanía: Los exesclavos y sus descendientes en la región central de Cuba, in: Illes e Imperis, 5 (2001), S. 109-134; M. Zeuske, Hidden Markers, Open Secrets. On Naming, Race Marking and Race Making in Cuba, in: New West Indian Guide/Nieuwe West-Indische Gids 76 (2002) 3-4, S. 235-266; M. Zeuske, Die diskrete Macht der Sklaven. Zur politischen Partizipation von Afrokubanern während des kubanischen Unabhängigkeitskrieges und der ersten Jahre der Republik (1895–1908) – eine regionale Perspektive, in: COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Sozialforschung (Thema: „Nach der Sklaverei“), 7 (1997), 1, S. 32-98; M. Zeuske, „Los negros hicimos la independencia“: aspectos de la movilización afrocubana en un hinterland cubano. Cienfuegos entre colonia y República, in: F. Martínez Heredia/R. J. Scott/O. García Martínez (Hrsg.), Espacios, silencios y los sentidos de la libertad: Cuba entre 1878 y 1912, La Habana 2001, S. 193-234. Zahlreiche weitere Artikel.

Claus Füllberg-Stolberg mit seinen Forschungen zu Jamaika³ und Dänisch-Westindien und Ulrike Schmieder mit ihren (vor kurzem begonnenen) vergleichenden Studien zu Kuba und Martinique⁴. Zur Sklaverei in Afrika arbeiten u. a. Jan-Georg Deutsch und Katrin Bromber⁵ und zur Postemanzipation Axel Harneit-Sivers (Nigeria) und Jan-Georg Deutsch (Deutsch-Ostafrika)⁶. In dem Sammelband „Sklaverei in Afrika“ von 1991 kommen Wolfgang Kaese, Jochen Graebert, Hans-Hermann Pogarell, Klaus Hebenbrock, Barbara Sievers, Gesine Krüger, Andrea Hintze, Willy Füller, Helmut Bley, Uta Lehmann-Grube und Clemens Dillman zu Wort, neben einem Definitionsversuch von Kaese enthält der Band Regionalstudien zu Südostnigeria, Dahomey, Asante, Karyo, Buganda und Südafrika⁷.

In den letzten Jahren wurden zahlreiche Arbeiten zum „Black Atlantic“ und zur „African Diaspora“⁸ publiziert. Viele Arbeiten, die sich mit diesen beiden Themen beschäftigen, konzentrieren sich, wie auch Paul Gilroy selbst⁹, häufig auf meist männliche Ausnahmeakteure (Staatsmänner, Anführer afroamerikanischer Bewegungen, Priester, Intellektuelle, Schriftsteller) und deren überlieferte Diskurse. Einige Studien befassen sich mit denjenigen Afrolateinamerikanern, die nach Afrika zurückkehrten¹⁰. Die Masse der

- 3 C. Füllberg-Stolberg/S. Wilmot (Hrsg.) *Plantation Economy, Land Reform and the Peasantry in Historical Perspective: Jamaica 1838–1980*, Kingston 1992; C. Füllberg-Stolberg/G. Augustin, *Plantation Economy and Land Reform in Historical Perspective. Jamaica 1838–1980*, in: *Proceedings of the Association for the European Research on Central America and the Caribbean (ASERCCA) Annual Conference held at Ariccia 1987, Aix-en-Provence 1988*; C. Füllberg-Stolberg, *Der Plantagenkomplex und die atlantische Weltökonomie: Unterschiedliche Organisationsformen der Arbeit als Voraussetzung für „Akkumulation im Weltmaßstab“*, in: A. Komlosy u. a. (Hrsg.), *Ungeregt und unterbezahlt. Der informelle Sektor in der Weltwirtschaft, Frankfurt a. M. 1997*. *Zwangsarbeit in der Moderne. Vergleichende Überlegungen*, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte*, 3 (2002), 2, S. 71-88; C. Füllberg-Stolberg, *Vortrag (mit Ulrike Schmieder): „Post-Sklaverei und Gender in der Karibik und Afrika“*, gehalten im Kolloquium der Transformation Studies an der Universität Hannover, 13.11.2006.
- 4 Neben dem Artikel in diesem Band vgl. folgende Vorträge der Verfasserin: „Comparative History of livelihood strategies of former male and female slaves in the era of post-emancipation in the Caribbean and West Africa“ (Seminar für Postgraduierte und Mitarbeiter, Department of History, University of West Indies, Mona (Jamaika), 3.03.2006); „Vergleichende Geschichte der wirtschaftlichen und soziokulturellen Überlebensstrategien von ehemaligen Sklavinnen und Sklaven in der Periode der Postemanzipation in der Karibik und in Westafrika“ (Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen in der Universität Hannover, 25.10.2006); „Migración, gender y ciudadanía después de la abolición: Las islas Cuba y Martinique comparadas“ (Tagung der ADLAF, Bonn, 17.11.2006).
- 5 J.-G. Deutsch, *Absence of evidence is no proof: slave resistance under German colonial rule in East Africa*, in: J. Abbink u. a. (Hrsg.), *Rethinking resistance: Revolt and Violence in African History*, London 2003, S.170-190. J. G. Deutsch, *Slavery under German colonial rule in East Africa, c. 1860–1914*, Habilitationsschrift Berlin 2000; K. Bromber, *Gendered Slavery in Swahili Sources*, in: *Women & Slavery* (i. E.).
- 6 A. Harneit-Sivers, *Constructions of Belonging, Igbo communities and the Nigerian state in the twentieth century*, Rochester 2006, Teil IV/12. J.-G. Deutsch, *Emancipation without abolition in German East Africa, c. 1884–1914*, Oxford 2006.
- 7 H. Bley u. a.(Hrsg.), *Sklaverei in Afrika*, Pfaffenweiler 1991.
- 8 Zum Diasporabegriff: R. Cohen, *Global Diasporas. An introduction*, London 1997, zur African Diaspora, S. 33 ff; H. Dorsch, Hauke, *Afrikanische Diaspora und Black Atlantic*, Einführung in Geschichte und aktuelle Diskussion, Münster 2000; J. M. Braxton/M. I. Dietrich (Hrsg.), *Monuments of the Black Atlantic: Slavery and Memory*, Münster 2004; D. Clark Hine/J. McLeod (Hrsg.) *Crossing Boundaries: Comparative History of Black People in Diaspora*, Bloomington 1999; L. Brock/D. Castañeda Fuentes, *Between Race and Empire: African-Americans and Cubans before the Cuban Revolution*, Philadelphia 1998; B. Hayes Edwards, *The Practice of Diaspora: Literature, Translation, and the Rise of Black Internationalism*, Cambridge/London 2003.
- 9 P. Gilroy, *Black Atlantic, Modernity and Double Consciousness*, Cambridge 1993.
- 10 K. Mann, *Rethinking the African Diaspora: the Making of the Black Atlantic World in the Bight of Benin and Brazil*,

nichtprominenten ehemaligen SklavInnen und mikrogeschichtliche Ansätze spielen nur in wenigen Arbeiten eine Rolle¹¹. Eine umfassende sozial- und kulturgeschichtliche Darstellung Afrolateinamerikas hat George Reid Andrews geschrieben¹². Jüngere Studien zur Postabolitionsperiode widmen sich u. a. der Kreolisierung karibischer Gesellschaften, antikolonialen Gegendiskursen und kulturellem Widerstand der afrokaribischen Bevölkerung, u. a. gegen die Bestrebungen der Missionare, ihnen christliche *gender-/*Familienmodelle aufzuzwingen¹³.

In verschiedenen Sammelbänden wurden die bisherigen Ergebnisse der internationalen vergleichenden Postemanzipationsgeschichte, im Hinblick auf die Lateinamerika und die Karibik bzw. Lateinamerika, die Karibik und Afrika publiziert¹⁴, wobei die Artikel zu verschiedenen Regionen häufig unverbunden nebeneinander stehen, also nicht das Ergebnis gemeinsamer Forschungsprojekte sind. 2002 ist auch die erste umfangreichere Bibliographie zur Postemanzipationsgeschichte erschienen¹⁵. Forschungsarbeiten, die die Postemanzipationsgeschichte verschiedener Regionen direkt miteinander vergleichen, sind eher selten¹⁶.

London 2001; N. A. Blyden, *West Indians in West Africa, 1808–1880: The African Diaspora in Reverse*, Rochester 2000; R. Sarracino, *Los que volvieron a Africa*, La Habana 1988; S. Stickrodt, „Afro-Brazilians“ of the Western Slave Coast in the Nineteenth Century, in: J. C. Curto/P. E. Lovejoy (Hrsg.) *Enslaving Connections, Changing Cultures of Africa and Brazil during the Era of the Slavery*, Amherst N.Y., 2004, S. 213–44.

- 11 Ausnahmen, die den Gedanken der „African Diaspora“ oder des „Black Atlantic“ mit der Untersuchung des Lebens der Masse der ehemaligen Sklaven und Sklavinnen verbinden: V. Shepherd (Hrsg.), *Working Slavery, Pricing Freedom, perspectives from the Caribbean, Africa and the African Diaspora*, New York 2002; J. K. Thornton, *Africa and Africans in the Making of the Atlantic World*, Cambridge 1992.
- 12 G. Reid Andrews, *Afro Latin America, 1800–2000*, Oxford 2004.
- 13 B. L. Moore/M. Johnson (Hrsg.), *Neither led no driven: contesting British cultural imperialism in Jamaica, 1865–1920*, Kingston 2004; V. Shepherd/G. Richards (Hrsg.), *Questioning creole, creolisation discourses in Caribbean culture: in Honour of Kamau Brathwaite*, Kingston, Oxford 2002.
- 14 F. Cooper/T. C. Holt/R. J. Scott (Hrsg.), *Beyond Slavery, Explorations of Race, Labor, and Citizenship in Postemancipation Societies*, Chapel Hill/London 2000; B. Brereton/K. A. Yelvington (Hrsg.), *The Colonial Caribbean in Transition: Essays on Postemancipation Social and Cultural History*, Gainesville 1999; D. B. Davis (Hrsg.), *Slavery and Beyond, The African Impact on Latin America and the Caribbean*, Wilmington 1995; K. Fog Olwig (Hrsg.), *Small Islands, Large Questions. Society, Culture and Resistance in the Post-Emancipation Caribbean*, London 1995; B. L. Moore u. a. (Hrsg.), *Slavery, Freedom and Gender, The Dynamics of Caribbean Society*, Kingston 2003; M. Turner (Hrsg.), *From Chattel Slaves to Wages Slaves. The Dynamics of Labor Bargaining in the Americas*, Bloomington 1995; M. Twaddle, *The Wages of Slavery. From Chattel to Wage Labour in Africa, the Caribbean and England*, London/Portland 1993; H. Beckles/V. Shepherd (Hrsg.), *Caribbean Freedom. Economy and Society from Emancipation to the Present, A Student Reader*, Kingston, London 1993; H. M. Mattos, J. Hébrard/R. J. Scott (Hrsg.), *Écrire l'esclavage, écrire la liberté. Pratiques administratives, notariales et juridiques dans les sociétés esclavagistes et post-esclavagistes. Approche comparative (Brésil, Antilles, Louisiane)*, Bd. 1, Paris 2003.
- 15 R. J. Scott/T. C. Holt/A. Guinness (Hrsg.) *Societies after Slavery: A Select Annotated Bibliography of Printed Sources on Cuba, Brazil, British Colonial Africa, and the British West Indies*, Pittsburgh 2002.
- 16 M. Zeuske/N. Finsch, Was kommt nach der Emanzipation? Ein mikrohistorischer Vergleich Kuba–USA, in: *COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Sozialforschung*, 13 (2003) 2, S. 81–115; R. J. Scott, *Degrees of freedom: Louisiana and Cuba after slavery*, Cambridge 2005.

Historiographische Entwicklungen zur Postemanzipationsgeschichte ausgewählter Regionen

Michael Zeuske behandelt in diesem Heft die Rolle von *gender* in der kubanischen Sklaverei und Abolition, arbeitet die unterschiedlichen Strategien von ehemaligen Sklaven und Sklavinnen zur sozialen und wirtschaftlichen Absicherung nach der dem Ende der Sklaverei heraus und zeigt, wie die „männliche Republik“ die Verdienste der Frauen in der alltäglichen Emanzipation von der Sklaverei sowie im Unabhängigkeitskrieg unsichtbar machte. Die Historiographie zum Thema *gender* und Sklaverei, Abolition und Postabolition sowie offene Fragen zur Postemanzipationsgeschichte Französisch-Westindiens, die vor allem das Alltagshandeln und die Paar- und Familienbeziehungen der ehemaligen SklavInnen betreffen, werden im Artikel von Ulrike Schmieder reflektiert. Der Forschungsstand zur Nachsklavereigeschichte Britisch- und Dänisch-Westindiens lässt sich anhand des Aufsatzes von Claus Füllberg-Stolberg nachvollziehen, der die beiden Regionen vergleicht, der Frage nach dem Rückzug von Frauen aus der Plantagenarbeit nachgeht und Akten der Herrnhuter Brüdergemeine auswertet, die unter den befreiten SklavInnen ihr christliches Modell von Geschlechter- und Familienbeziehungen verbreiten wollte.

Spannend für die Postemanzipationsforschung ist auch Brasilien, dessen Geschichte in starkem Maße durch die Sklaverei, die hier erst 1888 abgeschafft wurde, und die afrobrasilianische Kultur geprägt ist. Hier gab es schon relativ früh Postabolitionsstudien, oft mit der Fragestellung, welche Arbeitsverhältnisse das Sklavereisystem ersetzt haben – Pachtverhältnisse mit europäischen EinwanderInnen oder Lohnarbeit/*share cropping* durch ehemalige SklavInnen – oder die die Konflikte zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen nach der Sklaverei untersuchten¹⁷. Jüngere Studien setzen ihren Schwerpunkt eher kulturgeschichtlich, arbeiten mit dem Konzept des Black Atlantic und der Diaspora, untersuchen die *agency* der AfrobrasilianerInnen in öffentlichen und privaten Räumen, ihre Rolle in politischen und sozialen Bewegungen oder ihr Verhältnis zu den europäischen EinwanderInnen¹⁸. Daneben gab und gibt es Projekte, die die Erin-

17 F. Fernandes, *A integração do negro na sociedade de classes*, São Paulo 1978; A. J. R. Russell-Wood, *The Black Man in Slavery and Freedom in Colonial Brazil*, New York 1982; M. Trochim, *The Brazilian black guard: racial conflict in post-abolition Brazil*, in: *The Americas*, 44 (1988), 3, S. 285-300; R. J. Scott u. a., *The Abolition of Slavery and the Aftermath of Emancipation in Brazil*, Durham 1988; L. Lamounier, *Between Slavery & Free Labour. Early Experiments with Free Labour & Patterns of Slave Emancipation in Brazil & Cuba*, in: M. Turner (Hrsg.), *From Chattel Slaves to Wages Slaves. The Dynamics of Labor Bargaining in the Americas*, Bloomington 1995, S. 185-200; D. Baronov, *The abolition of slavery in Brazil: the „liberation“ of Africans through the emancipation of capital*, Westport 2000; H. M. Castro, *A cor inexistente: relações raciais e trabalho rural no Rio de Janeiro pós-escravidão*, in: *Estudos afro-asiáticos*, 28 (1995), S. 101-127; H. M. Mattos, *O estranho e o estrangeiro: algumas considerações sobre as relações entre liberdade e negação ao trabalho no pós-abolição*, in: J. da Silva/P. Birman/R. Wanderley (Hrsg.), *Cativeiro e Liberdade*, Rio de Janeiro 1989, S. 90-106; S. Drescher, *Brazilian abolition in comparative perspective*, in: *Hispanic American Historical Review*, 68 (1988), 3, S. 429-460, unternahm einen ersten Versuch, die Abschaffung der Sklaverei in Brasilien vergleichend zu betrachten. Einen umfassenden Vergleich des Abolitionismus in den USA und Brasilien lieferte C. Azevedo, *Abolitionism in the United States and Brazil, A Comparative Perspective*, New York/London 1995.

18 K. D. Butler, *Freedoms Given, Freedoms won: Afro-Brazilians in Post-Abolition*, São Paulo and Salvador, New

nerung an Sklaverei und Emanzipation in Familien früherer Sklaven rekonstruieren und auch die Frage möglicher Reparationen an die Nachfahren der Sklaven behandeln und die sich mit dem Erbe der *quilombos*, der Siedlungen entfloherer Sklaven, sowohl im Erinnerungsdiskurs als auch mit den heute noch bestehenden Siedlungen, beschäftigen¹⁹. Die Forschungen der *oral history* haben allerdings zu spät, erst in den 1980er Jahren, begonnen, um etwas ein vergleichbares Projekt wie „Born in Slavery: Slave Narratives from the Federal Writers’ Project, 1936–1938“ in den USA²⁰ zur Befragung von Menschen, die die Sklaverei noch persönlich erlebt haben, zustande zu bringen.

Wenden wir uns noch kurz der Postsklavereigeschichte Afrikas zu. Die Geschichte von Sklaverei und Sklavenhandel innerhalb Afrikas und die afrikanische Seite des Sklavenhandels nach Amerika und in den Orient sind gut erforscht²¹. Da die afrikanische Skla-

Brunswick 1998; K. D. Butler, From Black History to Diasporan History: Brazilian Abolition in Afro-Atlantic Context, in: African Studies Review, 43 (2000) Heft 1, Special Issue on the Diaspora, S. 125-139; M. H. Machado, O plano e o pânico: Os movimentos sociais na década da abolição, Rio de Janeiro 1994; H. M. Mattos, Das cores do silêncio: os significados da liberdade no sudeste escravista, Brasil Século XIX, Rio 1998; M. H. Machado, From Slave Rebels to Strikebreakers: The Quilombo of Jabaquara and the Problem of Citizenship in Late-Nineteenth-Century Brazil. The Hispanic American Historical Review, Estados Unidos, 86 (2006) 2, S. 247-274; L. H. O. Silva, Após o treze de maio a convivência entre afro-descendentes e imigrantes em São Paulo nas primeiras décadas do século XX. Mediações, Londrina, 7 (2002), S. 9-33; M. C. C. Wissenbach, Da escravidão à liberdade: dimensões de uma privacidade possível, in: N. Sevchenko/F. A. Novais (Hrsg.). História da vida privada no Brasil. República: da Belle Époque à Era do Rádio, São Paulo 1998, Bd. 3, S. 49-130; Á. P. Nascimento, Qual a Condição Social dos Negros no Brasil depois do Fim da Escravidão? O Pós-Abolição no Ensino de História, in: M. A. Andrade Salgueiro (Hrsg.). A República e a Questão do Negro no Brasil. Rio de Janeiro 2006, S. 11-24. Zusammenfassung zur brasilianischen Postabolutionsforschung: A. M. Lugão Rios/H.M. Mattos, O pós-abolição como problema histórico: balanços e perspectivas, in: Topoi, 5 (2004), S. 170-198.

- 19 M. J. Maestri (filho), Depoimentos de escravos brasileiros, São Paulo 1988; A. M. Dalla Vecchia, Vozes do silêncio: depoimentos de descendentes de escravos do Meridão Gaucho, Pelotas 1994; ders., Os filhos da escravidão: memórias de descendentes de escravos da região meridional do Rio Grande do Sul, Pelotas 1993; A. M. Lugão Rios/H. M. Mattos, Memórias do cativo: família, trabalho e cidadania nos pós-abolição, Rio de Janeiro 2005; H. M. Mattos, Memórias do Cativo: narrativas e etnotexto. História oral, São Paulo, 8 (2005) 1, S. 43-60; H. M. Mattos, Os Combates da Memória: escravidão e liberdade nos arquivos orais de descendentes de escravos brasileiros. Revista Tempo, Niterói, 3 (1998) 6, S. 119-138; ders., Em nome do pai, gênero, família e etnicidade nos depoimentos de descendentes de libertos (Brasil, 1888–1940), XX Congresso Internacional da LASA (Latin American Studies Association), Guadalajara, Mexico, 17-19.04.1997; S.A.Reily, To Remember Captivity: The „Congados“ of Southern Minas Gerais, in: Latin American Music Review/Revista de Música Latinoamericana, 22 (2001) 1, S. 4-30; E. Araújo: Negras memórias, O imaginário luso-afro-brasileiro e a herança da escravidão. Estudos avançados, 18 (2004) 50, http://www.scielo.br/scielo.php?script=sci_arttext&pid=S0103-40142004000100021&lng=en&nrm=iso&tlng=pt (letzter Zugriff 12.09.2006); H. M. Mattos, Terras de Quilombo: cittyoyenneté, mémoire de la captivité et identité noir dans le Brésil, in: Cahiers du Brésil Contemporain, (2003) 53/54, S. 115-148; H. B. Mattos, „Remanescentes das comunidades dos quilombos: memórias do cativo e políticas de reparação no Brasil, Revista de Universidade de São Paulo, 68 (2006), S. 104-111. Dies., „Remanescentes de Quilombo: Memory of Slavery, Historical Justice, and Citizenship in Contemporary Brazil, in: Repairing the Past. Confronting Legacies of Slavery, Genocide and Caste – Gilder Lehrman Center for the Study of Slavery, Resistance and Abolition 7th Annual Conference International Conference, New Haven, Yale University 2005. N.M.M. Gusmão, Herança quilombola: negros, terras e direitos, in: J. Bacelar/C. Caroso (Hrsg.), Brasil, um país de negros?. Rio de Janeiro, Salvador 1999, S. 143-162.

20 <http://memory.loc.gov/ammem/snhtml/snhome.html>, Zugriff 15.01.2007.

- 21 Ich danke Brigitte Reinwald, Silke Strickrodt und Jan-Georg Deutsch für etliche Literaturhinweise zu Sklaverei und Postabolition in Afrika und Brigitte Reinwald für ihren kritischen Kommentar zu diesem Abschnitt. Ich nenne nur Werke seit 1990: T. Falola/P. Lovejoy, Pawnship in Africa. Debt Bondage in Historical Perspective, Boulder 1994; W. Hawthorne, Planting Rice and Harvesting Slaves: Transformations along the Guinea-Bissau Coast, 1400–1900, Portsmouth 2003; R. Law, The social History of a West African Slaving port, 1727–1892, Oxford 2004;

verei häufiger Frauen, die für die Feldarbeit, für die Hausarbeit und als „Kinderproduzentinnen“ nachgefragt wurden, als Männer betraf, befassen sich im Prinzip alle Arbeiten mit dem Thema Sklaverei und Geschlecht, ohne dass in frühen Werken mit dem Begriff *gender* gearbeitet wurde. Daneben gibt es Studien, die sich explizit dem Thema „Frauen und Sklaverei in Afrika“ widmen²². Die Ethnologie/Historische Anthropologie brachte die gegensätzlichen Auffassungen zum Charakter der afrikanischen Sklaverei von Claude Meillassoux²³ und Suzanne Miers/Igor Kopytoff²⁴ hervor: Nach Meillassoux wurden vor allem Fremde, „Nicht-Verwandte“ versklavt, um deren Arbeitskraft auszubeuten. Kriegeraristokratie und Kaufleute gründeten ihre politische und wirtschaftliche Macht auf Sklavenraub, Sklavenhandel und die Aneignung des von den Sklaven erzeugten Mehrprodukts. Frauen seien wegen ihrer höheren Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft stärker nachgefragt worden, nicht wegen ihrer biologischen Reproduktionsfähigkeit. Miers/Kopytoff verstehen dagegen Sklaverei als Teil der afrikanischen Verwandtschaftsbeziehungen. Die Situation von SklavInnen ähnele der Lage von benachteiligten Verwandten wie Frauen und Kindern. SklavInnen waren zunächst Fremde mit kaum oder gar keinen Rechten, wurden aber nach und nach in die Familie inkorporiert. Kinder von Sklavinnen, besonders aus Ehen mit Nichtsklaven, erwarben Rechte gegenüber der Verwandtengruppe. Sklavinnen, die ihrem Besitzer ein Kind geboren hatten, wurden bei dessen Tod freigelassen. Jüngere Forschungen betonen die Unterschiede der Sklaverei in verschiedenen afrikanischen Gesellschaften und versuchen, eine Synthese aus diesen widersprüchlichen Auffassungen herzustellen. Nach Cooper²⁵ waren SklavInnen Mehrwertproduzenten *und* Beinahe-Verwandte, die konkrete Form der sozialen Verhältnisse sei aus dem Handeln von Menschen, aus den Auseinandersetzungen von SklavInnen und SklavenhalterInnen, hervorgegangen.

Nach Beendigung des transatlantischen Sklavenhandels entwickelte sich eine Plantagen-sklaverei zur Erzeugung von *legitimate products* (Palmöl, Erdnüsse, Gewürze), bei der Männer und Frauen zu ähnlich harschen Bedingungen wie in der Karibik ausgebeutet

J. Capela, O tráfico de escravos, nos portos do Mocambique 1733–1904, Porto 2002; F. M. I. Moreira Bastos, Luanda, quotidiano e escravos no século XIX, Lisboa 2003; M. A. Klein, Slavery and Colonial Rule in French West Africa, Cambridge 1998; J. C. Curto/P. E. Lovejoy (Hrsg.) Enslaving Connections: Western Africa and Brazil during the Era of the Slavery. Amherst, New York 2004; H. S. Klein, The Atlantic Slave Trade, Cambridge 1990; P. Manning, Slavery and African Life: Occidental, Oriental, and African Slave Trades, Cambridge 1990; R. Law/S. Strickrodt (Hrsg.) Ports of the Slave Trade (Bights of Benin and Biafra). Papers from a conference of the Centre of Commonwealth Studies, University of Stirling, June 1998 (Stirling: Centre of Commonwealth Studies, University of Stirling, 1999). Überblick über die Historiographie, auch zur unten beschriebenen Kontroverse über den Charakter der afrikanischen Sklaverei und die Rolle der Frauen in: J. G. Deutsch, Sklaverei als historischer Prozeß, in: J. G. Deutsch/A. Wirz, Albert (Hrsg.), Geschichte in Afrika. Einführung in Probleme und Debatten (Zentrum Moderner Orient), Berlin 1997, S. 53–74.

22 C. C. Robertson/M. A. Klein A. (Hrsg.), Women and Slavery in Africa, Madison 1983; M. Klein, Women in slavery in the Western Sudan, in: Problems in African history (2005), S. 199–211; E. G. Bay, Wives of the Leopard: Gender, Politics and Culture in the Kingdom of Dahomey, Charlottesville 1998.

23 C. Meillassoux, L'esclavage en Afrique précoloniale, Paris 1975.

24 S. Miers/I. Kopytoff (Hrsg.), Slavery in Africa, Historical and Anthropological Perspectives, Madison 1977.

25 F. Cooper, Plantation Slavery on the East Coast of Africa, New Haven 1977; ders., From Slaves to Squatters: Plantation Labour and Agriculture in Zanzibar and Coastal Kenya, 1890–1925, New Haven/London 1980.

wurden²⁶. Dort, wo auf Plantagen Hunderte von SklavInnen arbeiteten, kam es nicht mehr zu einer allmählichen Integration der SklavInnen in die Familie des Besitzers, wie sie bei der traditionellen Haussklaverei üblich gewesen war, wodurch sich der Charakter der innerafrikanischen Sklaverei änderte.

Die Langwierigkeit der am Ende des 19. Jahrhunderts begonnenen Abolition der Sklaverei in Afrika markiert einen wesentlichen Unterschied zur Karibik und Lateinamerika²⁷. In Afrika gab es keinen Tag X, an dem die SklavInnen wirklich frei waren, wovon die älteren Studien noch ausgegangen waren²⁸. Die Abschaffung der Sklaverei bedrohte die Pläne der Kolonialmächte, man benötigte die Arbeitskraft von SklavInnen und Sklavensoldaten und betrachtete geflohene SklavInnen als Unruhestifter. Sklavinnen-Ehefrauen sollten nicht aus der patriarchalischen Herrschaft ihrer Besitzer-Ehemänner herausgelöst werden. Außerdem leisteten die afrikanischen Eliten, auf die Kolonialmächte zur Sicherung der kolonialen Ordnung und zur Rekrutierung von Arbeitskräften angewiesen waren, massiven Widerstand gegen die Abolition der Sklaverei, so dass diese neben neuen Formen der Zwangsarbeit bis weit in das 20. Jahrhundert andauerte. Deshalb kann im Hinblick auf Afrika Sklaverei- und Postemanzipationsgeschichte auch nicht nach dem Prinzip „vorher, nachher“ funktionieren, sondern muss stärker die Übergänge zwischen verschiedenen Rechts- und Arbeitsverhältnissen in den Blick nehmen.

Die Strategien der Kolonialmächte in Afrika, die ehemaligen Sklaven zu Lohnarbeit oder *share cropping* auf Plantagen oder zur Arbeit an Infrastrukturprojekten zu zwingen, das Bemühen der Sklavhalter, ehemalige SklavInnen in Abhängigkeit zu halten, sowie das dem entgegengesetzte Streben der ehemaligen SklavInnen zur Erlangung größerer persönlicher und wirtschaftlicher Freiheit und ihre Widerstandsaktionen sind ebenfalls beschrieben worden, z. B. von Cooper für Sansibar und die Küste von Kenia sowie später in einem umfassenden Vergleich von Französischwestafrika und den britischen Kolonien in Afrika²⁹. Haengers Arbeit zur Goldküste, Rufs Buch zu Mauretania, Robertsons Artikel zu Accra sowie Scullys Studie zu den ländlichen Regionen der westlichen Kapkolonie analysieren auch geschlechtsspezifische Fragen der Sklavenemanzipation, der Abhängigkeitsverhältnisse und der Plantagenarbeit nach der Sklaverei³⁰. Außerdem wurden

26 R. Law (Hrsg.), *From Slave Trade to Legitimate Commerce: The Commercial Transition in Nineteenth Century West Africa*, Cambridge 1995.

27 P. Lovejoy/J. S. Hogendorn, *Slow death for slavery: the course of abolition in Northern Nigeria, 1897–1936*, Cambridge 1993; J. E. Mason, *Social Death and Resurrection: Slavery and Emancipation in South Africa*, Charlottesville 2003; T. R. Getz, *Slavery and Reform in West Africa. Toward Emancipation in Nineteenth-Century Senegal and the Gold Coast*, Athens, Oxford, 2004; G. Austin, *Labour, Land and Capital in Ghana. From Slavery to Free Labour in Asante, 1807–1956*, Rochester 2005; G. Campbell (Hrsg.), *Abolition and its Aftermath in Indian Ocean Africa and Asia*, (Studies in Slave and Post-Slave Societies and Cultures) London/New York 2005

28 Z. B. S. Miers/R. Roberts, *The End of Slavery in Africa*, Madison 1988.

29 Cooper, *From Slaves to Squatters* (Anm. 25); F. Cooper, *Decolonization and African Society: The Labor Question in French and British Africa*, Cambridge 1996.

30 P. Haenger, *Sklaverei und Sklavenemanzipation an der Goldküste; Ein Beitrag zum Verständnis von sozialen Abhängigkeitsbeziehungen in Westafrika*, Basel/Frankfurt a. M. 1997; U. P. Ruf, *Ending Slavery. Hierarchy, Dependency and Gender in Central Mauritania*, Bielefeld 1998; C. C. Robertson: *Post-Proclamation Slavery in Accra: A Female Affair?*, in: Robertson/Klein, *Women and Slavery in Africa* (Anm. 22), S. 220-242; P. Scully, *Liberating the*

Autobiographien von SklavInnen, kulturelle Muster der Nachsklavereigesellschaft und mündliche Überlieferungen zu Sklavenhandel und Sklaverei untersucht³¹.

In der Postemanzipationsgeschichte fehlen allerdings noch für etliche Regionen Afrikas Arbeiten, die aus der Perspektive der Sozial- und Kulturgeschichte die prozessualen Übergänge von der Sklaverei zu anderen (Zwangs- und Lohn-)arbeitsverhältnissen thematisieren und dabei die Mikrogeschichte der *agency* von ehemaligen SklavInnen gegen das Bestreben von Kolonialmacht und ehemaligen Sklavenhaltern, sie weiter ökonomisch auszubeuten und in einer gesellschaftlich inferioren Position zu halten, einbeziehen sowie Konflikte im Geschlechterverhältnis im Prozess der Emanzipation untersuchen.

Die Verknüpfung von *gender history* und *postemancipation history*

Den aktuellen Forschungsstand zu diesem Bereich kann man dem Sammelband „Gender and Slave Emancipation in the Atlantic World“³² von Pamela Scully und Diana Paton entnehmen, der eine gute Einführung in den Themenkomplex und Beiträge enthält, die sich mit dem Verhältnis von *gender* und Abolition der Sklaverei/Geschichte der unmittelbaren Postemanzipationsperiode in Amerika (Französisch-Westindien, Jamaika, Brasilien, USA, Britisch-Westindien, Kuba, Puerto Rico, Barbados, St. Vincent) und in Afrika (Kapkolonie, Französisch-Westafrika) befassen. Dazu wird eine recht umfangreiche Bibliographie geliefert, auch zum Thema „Postemanzipation und Geschlechterverhältnisse in den USA“, das zu behandeln wegen der enormen Zahl von Veröffentlichungen den Rahmen dieser Einführung sprengen würde.

Für viele Regionen sind Familienstrukturen und Geschlechterbeziehungen für die Zeit der Sklaverei besser untersucht als für die Zeit der Postemanzipation. Dies gilt z. B. für Kuba³³, wo für die Nachsklavereiperiode nur die Studien von Michael Zeuske und Re-

Family? Gender and British Slave Emancipation in Rural Western Cape, South Africa, 1823–1853, Portsmouth, Oxford, Cape Town 1997.

31 M. Wright, *Strategies of Slaves & Women, Life-Stories from East/Central Africa*, New York 1993; P. Curtin, *Africa Remembered, Narratives by West Africans from the Era of the Slave Trade*, Madison und London 1967; E. A. Zimba/A. Isaacman, *Slave Routes and Oral Tradition in Southeastern Africa*, Maputo 2006; L. Fair, *Pastimes and Politics: Culture, Community and Identity in Post-Abolition Zanzibar, 1890–1945*, Athens/Oxford 2001.

32 P. Scully/D. Paton (Hrsg.), *Gender and Slave Emancipation in the Atlantic world*, Durham/London 2005; vgl. auch die Rezension der Verfasserin unter <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-3-070>> Von Paton stammt auch: No bond but the law: punishment, race, and gender, in *Jamaica State Formation 1780–1870*, Durham 2004. Kurzfassung: D. Paton, *The Penalties of Freedom: Punishment in Postemancipation Jamaica*, in: R. D. Salvatore/C. Aguirre/J. M. Gilbert (Hrsg.), *Crime and Punishment in Latin America*, Durham/London 2001, S. 275–307. Darin wird sehr überzeugend nachgewiesen, wie in der Nachsklavereiperiode die staatliche Gewalt die private Gewalt der Sklavenhalter ablöste, um die ehemaligen Sklaven zur Plantagenarbeit zu den Konditionen der Pflanze zu zwingen (was so nicht gelang) und die rassistisch begründete Unterordnung der afrojamaikanischen Bevölkerung durchzusetzen. Um die Werteordnung der weißen Elite durchzusetzen, wurden Sexualdelikte ab 1850 wieder mit Auspeitschen bestraft. T. Martínez Vergne, *The Liberation of Women in the Caribbean: Research perspective for the Study of Gender Relations in the Post-Emancipation Period*, in: *Caribbean Studies*, 27 (1995), 1–2, S. 1–36, stellt die Forschungsdesiderate zum Thema *gender* und *post-emancipation* dar, keine eigenen Forschungsergebnisse.

33 M. C. Barcia Zequeira, *La otra familia. Parientes, redes y descendientes de los esclavos en Cuba*, La Habana 2003;

becca Scott für die Region Cienfuegos/Villa Clara zu geschlechtsspezifischen Strategien ehemaliger Sklaven und Sklavinnen, mit den sie ihr wirtschaftliches Überleben nach der Abolition sichern und ihren Status als freie Personen bekräftigen wollten, vorliegen³⁴. Das trifft aber auch auf die britische und französische Karibik zu (siehe die Artikel von Claus Füllberg-Stolberg und Ulrike Schmieder in diesem Band). Und es gilt für Brasilien, wo die Literatur zum Thema Sklaverei/Abolition und *gender* sehr umfangreich ist³⁵, und die zu Postemanzipation/Erinnerung an die Sklaverei und *gender* deutlich weniger Titel umfasst³⁶, jedenfalls, wenn man sich die Dimension des Landes und die Bedeutung der Sklaverei für seine Geschichte vergegenwärtigt.

Die Mikrogeschichte der geschlechtsspezifischen wirtschaftlichen und sozio-kulturellen

D. Castañeda, *The Female Slave in Cuba during the First Half of the Nineteenth Century*, in: Shepherd/Brereton/Bailey, *Engendering History*, S. 141-154; U. Schmieder, *Geschlecht und Ethnizität in Lateinamerika im Spiegel von Reiseberichten: Mexiko, Brasilien, Kuba 1780–1880*, Stuttgart 2003, Kap. 5.2; V. Martínez Alier, *Marriage, Class and Colour in nineteenth-century Cuba. A Study of Racial Attitudes and Sexual Values in a Slave Society*, Cambridge 1974; M. Morrissey, *Slave Women in the New World, Gender Stratification in the Caribbean*, Lawrence/Kansas 1989 (behandelt auch Kuba); E. Capron, *Les femmes esclaves à Cuba (1789–1886): Premières approches*, unveröff. Diss., Université Paris VIII, 2003.

- 34 M. Zeuske, *Lux Veritatis, vita memoriae, magistra vitae – Diecoséis vidas y la Historia de vida*, in: J. Opatrny/C. Naranjo Orovio (Hrsg.), *Visitando la Isla. Temas de historia de Cuba, Cuadernos de Historia Latinoamericana*, Madrid 2002, S. 161-190; R. J. Scott, *Reclaiming Gregoria's Mule: The Meaning of Freedom in the Arimani and Cannao Valleys, Cienfuegos, Cuba, 1880–1899*, in: *Past & Present* 170 (2001) 1, S. 181-216. R. Scott/M. Zeuske, *Le „droit d'avoir des droits“. Les revendications des ex-esclaves à Cuba (1872–1852)*, in: *Annales, Histoire, Sciences sociales*, 59 (2004) 3, S. 521-547.
- 35 (Auswahl): S. M. Giacomini, *Mulher e escrava, Uma introdução ao estudo da mulher negra no Brasil*, Petrópolis 1988; S. Lauderdale Graham, *House and street, the domestic world of slaves and masters in nineteenth-century, Rio de Janeiro*, Cambridge 1988; M. del Priore, *A maternidade da mulher negra no período colonial brasileiro*, São Paulo 1989; L. Mott, *Escravidão, homossexualidade, e demonologia*, São Paulo 1988; M. L. de Barros Mott, *Submissão e resistência: A mulher na luta contra a escravidão*, São Paulo 1988; A. C. Metcalf, *Searching for the slave family in colonial Brazil: Reconstruction from São Paulo*, in: *Journal of Family History*, 16 (1991) 3, S. 283-297; K. Grinberg, *Liberata – A lei da ambigüidade: As ações de liberdade da Corte da Apelação do Rio de Janeiro o século XIX*, Rio de Janeiro 1994; S. Lauderdale Graham, *O impasse da escravatura: prostitutas escravas, suas senhoras e a lei brasileira de 1871*, in: *Acervo*, 9 (1996) 1-2, S. 33-66; M. Abreu, *Slave Mothers and Free Children: Emancipation and Female Space in Debates on the „Free Womb“ Law, Rio de Janeiro 1871*, in: *Journal of Latin American Studies*, 28 (1996) Heft 3, S. 567-580; S. M. Brandão Vasconcelos, *Ventre livre, mãe escrava. A Reforma social de 1871 em Pernambuco*, Recife 1996; R. M. Slenes, *Na senzala, uma flor: esperanças e recordações na formação da família escrava – Brasil Sudeste, século XIX*, Rio de Janeiro 1999; S. Lauderdale Graham, *Caetana Says No: Women's Stories from a Brazilian Slave Society*, Cambridge 2002; C. M. Rocha, *Histórias de famílias escravas: Campinas, século XIX*, Campinas 2004; N. Mieko, *Slavery and identity: ethnicity, gender, and race in Salvador, Brazil, 1808–1888*, Bloomington 2003; K. J. Higgins, *„Licentious liberty“ in a Brazilian gold-mining region: slavery, gender, and social control in eighteenth-century Sabará, Minas Gerais*, University Park 1999; L. Gonçalves Ferreira, *Suaues amazonas: mulheres e abolição da escravatura no Nordeste*, Recife 1999; E. R. Goldschmidt, *Casamentos mistos: liberdade e escravidão em São Paulo colonial*, São Paulo 2004; R.A. Kittleson, *Women and Notions of Womanhood in Brazilian Abolitionism*, in: Scully/Paton, *Gender and Slave Emancipation* (Anm. 32), S. 99-120.
- 36 V. Martínez Alier, *Coffee planters, workers and wives: class conflict and gender relations on São Paulo plantations, 1850–1980*, London 1988; H. M. Mattos, *Em nome do pai. M. Abreu, Mulatas, Crioulos, and Morenas: Racial Hierarchy, Gender Relations, and National Identity in Postabolition Popular Song: Southeastern Brazil, 1890/1920*, in: Scully/Paton, *Gender and Slave Emancipation* (Anm. 32), S. 267-288; M. Abreu, *O império do divino: Festas religiosas e cultura popular no Rio de Janeiro, 1830–1900*, Rio de Janeiro 1999; H. M. Mattos, *Mémoria do cativo: etnicidade, classe e gênero nos acervos orais dos descendentes de escravos*, in: O. Rodrigues de Moraes von Simson (Hrsg.), *Os desafios contemporâneos da história oral*, Campinas 1996, S. 329-344; dies., *Memory of Slavery: ethnicity, class and gender in the oral memorabilia of slave descendants*, in: IX International Oral History Conference, Göteborg 1996.

Überlebensstrategien der ehemaligen Sklavinnen und Sklaven in der Stadt und auf dem Land in der Periode der Postemanzipation in der Karibik ist bisher nicht umfassend untersucht worden (wobei die Forschungen im Hinblick auf Kuba und im Hinblick auf die britische Karibik am weitesten fortgeschritten sind), vor allem nicht in vergleichender Perspektive. Der Frage, ob die These von Sydney Mintz³⁷ vom Streben der ehemaligen Sklaven nach einem Leben als Kleinbauern auf alle ehemaligen Plantagenkolonien übertragbar ist, ist bisher nicht systematisch nachgegangen worden, und das Problem ist dementsprechend auch nicht hinreichend geschlechterspezifisch untersucht worden. Theoretische Ansätze jenseits des *peasantization*-Modells wie Mary Turners These vom Übergang von *chattel slaves* zu *wage slaves*³⁸ müssten auf ihre Anwendbarkeit für andere Regionen überprüft werden. Es fehlt auch die Erforschung der Diskurse von ehemaligen SklavInnen über *gender* und *race* und die Aufarbeitung inner- und interethnischer Konflikte zwischen den Geschlechtern in der Postemanzipationsphase, in Quellen, die eine „Geschichte von unten“ ermöglichen.

Neben den geschlechtsspezifischen wirtschaftlichen und kulturellen Überlebensstrategien und Mustern der Migrationen auf und zwischen den karibischen Inseln nach der Abolition wäre auch zu untersuchen, in welchem Maße Mutter-Kind-Familien, Kernfamilien oder erweiterte Familien die Familien der ehemaligen SklavInnen bestimmten, ob die Beziehungsform der *visiting union* die Marginalisierung der Männer in der Familie bedeutete oder nicht, welche Formen übergenerationeller Familiensolidarität es gab und inwieweit wirtschaftliche Entscheidungen vom Wunsch nach ko-residentiellen Paar- und Familienbeziehungen geprägt waren.

Versuchen wir diesen knappen historiographischen Überblick zusammenzufassen, dann lässt sich einerseits ein großes und durchaus in den letzten Jahren wachsendes Interesse an der Thematik feststellen, das sich in zahlreichen Publikationen niederschlägt. Gleichwohl besteht aber noch ein umfangreicher Forschungsbedarf, um die Hypothesen, die aus einzelnen Fallstudien und Regionaluntersuchungen formuliert worden sind, auf ihre Allgemeingültigkeit zu prüfen.

37 Z. B. vertreten in: S. W. Mintz, *Caribbean Transformations*, Chicago 1974.

38 M. Turner, *Chattel slaves into wage slaves: A Jamaican Case Study*, in: M. Cross Malcolm/G. Heumann (Hrsg.), *Labour in the Caribbean, From emancipation to independence*, London/Basingstoke, 1987, S. 14-31; Turner, *From Chattel Slaves to Wages Slaves* (Anm. 14). M. Twaddle, *The Wages of Slavery. From Chattel to Wage Labour in Africa, the Caribbean and England*, London/Portland 1993.

Sklaverei, Postemanzipation und Gender auf Kuba. Ein Überblick

Michael Zeuske

SUMMARY

Michael Zeuske: Slavery, Postemancipation and Gender in Cuba. An Overview

This article gives an overview on gender aspects of the slavery politics of the Spanish colonial state and of the Cuban masters in the period of the so called “Second Slavery” (Dale Tomich) – the capitalist Massensklaverei of the 19th century. In a second step the paper tries to differentiate the gender-politics of the two opposite sides in the anti-colonial wars of 1868–1898 and their strategies towards abolition. Finally, in a micro-historical approach the article follows the trails of individual ex-slaves after the abolition of slavery in Cuba (1886), like Esteban Montejo, the famous cimarrón, and analyses their gendered responses to the more and more racialized politics and the machismo of the post-emancipation era.

Nach Manuel Moreno Fraginals’ Sklavereiklassiker *El Ingenio* war die Sklaverei auf Kuba nach 1800 nicht nur größer als die auf allen anderen Inseln zusammen. Auf der Insel hatte die Sklaverei auch einen höheren Frauenanteil, die im urbanen Bereich auch noch schneller und öfter freigelassen wurden als Sklaven anderer Bereiche.¹ Kuba war in gewissem Sinne die reformistische Erbin der karibischen Boom-Sklavereien auf Jamaika, Barbados und Saint-Domingue und beeinflusste die Modernisierungswege anderer ka-

1 M. Moreno Fraginals, *El Ingenio. Complejo económico social cubano del azúcar*, 3 Bde., La Habana, 1978; Moreno Fraginals, *Peculiaridades de la esclavitud en Cuba*, in: *Islas. Revista de la Universidad de Las Villas* No. 85, Santa Clara (Sept.-Dic. 1986), S. 3-12; M. Zeuske, *Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikulturen und Emanzipation*, Zürich 2004; M. del C. Barcia Zequeira, *El tema negro en la historiografía cubana del siglo XX*, in: *Del Caribe* 44 (2004), S. 102-110, siehe zukünftig auch: Zeuske, *Geschichte der Sklaven und der Sklaverei auf Kuba (1492–1973). Darstellung, Dokumente und Bilder*, 2007 (i. Vorb.)

ribischer Sklavereisysteme (Puerto Rico, Martinique und Guadeloupe oder Suriname).² Eine kleine Reformfraktion der äußerst dynamischen Unternehmergruppe der Sklavenhalter und Ingeniobesitzer (*hacendados, patricios*) von Havanna forderte in Auswertung der „Erfahrung Haiti“ bereits am Beginn des 19. Jahrhunderts von der Krone das, was man heute eine aktive Genderpolitik³ in Bezug auf Sklavenhandel und Sklaverei nennen würde. Am Beginn der „Zweiten Sklaverei“⁴ auf Kuba standen somit Reformbemühungen in Bezug auf das Geschlechterverhältnisses der ruralen Sklaven, die auch Frauen-„Vollbeschäftigung“ beinhalteten. Francisco de Arango y Parreño schrieb 1804 ein Gutachten über *escasez de hembras esclavas*. Der Patricio und Ingeniobesitzer Arango forderte angesichts der Probleme mit rein maskulinen Sklavenpopulationen und angesichts rapide steigender Sklavenpreise mehr Frauensklaven.⁵ Er stattete ein Mustergut mit Sklavinnen aus.⁶ Seinem Ingenio mit Zuckersklavinnen gab er den Namen *La Ninfa* – die Nymphe. Arango war Zyniker. Was aus heutiger Sicht wie reine Brutalität anmuten mag und für die geraubten Afrikanerinnen auch brutal war, wurde ab ca. 1840 zu einer der Grundlagen für die Überlebensfähigkeit neuer Populationen von Menschen unter den Bedingungen der Massensklaverei.

Bis etwa 1840 allerdings blieben die neuen Güter (*ingenios*) der großen Sklavenbesitzer, vor allem in der Region Matanzas, Männergefängnisse, in denen es oft zu Rebellionen kam. Einer der größten Aufstände mit regelrechten Kriegshandlungen war die Rebellion der Lucumí-Bozales von 1833 in Banes.⁷ Erst mit einer konstruierten großen Sklavenrebellion (La Escalera 1843/44) konnte sich der Staat gegenüber den Besitzern durchsetzen. Und erst gegen Ende der fünfziger Jahre war das Frauen- und Männerverhältnis der *Cuba grande* etwas ausgeglichener. Sich selbst reproduzieren konnte die große Gruppe der Zuckersklavinnen und -sklaven allerdings nicht.⁸ Im urbanen Bereich dagegen war das Verhältnis von Männern und Frauen seit jeher ausgeglichen und es gab sogar einen Frauenüberschuss, ebenso wie bei den gerade Freigelassenen (*libertos*). Der Staat griff vor

- 2 D. W. Tomich, *Slavery in the Circuit of Sugar: Martinique and the World Economy, 1830–1848*, Baltimore/London 1990.
- 3 Die zeitgenössische Wahrnehmung von Genderproblemen operierte in Bezug auf Sklavinnen fast immer mit dem Hauptbegriff *hembra* (etwa: Weibchen) – eine Terminologie, die aus der bäuerlichen Sprache von Viehhaltern übernommen ist. Ich benutze das Konzept *gender* hier im Sinne von Potthast und Schmieder, zusammengefasst in U. Schmieder, „Einleitung“, in: Schmieder, *Geschlecht und Ethnizität in Lateinamerika im Spiegel von Reiseberichten: Mexiko, Brasilien und Kuba 1780–1880*, Stuttgart 2003, S. 9–100, besonders S. 12–18.
- 4 D. W. Tomich, *The „Second Slavery“: Bonded Labor and the Transformations of the Nineteenth-century World Economy*, in: F. O. Ramírez (Hrsg.), *Rethinking the Nineteenth Century: Contradictions and Movement*, New York 1988, S. 103–117; Tomich, *The Wealth of the Empire: Francisco de Arango y Parreño, Political Economy, and the Second Slavery in Cuba*, in: *Comparative Studies in Society and History*, No. 1 (2003), S. 4–28.
- 5 F. Arango y Parreño, *Certificación de la Secretaría del Consulado de la Habana y Real Orden reservada de 22 de abril de 1804, sobre escasez de hembras esclavas y medios de propagar la especie negra*, in: Arango y Parreño, Francisco, *Obras de D. Francisco de Arango y Parreño*, 2 Bde., La Habana 1952 (Obras), Bd. II, S. 196–198.
- 6 Biblioteca Nacional de Cuba, La Habana (BNC), Sala Cubana (SC), Colección Pérez Beato: Documentos relacionados con el ingenio La Ninfa. La Ninfa, 1812–1832 (18 Blatt; C.M. Pérez, No. 516).
- 7 M. Zeuske, „Widerstand“, in: Zeuske, *Geschichte der Sklaven und Sklaverei auf Kuba (1492–1973)*. Geschichte, Darstellung und Bilder (i. Vorb.), S. 316–351.
- 8 M. Tadman, *The Demographic Coast of Sugar: Debates on Slave Societies and Natural Increase in the Americas*, in: *American Historical Review (AHR)* Vol. 105, Number 5 (Dec. 2000), S. 1534–1575.

allem mit der Politik der spanischen Liberalen seit 1842 – die gezwungenermaßen und oft gegen ihre tiefsten Überzeugungen Sklaverei und (illegalen) Sklavenhandel auf und nach Kuba als Milchkuh des Imperiums akzeptieren mussten⁹ – sehr stark in die juristische Gestaltung der Sklaverei ein; den Höhepunkt markiert der Sklavereikodex von 1842. Der liberale Generalkapitän Geronimo Valdés erließ nach einer Umfrage (*Carta circular*) bei zwölf der einflussreichsten Hacendados¹⁰ den berühmten *Bando de Gobernación y Policía de la Isla de Cuba* von 1842, mit einem *Reglamento de esclavos* (sowie einer *Instrucción de Pedáneos*).¹¹ Wichtigster Gehalt des Reglements: es schränkte die Mobilität der ruralen Sklaven noch stärker ein als bisher. Dieser *Reglamento* von 1842 war im Grunde – nach einem halben Jahrhundert, denn Arango hatte sich mit seinen Vorschlägen von 1832 nicht durchsetzen können¹² – eine Konkretisierung, Systematisierung und striktere Fassung der Grundregeln, die schon im *Código Negro Español (Instrucción)* von 1789¹³ festgeschrieben werden sollten. Nach Fernando Ortiz stellte er den „wahre(n), einzige(n) und späte(n) Código Negro hispano-cubano“ dar.¹⁴ In Wirklichkeit war der Text eine „einfache resümierte und wenig veränderte Version des (Sklaven-) *Reglamentos*, erlassen für die Sklaven von Puerto Rico (1826), welches seinerseits eine resümierte Version der *Instrucción* von 1789 war, aber stärker verändert und an den Fall der einzelnen Insel angepasst“. ¹⁵ Aber das Signal war überdeutlich. Der Staat nahm die Sklaverei unter Kontrolle. Die kubanische Sklaverei wurde de jure erstmalig internen staatlichen Regeln unterworfen. Sklavinnen und Sklaven durften nach den Regeln dieser Gesetze einen *Síndico Procurador* anrufen¹⁶, einen offiziellen und vom Staat finanzierten Verteidiger für Sklaven (was eigentlich auch schon 1789 vorgesehen gewesen war und de facto betrieben wurde). Der *Reglamento* ist ein Codex, der vor allem für die rurale Sklaverei und Sklavinnen sowie Sklaven der Kaffee- und Zuckergebiete galt. In der Geschichte der Sklavenkodices weist der *Reglamento* für Kuba weltweit eine absolute Besonderheit auf – das *Recht auf coartación*; ein geschriebenes Recht für Sklaven, sich selbst unter bestimmten

9 J. M. Fradera, *Colonias para después de un imperio*, Barcelona 2005.

10 J.-P. Tardieu, La encuesta de 1842, in: Tardieu, „Morir o dominar“. En torno al reglamento de esclavos en Cuba (1841–1866), Madrid/Frankfurt a. M. JAHF, S. 123-138; siehe auch: „Documentos“, ebd., S. 206-263 (nach: Archivo Nacional de Cuba (ANC), La Habana, Gobierno Superior Civil (GSC), legajo 940, No. 33).

11 G. Valdés, Bando de Gobernación y Policía de la Isla de Cuba/Reglamento de esclavos, in: Documentos para la historia de Cuba, 5 vols. in 4 Bden., Pichardo, Hortensia (Hrsg.), La Habana 1973 (im Folg.: Pichardo, Documentos), Bd. I, S. 316-326 (nur Reglamento); siehe Ausschnitte aus dem Bando und der Instrucción de Pedáneos in: F. Ortiz, *Los negros esclavos*, La Habana 1976, S. 439-442, 449-452; alle drei Texte in: Bando de Gobernación y Policía de la Isla de Cuba. Espedido por el Escmo. Sr. Don Gerónimo Valdés. Presidente, Gobernador y Capitán General, La Habana 1842.

12 Arango y Parreño, Representación al Rey sobre la extinción del tráfico de negros y medios de mejorar la suerte de los esclavos coloniales (28. Mai 1832), in: Arango, *Obras*, Bd. II, S. 529-536.

13 M. Lucena Salmoral, El original de la R.C. circular sobre la educación, trato y ocupaciones de los esclavos en todos los dominios de Indias e islas Filipinas, in: *Estudios de Historia Social y Económica de América*, Nr. 13 (1995), Alcalá de Henares, S. 311-317.

14 Ortiz, *Los negros esclavos* (Anm. 11), S. 340.

15 Lucena Salmoral, El reglamento de esclavos de Cuba; La Habana, 1842, in: Lucena Salmoral, *Los Códigos Negros de la América española*, Alcalá de Henares 1996, S. 141-159, hier S. 159 sowie Dokument Nr. 6, S. 295-300.

16 Barcia Zequeira, Los Síndicos de los Ayuntamientos. Mediación legal de los esclavos, in: ders., *La otra familia. Parientes, redes y descendencia de los esclavos en Cuba*, La Habana 2003, S. 47-54.

Regeln frei zu kaufen – eine *contradictio in adjecto* in einer Sklavereigesellschaft. In Bezug auf Genderfragen schrieb der *Reglamento*, wie die gesamte spanische Gesetzgebung, ein positives Recht auf Ehe unter Sklaven fest. Dieses Anliegen wurde durch das Ziel verstärkt, die rurale Sklaverei an ein System anzupassen, das ohne Sklavennachschub durch Sklavenhandel¹⁷ funktionieren sollte. Artikel 8 des *Reglamento* befasste sich mit Kinderernährung, Artikel 9 mit einer Art „Kindergarten“ auf den Plantagen (*casa de criollos*), Artikel 10 mit Arbeitszeitregelungen und Stillzeit für Sklavinnen.¹⁸ Seit dieser Zeit begannen Sklavinnen und Sklaven das Recht auch als ihr Recht aufzufassen, auch und gerade in Arbeitskonflikten.¹⁹ Alle Geschäfte im Zusammenhang der Sklaverei wurden von Notaren protokolliert; auch Freilassungen und testamentarische Verfügungen. Nach und nach wurden auch die Opfer der Sklaverei zu Kunden der Notare. Das galt besonders für ehemalige Sklavinnen.

Die Gruppe der freien Farbigen, der *pardos* und *morenos*, spielte ebenfalls eine besondere Rolle für die Geschichte Kubas. Ein wichtiges Statusmerkmal der Gruppe der Farbigen innerhalb der eher integrativen frühen Kolonialgesellschaft auf Kuba bis ca. 1790 war der Abstand in Generationen von der Sklaverei sowie kirchliche Heirat, ein „ehrenhafter“ Beruf, Bildung, Dienst und Ränge in der Miliz, Religiosität, Treue zum König und gute Beherrschung des Spanischen. Auch das strukturelle Moment, ob die Kolonialgesellschaft bereit war, den *Libertos*²⁰, manchmal auch als „Sklaven ohne Herren“ bezeichnet, Inklusion zu gewähren. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts muss die kubanische Gesellschaft einen recht hohen Inklusionsgrad aufgewiesen haben. Das Bild des fleißigen und königstreuen freien Farbigen und *Liberto* änderte sich bis um 1820 nicht. Um 1840, mit Vorläufern in der Debatte um Guárico (Haiti) und die Verfassung von 1812 (Cádiz), aber setzte ein neuer Diskurs ein. Er war verbunden mit Stereotypen wie *clase negra* (zu der nach dem Diktum von Arangos funktionellem Rassismus die Nachkommen aller Sklavinnen und Sklaven gehören sollten), Faulheit, Verführung durch Mulattinnen, Vagabundentum, Spielsucht, Prostitution, Warnung vor Haiti und Angst vor Rebellionen.²¹ Wortführer waren Arango, José Antonio Saco und Claudio Martínez de Pinillos. Die spanischen Liberalen in der Kolonialverwaltung sahen zu oder nutzten die Widersprüche zwischen den kubanischen Eliten aktiv zu ihren Gunsten aus. Der Staatsterror von 1843/44, die repressive Sozialkontrolle zwischen 1844 und 1868, generalisierende Ehr- und Rassenbegriffe, die Sklaven und freie Farbige in einen Topf warfen und ihnen eine gemeinsame Identität als *Raza negra* aufzwang, und die Hispanisierung der

17 Zum Sklavenschmuggel und zur internationalen Verfolgung des Sklavenhandels, die auch mehr und mehr auf die „nationale“ Gesetzgebung und auf die realen Maßnahmen des spanischen Staates durchschlugen, siehe: Zeuske, „Atlantischer Sklavenhandel und Cuba grande“, in: ders., *Geschichte der Sklaven und der Sklaverei auf Kuba ...*, S. 134-233.

18 Lucena Salmoral, *Los Códigos Negros de la América española*, S. 295-300, hier S. 296.

19 G. García Rodríguez, *La esclavitud desde la esclavitud. La visión de los siervos*, México 1996; García Rodríguez, *Conspiraciones y revueltas. La actividad política de los negros en Cuba (1790-1845)*, Santiago de Cuba 2003.

20 M. Kleijwegt, *Freedpeople: A Brief Cross-Cultural History*, in: ders. (Hrsg.), *The Faces of Freedom: The Manumission and Emancipation of Slaves in Old World and New World Slavery*, Leiden/Boston 2006, S. 3-68.

21 V. M. Kutzinski, *Sugars's Secrets. Race and Erotics of Cuban Nationalism*, Charlottesville/London 1993.

Amtskirche seit 1850 trieben große Teile dieser *gente de color* in die Arme des Independentismus und des neuen nationalistischen Liberalismus. Neben den Sklaven selbst wurden die „freien“ *Personas de Color* zwischen 1844 und 1890 einer hysterischen Kontrolle unterworfen und nahezu aller politischen Rechte beraubt. Individuell besonders belastend war wohl, dass freie Farbige seit 1855 eine Art Personalausweis (*cédulas de personas de color libres*) zum Nachweis ihres Freienstatus (und zur Kontrolle) führen mussten. Das traf vor allem die „kleine“ Plantagenwirtschaft der Conucos („Sklavengärten“), die unter Kontrolle von Sklavinnen waren, und die Transportsysteme der Maultiertreiber, die unter Kontrolle ehemaliger Sklaven und freier Farbiger standen. Allerdings konnten Libertas und Libertos Eigentum erwerben und vererben. Mit der Zurückdrängung der politischen und sozialen Integration der freien Farbigen (zugunsten der verstärkten Einwanderung von europäischen Spaniern) und der Verhärtung der Massensklaverei seit Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts waren wichtige Weichenstellungen sowohl für eine „kubanische“ und nicht mehr „spanische“ Ethnogenese Kubas wie auch für die soziale wie politische Geschichte der Insel bis 1898 gestellt.

Kinder von Sklaven erbten den Status ihrer Mutter; Sklaverei in „römischer“ Tradition war auf fundamentale Weise eine matrilineare Institution; diese strategische Tradition der Sklaverei-Genderpolitik erlaubte eine Kontrolle der Frauen und ihrer Kinder und damit des gesamten Sektors der in Amerika geborenen Sklaven und ihrer Nachkommen.²² Das ist ein deutlicher Hinweis auf die Realitäten des Familienstandes unter den Sklaven. In der „normalen“ Gesellschaft galt Vaterrecht. Erschwerend für Sklavinnen und ihre Kinder kam hinzu, dass, da die Mütter zwar in sehr dynamischen Familienformen lebten, aber meist nicht offiziell verheiratet waren, eine Meinungspolitik der Schande betrieben werden konnte, die von der Amtskirche aktiv unterstützt wurde.²³ Sklavenfamilien hatten für die Gesellschaft den Status der Illegitimität. Sklavinnen wurden Opfer von Vergewaltigungen und Gewalt der Plantagenbesitzer, deren Söhnen oder Administratoren. Sklavinnen nutzten diese Beziehungen aber auch, um ihren Status oder den ihrer Kinder zu verbessern. Der Familienstatus von Sklaven, da im Kastilien Alfons X. das römische Modell Pate gestanden hatte, war zwar in allen iberischen Gesetzen allgemein geregelt. Zwischen 1789 und 1842 befand sich die kubanische Sklaverei aber in einem quasi rechtlosen Status (außer lokale, von Sklavenbesitzern geschriebene *Reglamentos de Cimarrones*).²⁴ In der Praxis bedeutete das vor allem für die Mutter-Kind-Beziehungen der Sklavinnen härteste Belastungen – Aborte und Suizide waren die Folge.²⁵ Nicht zuletzt erklärt sich hier, warum Sklavenpopulationen vor allem im Zucker sich

22 J. C. Dorsey, Women without History: Slavery and the International Politics of Partibus Sequitur Ventrem in the Spanish Caribbean, in: The Journal of Caribbean History 28 (1994) 2, S. 165-207.

23 Zum Problem von „Schande“ und „Scham“ in Bezug auf den Status, Sklavin oder Sklave gewesen zu sein, siehe: Zeuske, Legados de la esclavitud en Cuba, in: M. Rodrigo y Alharilla (Hrsg.), Cuba: De colonia a república, Madrid 2006, S. 99-116.

24 G. La Rosa Corzo; M. T. González, Cazadores de esclavos, La Habana 2004; La Rosa Corzo, Cimarronaje y represión esclavista. Cuba, 1800–1880, in: A. de la Fuente (coord.), Su „único derecho“: los esclavos y la ley, Madrid 2004 (= Debate y perspectivas. Cuadernos de Historia y Ciencias Sociales, No. 4), S. 105-125.

25 Barcia, Resistencia al control: abortos y suicidios, in: Barcia, la otra familia (Anm. 16), S. 65-67.

nicht selbst erhalten konnten. Das lag an den ungünstigen Bedingungen, der harten Überarbeitung, Gewalt und Ausbeutung, nicht aber an irgend welchen „Anormalitäten“ der Sklavenfamilie.²⁶

Der engere Prozess der Abolition der Sklaverei, verstanden als legale Aufhebung und Abschaffung der Sklaverei, dauerte auf Kuba 17 Jahre, von 1869 bis 1886; im weiteren Sinne setzte er bereits 1842 ein. Bereits 1863 hatte die spanische Regierung im Rahmen der besseren Konfliktlösung für Gegensätze des Sklavereiregimes ein *Reglamento para las Sindicaturas a la presentación de los esclavos en queja de sus amos* erlassen²⁷. Die Zeit der Postemanzipation und ihr Kernprozess aus Sicht des kubanischen Nationalismus, die Integration der Sklavinnen und Sklaven in die kubanische Gesellschaft, dauerten natürlich länger. Für Männer war die formale Integration, der Weg vom „Sklaven zum Bürger“, allerdings erstaunlich kurz (im Vergleich zu anderen iberamerikanischen Staaten) – er dauerte nur fünfzehn Jahre (1886–1901); für Frauen war er dreißig Jahre länger. Deshalb mögen es auch ehemalige Sklavinnen gewesen sein, die als erste Reparationen vor Gericht einzuklagen versuchten.²⁸ Einzelne Abolitionsakte für einzelne Sklavinnen und Sklaven hatte es schon eher gegeben, da es Freilassungen, Freikauf (*manumisión, libertad graciosa, coartación*), aber auch Rebellionen oder Flucht schon vor 1868 gab. Eine legale Besonderheit Kubas gegenüber den anderen „großen“ Sklavereigesellschaften in Brasilien und USA muss noch erwähnt werden: Auf Kuba gab es die Möglichkeit der formellen Rückführung in die Sklaverei für ehemalige Sklaven, die eine Freilassungsurkunde besaßen, nicht (obwohl der *Código Negro Carolino* von 1785 diese Rückführung in Fällen fehlender Dankbarkeit und Respekts vorgesehen hatte).

Auch am Beginn des engeren Emanzipationsprozesses wählte der Kolonialstaat einen Genderansatz – die Politik des „freien Bauches“ (*vientre libre*). Der spanische Staat wurde zu dieser Politik gezwungen durch den ersten kubanischen Unabhängigkeitskrieg. 1868, am Beginn des Zehnjährigen Krieges, war es auf Seiten der Independentisten zunächst seitens der Céspedes-Gruppierung von Oriente zu individuellen Maßnahmen der Abolition des Sklavenstatus gekommen. Zu Beginn der Insurrektion hatten Céspedes und andere kreolische Aufständische ihre Sklaven in einem Akt individueller *Manumisión* freigelassen, sie zu „Bürgern“ erklärt, und aufgefordert, mit ihnen um die Freiheit zu kämpfen. Auch die aristokratischen Revolutionäre aus Puerto del Príncipe nahmen ihre männlichen Haussklaven mit in den Krieg. Am 27. Dezember 1868 erließ Céspedes ein recht verschämtes Dekret, das eine graduelle Aufhebung der „spanischen Institution“ und die Entschädigung der Besitzer versprach. Die Rhetorik des Dokuments war gleichwohl gut gewählt: „Das freie Kuba ist imkombatibel mit Sklavenkuba.“²⁹ Sklavenkuba meint das „große“ Kuba des Westens, das „freie Kuba“ war der Oriente. Am 26. Februar

26 A. Perera Díaz/M. de los A. Meriño Fuentes, *Nombrar las cosas: aproximación a la onomástica de la familia negra en Cuba*, Guantánamo 2006.

27 Ortiz, *Los negros esclavos* (Anm. 11), S. 349-351.

28 R. J. Scott, *The Search for Property and Standing*, in: Scott, *Degrees of Freedom. Louisiana and Cuba after Slavery*, Cambridge; London 2005, S. 216-252.

29 Pichardo, *Documentos*, Bd. I, S. 370-373.

1869 folgte das lakonisch-radikale *Queda abolida la esclavitud* (Die Sklaverei ist aufgehoben) der *Asamblea del Centro*, das für Camagüey und Las Villas galt.³⁰ Die *Verfassung von Guáimaro* schließlich proklamierte in ihrem Artikel 24: „Alle Einwohner der Republik sind vollständig frei“.³¹ Die gute Absicht allerdings wurde durch das *Reglamento de Libertos* konterkariert (das schon im Titel die Erinnerung an verschiedenste Sklavenreglamentos wachruft), welches die Freigelassenen zu Zwangsarbeit und militärischen Hilfsdiensten verpflichtete, auch und gerade die Frauen der Trosse. Die Abolition war noch nicht erreicht und die guten Absichten wurden in der rassistischen Praxis schnell wieder eingeschränkt.

Die spanisch-loyalistische Seite kam in Zugzwang. Sie griff zum alten Kontrollmittel der Gender-Politik. Überseeminister Segismundo Moret erließ die Ley Moret vom 4. Juli 1870, auch *Ley de Ventres Libres* genannt („Freier Leib“ oder „Freier Bauch“, da die ab dem Zeitpunkt der Proklamation von Sklavinnen ausgetragenen und geborenen Kinder formal frei waren, präzisiert durch den *Reglamento para la ejecución en Cuba y Puerto Rico de la Ley Moret*, Madrid 1872). Der spanisch-kubanische Kolonialstaat gewann damit zunächst die Initiative zurück, zumal in Puerto Rico die Ley Moret als *Ley Preparatoria* galt (vorbereitendes Gesetz für die Abolition der Sklaverei) und 1873 die Sklaverei auf Puerto Rico aufgehoben wurde.³²

Der Staat proklamierte die Freiheit für Neugeborene. Rückwirkend wurden alle seit September 1868 bis zum Zeitpunkt der Proklamation Geborenen für 125 Peseten vom Staat übernommen. Die Freiheit ihrer Zwillinge hatte die Sklavin Antonia noch kurz vorher teuer erkaufte:

*Luisa Trujillo, Witwe [die Besitzerin – M. Z.], volljährig und vecina von Amaro ... sagt: Dass sie aufhebt und befreit ... die Pardos [Mulattensklaven] José Dolores y Mariano, Zwillinge, geboren am 15. November des letzten Jahres [1869], Kinder der Sklavin Antonia ... für die Summe von fünfzig Escudos, die sie von der Genannten, ihrer Mutter, erhalten hat, seit sie sie [die Zwillinge] in ihrem Bauch hatte.*³³

In Realität blieben sie als Libertos in einer Art Lehrzeit auf den Plantagen bei ihren Müttern (und wurden oftmals zusammen mit ihnen verkauft). Neugeborene sowie Alte ab 60 und Sklaven, die aktiv für Spanien kämpften und *Emancipados*³⁴ sowie diejenigen, die nicht im Zensus vom 15. Januar 1871 (Puerto Rico von 1869) erfasst waren, galten ebenfalls als frei. Das Gesetz verbot die Benutzung der Peitsche und etablierte *Juntas Pro-*

30 Ebd., S. 374-375.

31 Ebd., S. 379.

32 Ebd., S. 383-388; Scott, Spains Responds: The Moret Law, in: dies., Slave Emancipation in Cuba. The Transition to Free Labor, 1860-1899, Princeton 1985, S. 63-83; Chr. Schmidt-Nowara, Empire and Antislavery: Spain, Cuba, and Puerto Rico, 1833-1874, Pittsburgh 1999; zu den Durchführungsbestimmungen des Reglamento von 1872 siehe Ortiz, Los negros esclavos (Anm. 11), S. 455-466.

33 Archivo Histórico Provincial de Villa Clara (AHPVC), Protocolos Antonio Palma Espinoza, Sagua la Grande, 1870, t. 1 (Enero-Julio), fols. 59r.-v., escritura no. 49 „Libertad“, Sagua, 22. Januar 1870.

34 I. Roldán de Montaud, Origen, evolución y supresión del grupo de negros 'emancipados' en Cuba 1817-1870, in: Revista de Indias XLII, nos. 169-170 (1982), S. 559-641.

tectoras, um den Rechtsschutz für Sklaven zu verbessern. Außerdem stellte es einen Plan der entschädigten Freilassung der Sklaven in Aussicht, wenn die kubanische Insurrektion vorbei sei und die kubanischen Abgeordneten wieder in den Cortes zugelassen seien.

Diese Abolitionspolitik entsprach den Interessen der meisten Zuckerhacendados, der Sklavinnen und Sklaven, da ihre nun formell freien Kinder am Ort blieben (Matrifokalität), wenn sie nicht in die Wälder flohen, wie Esteban Montejo, oder zu den Independentisten in die *manigua* gingen. Die Herren ließen in vielen Fällen, da ältere Sklaven aus Afrika keine Taufzeugnisse (und damit keinen Nachweis über ihr Alter) hatten, diejenigen in die Alterskohorte der Sechzigjährigen aufnehmen, die für die Arbeit nicht mehr nutzten. Somit konnte das Altersbrot eingespart werden, was wiederum die Arbeit der so verjüngten Sklavendotationen kostengünstiger gestaltete. Auch weil seit langem abzusehen gewesen war, dass die Sklaverei moralisch verschlissen und nicht aufrechtzuerhalten war, erfüllte die Entschädigungspolitik wichtige Forderungen der Sklavhalter, obwohl gerade die Besitzer mit den meisten Sklaven und den modernsten Zuckeringenios dem Gesetz die härteste Opposition entgegenbrachten. Es gab allerdings auch Fälle, in denen Sklaven Verfahren anstrebten und es zu einem ärztlichen Gutachten über das Alter kam. Erst danach, am 25. Dezember 1870, proklamierte Präsident Céspedes die vollständige Abolition der Sklaven innerhalb der Gemeinschaft der *república en armas*. Die spanische Republik befreite, wie im Gesetz von 1866 angedroht, am 24. März 1873 auch alle nicht im Zensus von 1867 erfassten Sklavinnen und Sklaven (etwa 10.000 Menschen).

Im Pakt von Zanjón von 1878 (Art. 3) wurde dann die „Freiheit der Sklaven und chinesischen Colonos, die sich in den Reihen der Insurgenten befinden“ festgeschrieben. Die Sklaven, die auf spanischer Seite gekämpft hatten, wurden zum Teil auch freigelassen. Damit behielten die Separatisten zumindest in dieser Frage eine aktive Position und erlangten einen Teilerfolg in der Frage der Emanzipation in einer Zeit, da die Zuckerwirtschaft noch stark von der Sklavenarbeit abhing.³⁵ Die „Freiheit der Sklaven“ stellt seitdem ein, wenn nicht das Kernelement des independentistischen Diskurses auf Kuba dar, dem sich auch Weiße, deren einzige Alterssicherung oft ein oder zwei Sklaven darstellten und altfreie Farbige (die vorher Sklaven besessen hatten, wie die Familie Maceo) anschließen konnten. Dieser Diskurs muss in Gesprächen oder Zeitungslektüren auch bis zu den Sklaven gelangt sein.

Nach dem Ende der Guerra Grande, dem Kompromissfrieden von Zanjón und der Guerra Chiquita proklamierte die spanische Regierung den Patronat (8. Mai 1880³⁶). Der Patronat war in gemeinsamer Aktion des Staates und der Sklavhalter auf acht Jahre angelegt gewesen, wie es auch der Text der *Ley de Patronato* klar ausdrückt. 1880 gab es noch rund 200.000 Sklaven (im Zensus von 1873: 287.626, wobei nicht ganz klar ist, wie viele von den 18-22jährigen mitgezählt worden sind). Die spanische Regierung entzog in Ausführung des Patronats der Kirche die Registratur und gründete ein *Registro für Patrocinados* und schließlich auch ein Zivilregister (Grundvoraussetzung des

35 Pichardo, Documentos, Bd. I, S. 403-404.

36 Ebd., S. 413-418.

Bürgerstatus).³⁷ Im Oktober 1886, bei Aufhebung des Patronats³⁸, kamen die restlichen Patrocinados, Sklaven, die dem Patronat unterlagen (etwa noch 25.000), endgültig in den Status von Libertos.³⁹ Unter ihnen lebten 1899 noch etwa 13.000 geborene Afrikaner aus den letzten großen Sklavenimporten zwischen 1850 und 1870 (meist *congós* aus Kongo, Angola oder *macuas* aus Moçambique).

Diese globalen Zahlen sagen allerdings nur wenig über die Dynamik der Interaktion der Akteure Staat, Besitzer sowie Aufseher sowie Sklavinnen und Sklaven in dieser Zeit des Krieges und der Reformen sowie des übergreifenden Rassendiskurses im gesamten Westen. Der Druck auch gegen die in „Patronat“ umbenannte Sklaverei war so stark, dass die gesamte Veranstaltung bereits nach sechs Jahren abgeschafft werden musste.

Die achtziger Jahre waren eine Zeit des verhinderten Wandels. Staat und Besitzer konnten die als Patronat verschleierte Institution Sklaverei an sich, das heißt die Kontrolle über die Sklavinnen und Sklaven, am Leben erhalten. Und es war zugleich eine Zeit des vehementen Wandels. Die Zuckerwirtschaft florierte. Die Sklavinnen und Sklaven „kannten jeden Tag ihre Rechte besser“. Und sie gingen zu den *Juntas de Patrocinados*, „um sie auszuüben“.⁴⁰ Sie gingen auch, gemeinsam mit Freunden, Aufsehern oder ihren Besitzern, zu Notaren. Dort ließen sie sich ihre Rechte schriftlich bestätigen. Sie ließen sich „in die Freiheit schreiben“, indem sie nach römischem Recht Protokolle über gegenseitige Übereinkünfte oder Selbstfreikauf ausstellen ließen. Das waren zwei der Hauptgründe der Freiheit; die Übereinkunft wurde meist als *Libertad graciosa* (Freiheit aus Gnade – des Herren) in den Notariatsprotokollen dargestellt. Weitere Gründe der verschriftlichten Freiheit waren „Verzicht des Herren“, Anklage auf Verletzung des § 4 der *Ley de Patronato* (der die Pflichten des Herren festschrieb) oder „Freiheit nach § 8“, der für 1885 die Freilassung jedes vierten Sklaven jedes Herren zwingend vorschrieb und für 1886 jeden dritten Sklaven zur Freilassung bestimmte, beginnend bei den älteren Sklaven (waren zwei Sklaven gleichaltrig, wurde gelost). Dazu kamen, wie Rebecca J. Scott herausgearbeitet hat, rund zwölf Prozent „andere Gründe“.⁴¹ Pro forma waren das noch Rechtsakte zwischen Herr und Staat oder Herr und Notar. Aber in den Notariatsprotokollen erscheinen die Sklavinnen und Sklaven schon mit Namen, Geldsumme und Freilassungsformel:

„Erstens: dass er einen Moreno namens Andrés, criollo und dreißig Jahre alt, zu seinem Sklaven als Eigentum hat [...]. Zweitens: dass besagter Sklave ihm die [Geld-] Menge von hundertzwanzig Goldpesos, 10 Centavos eingehändigt hat, mit der er geschätzt [coartado] ist und die er bezeugt, zu seiner Zufriedenheit erhalten zu haben [...]. Drittens: dass er in der

37 Reglamento de Ley de 1880, aboliendo la esclavitud en Cuba, in: Ortiz, Los negros esclavos (Anm. 11), S. 470-487. Einer der Artikel dieses Reglements ist: „De los Registros“, in: Ebd., S. 482-486.

38 „Real Orden suprimiendo el Patronato“, Gaceta de la Habana, 29. Oktober 1886, in: Pichardo, Documentos, Bd. I, S. 420-421.

39 Scott, Finding the Spaces of Freedom. Central Cuba, 1868–1895, in: dies, Degrees of Freedom ..., S. 94-128.

40 Brief an den Generalgouverneur von F. Ardenín, 12. November 1882, zitiert nach: Scott, Slave Emancipation in Cuba ..., S. 140.

41 Ebd., S. 148.

*Konsequenz ihm die volle Freiheit gibt und gewährt, so dass er [Andrés] von heute an, zukünftig und für immer sie genieße und sich ihrer erfreue als ob er frei von Natur wäre; er [der bisherige Herr] tritt zurück und trennt sich vom Recht des Besitzes, des Eigentums und der Herrschaft, das er über besagten Moreno erworben hatte zugunsten dessen, dem er es gewährt und verzichtet auf alles, damit er [Andrés] nicht wieder der Knechtschaft unterworfen werde; und er gewährt ihm unwiderrufbares Recht, damit er [Andrés] handele und vertragsfähig sei, Zeugnis ablegen könne, vor Gericht erscheinen könne in Vertretung seiner selbst oder durch seinen Bevollmächtigten und dass er ohne die Intervention irgendeiner anderen Person das praktiziere, was denen, die frei geboren sind erlaubt ist, seinen freien Willen benutzend ...*⁴²

Dieses Getöse der Rechtsformeln scheint uns heute barock und übertrieben; doch die Sklaverei war ein Teil der Institution Eigentum und ein Rechtsverhältnis. Und jedes Recht hat seine Rituale. Das Geld für den Selbstfreikauf hatten vor allem Sklavinnen auf den Conucos erwirtschaftet. Dabei spielten Schweine eine wichtige Rolle. Sie waren sozusagen lebende Bankkonten.⁴³ Als die *ama* (Herrin) Doña Ysabel Hernández eine Freilassung (*manumisión*) aussprach: „mit dem Ziel, die Treue und die guten Dienste ihrer schwarzen Sklavin Andreas, herkünftig [*natural*] aus Afrika, 50 Jahre alt, zu prämiieren“⁴⁴, mag sie im Auge gehabt haben, auch zukünftig nicht auf die Hausdienste der ehemaligen Sklavin zu verzichten.

Die Sklaven kamen viel schneller frei, als es das Gesetz vorsah oder die Herren geglaubt hatten. Sie mobilisierten Verwandte, Freunde und politische Netzwerke, um die schriftliche Rechtskultur für sich auszunutzen. Dazu kamen Freiheitsrhetorik und politische Pressionen der liberalen Autonomisten und Abolitionisten. Die Institution Sklaverei löste sich nicht gleich auf. Sie zog sich zunächst, bildlich gesprochen, aus der Gesellschaft auf die großen, modernen Güter zurück. Dann kamen ihr die Sklaven abhanden. Hauptakteure dieser Zersetzung von innen waren vor allem Sklavinnen, Conucos sowie Schweine. Dazu kamen die Netzwerke der männerdominierten Cabildos, der Bürgerrechtsorganisationen, Gesellschaften⁴⁵ und die Abolitionistenvereine. Und schließlich als äußerer Faktor die Gewalt des Krieges von 1868–1880, in dem viele Sklaven und ehemalige Sklaven auf beiden Seiten mitkämpften – die nationale Meistererzählung hat

42 Archivo Histórico Provincial de Santiago de Cuba (AHPStC), Protocolos de Giró (Escribanía Real Pública de Gobierno y de Guerra), leg. 312, a cargo de Orestes Ferro y Domingo, 1880, fols. 257r.-258r., escritura no. 116, „Carta de Libertad“, Santiago de Cuba, 1. Mai 1880.

43 Scott/Zeuske, Property in Writing, Property on the Ground: Pigs, Horses, Land, and Citizenship in the Aftermath of Slavery, Cuba, 1880–1909, in: Comparative Studies in Society and History. An International Quarterly 44, No. 4, Ann Arbor (October 2002), S. 669-699; Scott/Zeuske, Le „droit d’avoir des droits“. Les revendications des esclaves à Cuba (1872–1909), in: Annales HSS, No. 3 (mai-juin 2004), S. 521-545.

44 Archivo Histórico Provincial de Cienfuegos (AHP), Fondo Protocolos Notariales (FPN), Protocolos José Rafael de Villafuerte y Castellanos, Cienfuegos, 1874 (Enero-Dic.), fol. 2v, escritura no. 3, „manumisión“: Cienfuegos, 20 de enero de 1874.

45 C. V. Montejo Arrechea, Sociedades negras en Cuba, 1878–1960, La Habana 2004.

daraus den Kampf von Männern gemacht. Die Leistungen der vielen Frauen sind kaum in die nationalen Diskurse übernommen worden.⁴⁶

Am 7. Oktober 1886 erging die *Real Orden suprimiendo el Patronato*⁴⁷ – verborgen im Finanzhaushalt für 1886; rund eineinhalb Jahre vor dem vorgesehenen Termin. Neuere Forschungen zeigen, dass die Sklavenemanzipation trotz des Krieges und der Gesetzgebungsmaßnahmen des Staates gerade dort am bestens kontrolliert war und die Massensklaverei am längsten beibehalten wurde, wo die potentesten Hacendados die fortgeschrittenste Technologie und Arbeitsorganisation anwandten.

Sklaverei war (und ist) vor allem „mit Gewalt erzwungene Arbeit“. Die klassische Sklaverei des „Black Atlantic“ zeichnete sich auf amerikanischer Seite durch die direkte, rechtlich abgesicherte Bindung der Arbeitskräfte in Form von Eigentum an einen Eigentümer (positive, schriftliche Gesetze) sowie durch Kontrolle der Nachkommenschaft von Sklavinnen aus. Sklaverei weist im Innern aber auch eine Reproduktion der gesamtgesellschaftlichen Dimension des Patriarchalismus und einer männerdominierten Kultur (*machismo*)⁴⁸ aus, die sich auf Sklavinnen und Sklaven sowie Libertas und Libertos auswirkten, zumal die Quellen der Kultur der Sklaven ebenfalls oft durch Patriarchalismus, Traditionen und Rechtsverständnis afrikanischer Gesellschaften geprägt waren.⁴⁹ All dies in einem Ambiente der vor allem symbolischen Gewalt, deren reale Auswirkungen eben als „dunkle“ Seite der Rationalität des Wirtschaftsprozesses und der angewandten Wissenschaft (Technologie) wir uns heute nicht mehr vorstellen können. Das erzeugte eine Kultur der Gegengewalt, der sich mehr und mehr ehemalige Sklaven, Farbige und Weiße anschlossen. Symbolisch manifestierte sich die Gegengewalt vor allem in den Sklavenreligionen (organisatorisch in den *cabildos de nación*⁵⁰), die insofern nicht nur „auch“ modern sind, sondern modern im Sinne der um 1880 einsetzenden Moderne. Die einzigen Quellen, die wir neben breiter Erinnerung (*memoria*), beginnenden archäologischen Forschungen und Literatur haben, sind bislang vor allem die *testimonios* von *Esteban Montejo* und *Reyita*⁵¹ sowie eine auf Kuba zaghaft einsetzende Sozialgeschichte der Sklaverei und der Postemanzipation. Zur Gendergeschichte ist bislang, wenn überhaupt, auf die Aussagen von Moreno Fragnals zurückgegriffen

46 A. Ferrer, *Writing the Nation. Race, War, and Redemption in the prose of Independence, 1886–1895*, in: dies., *Insurgent Cuba. Race, Nation, and Revolution, 1868–1898*, Chapel Hill/London 1999, S. 112–139; Zeuske, *Two stories of Gender and Slave Emancipation in Cienfuegos and Santa Clara, Central Cuba – Microhistorical Approaches to the Atlantic World*, in: P. Scully/D. Paton (Hrsg.), *Gender and Slave Emancipation in the Atlantic World*, Durham 2005, S. 181–198.

47 Pichardo, *Documentos*, Bd. I, S. 419–421.

48 B. Potthast, *Von Müttern und Machos. Eine Geschichte der Frauen Lateinamerikas*, Wuppertal 2003.

49 Am deutlichsten hat Dylan Penningroth das Weiterwirken afrikanischer Rechtsnormen für den Süden der USA untersucht: D. Penningroth, *The Claims of Kinfolk: African American Property and Community in the Nineteenth-Century South*, Chapel Hill/London, 2003.

50 G. Reid Andrews, *Afro-Latin America, 1800–2000*, Oxford/New York 2004, S. 70–72.

51 Zeuske, *Schwarze Erzähler – weiße Literaten. Erinnerungen an die Sklaverei, Mimesis und Kubanertum* (Nachwort), in: D. Rubiera Castillo, *Ich, Reyita. Ein kubanisches Leben*. Aus dem Spanischen von Max Zeuske, mit einem Nachwort von Michael Zeuske, Zürich 2000, S. 211–262; es gibt in der Nachfolge von Barnet noch mehr konstruierte Testimonios, die auf Kuba der Erforschung harren, siehe etwa: J. Calderón González, *Amparo: Millo y Azucenas*, La Habana 1970.

worden, die in Bezug auf Frauen, Gender, Sexualität unvollkommen sind und zum Teil schlicht falsch. Nur wenige Ausnahmen gehen darüber hinaus.⁵²

Die durch direkte Gewalt und Bindung der Arbeitskräfte an die Herren und Orte charakterisierte Sklaverei war 1886 beendet. Die Wirkungen der Sklaverei vor allem in ihren „weichen“ Faktoren, „heilige“ Erinnerungen (afrokubanische Religionen), Philosophie, Status, Rechte, Bildung, Musik, Kultur und Rassismus, aber auch Genderbeziehungen sowohl unter den ehemaligen Sklavinnen und Sklaven, wie auch zwischen Individuen aus der Gruppe der ehemaligen Sklaven und Individuen aus anderen sozialen Gruppen reichen weit über 1886 hinaus. Die Zeit der Postemanzipation untergliedert sich, vor allem aus forschungspragmatischen Gründen, in eine Zeit des Kampfes um die vollen politischen Bürgerrechte (Männer 1901; Frauen 1933) und verschiedene Bereiche, in denen der Kampf um die *degrees of freedom* weiterlief, meist bis 1940/1959, oft aber auch darüber hinaus bis heute.

Die Männerfixiertheit von Politik, Nationalismus, Staat und Recht überlebte Kolonialismus und Sklaverei. Insofern war das informelle Gender-Herrschaftssystem des machismo stärker als Kolonialismus und Sklaverei. Die äußere Geschichte von Frauenarbeit und Frauenrechten der ehemaligen Sklavinnen ist schnell erzählt – sie gehören in den großen Komplex des strukturellen „Erbes der Sklaverei“⁵³ auf Kuba, zu dem auch die Dynamik der Zuckerproduktion und die Fixierung der Herren auf die neuesten Technologien zu zählen ist. Ehemalige Sklavinnen verloren ihre „Vollbeschäftigung“ im Zucker; obwohl einige Frauen weiterhin Task-Arbeiten (Unkraut jäten und Säen) im Zucker übernahmen.⁵⁴ Frauen wurden in informelle und schlechter bezahlte, aber reichlich vorhandene Arbeiten des Dienstleistungssektors abgedrängt. Sie behielten aber oft die Kontrolle über die Conucos (kleine Produktion von Gemüse, Hühner, Schweine etc.) an den Rändern der Ingenios und in kleinen Städten und *pueblos* der Zuckerregionen. Gerade ehemalige Sklavinnen kauften für sich, ihre Familien und Kinder oft Landstücke an den Rändern von Städten.⁵⁵ Die dynamischen urbanen Dienstleistungswirtschaften und die ersten Wellen des Tourismus mit Bars, Restaurants, Hotels, Prostitution und neuen Moden in Kunst-, Technik- und Musik verschafften Frauen weite, aber eben meist sehr niedrig bezahlte Arbeitsfelder in den urbanen Dienstleistungswirtschaften, gerade in den kleineren Landstädten der Zuckergebiete, aber auch in den größeren Hafenstädten und in Havanna, wo auch Männer im Transportsektor, im Baugeerbe und in den Hafenwirtschaften Arbeit fanden und Frauen etwa Essenversorgung, Wäschereinigung und Hausarbeiten übernahmen. Am Rande aller Arten städtischer

52 Barcia Zequeira, Una mirada social a la familia. Su reflejo en censos y padrones (1870–1919), in: Revista de Indias (RI) 219, Madrid (2000), S. 253-275; Meriño [Fuentes], De divorciadas y abandonadas: acerca de los conflictos familiares en Santiago de Cuba en el siglo XIX, in: Del Caribe 34, Santiago de Cuba (2001), S. 75-83; A. Perera Díaz/M. Meriño Fuentes, Nombrar las cosas (Anm. 26).

53 Zeuske; García Martínez, „Estado, notarios y esclavos en Cuba. Aspectos de una genealogía legal de la ciudadanía en sociedades esclavistas“ (demnächst).

54 M. Barnet, Cimarrón, La Habana 1967, S. 95.

55 Zeuske, Two stories (Anm. 46), S. 181-198.

Siedlungen begannen die „armen“ *barrios* ehemaliger Sklavinnen und Sklaven sowie der freien farbigen Bevölkerung zu wachsen. Besonders in diesen *Barrios* erklang der kubanische Blues der Rumbas und Congas. Nach 1880 begannen sich afrokubanische Volksreligionen⁵⁶ zu verbreiten, ehe die musikalischen Derivate dieser kreativen Kultur der Armut in den 1920er Jahren auf die Tourismusbereiche der Bars und Cantinas von Havanna übersprangen und erste Wellen „authentischer“ kubanischer Musik in der westlichen Welt erzeugten.⁵⁷

Das wirklich Neue an der Postemanzipation war das Auseinanderdriften weiblicher und männlicher Arbeitswelten und eine striktere Arbeitsteilung entlang von Genderlinien; im Leben außerhalb der Arbeitswelten kam es hingegen zu dichter Konzentration männlicher und weiblicher Lebenswelten auf urbane Randlagen. Auf Kuba führte, trotz Bemühungen der Unternehmer und des Staates (mit verstärkter Arbeitsimmigration), keine direkte Linie von der *chattel slavery* zur *wage slavery*. Zunächst einmal hatte Kuba mit den für ihre Zeit gigantischen *Centrales* einen erheblichen technischen, organisatorischen und technologischen Vorteil gegenüber anderen Zuckerproduzenten, auch gegenüber den USA. Die Beschäftigungsmöglichkeiten in einer durch kleine, aber infrastrukturell gut ausgebaute und „moderne“ Landstädte (mit Beschäftigungsmöglichkeiten für ehemalige Sklavinnen) geprägten Landwirtschaft waren weit größer als in anderen Regionen Lateinamerikas (etwa Venezuela).⁵⁸

Der Unabhängigkeitskrieg und der Boom des Wiederaufbaus bis etwa 1910 führten trotz einiger schwerer Einbrüche (wie 1894/95) dazu, dass die Zuckerwirtschaft um gute Schnitter konkurrierte. Erst die von großen Zuckerproduzenten und den USA erzwungene neue Immigrationspolitik im Umfeld des Ersten Weltkrieges führte zum längerfristigen Abfall der Löhne.

Zwischen 1870 und den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts kam durch die Migration von *gallegos* sowie maskuliner Schwalbenimmigration vor allem aus Spanien und Portugal (*Para Vigo me voy*; u. a. auch der Vater von Fidel Castro⁵⁹) zu einer Re-Maskulinisierung mit partieller „Einweißung“ des Zuckerarbeitssektors – ein ziemlich stabiler transrassialer Sektor der Arbeiterklasse entstand, Basis der kubanischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, die sich in den früher zwanziger Jahren von den traditionellen Parteien (Liberale und Konservative) abgelösen und mit der Kommunistischen Partei

56 Montejo beschreibt den Formierungszustand der afrokubanischen Religionen nach der Sklaverei, siehe: Die Abschaffung der Sklaverei, in: Barnet, *Der Cimarrón* (Anm. 54), S. 57-154; siehe auch: Tardieu, *Religion et croyances populaires dans Biografía de un cimarrón de Miguel Barnet. De refus à la tolérance*, in: ders., *De l'Afrique aux Amériques Espagnoles (XVe-XIXe siècles). Utopies et réalités de l'esclavage*, Paris 2002, S. 195-211.

57 R. D. Moore, *Nationalizing Blackness: Afrocubanismo and the Artistic Revolution in Havana 1920–1940*, Pittsburgh 1997..

58 Zeuske, „Räume der Freiheit“, in: ders., *Skaven und Sklaverei in den Welten des Atlantiks, 1400–1940. Umriss, Anfänge, Akteure, Vergleichsfelder und Bibliografien*, Münster/Hamburg/London, 2006, S. 368-375.

59 N. Peraza, 'Esclavos' gallegos en Cuba, in: *Revista de la Biblioteca Nacional José Martí*, Año 71, Vol. XXII, 3 (Sept.-Dic. 1980), S. 111-132; C. Naranjo Orovio, *La población española en Cuba, 1880–1953*, in: Naranjo Orovio/T. Mallo Gutiérrez (Hrsg.), *Cuba la perla de las Antillas. Actas de las I Jornadas sobre „Cuba y su historia“*, Aranjuez (Madrid) 1994, S. 121-136.

sowie neuen nationalistischen Parteien zu verbinden begann.⁶⁰ Die Arbeit im Zucker und der vom Zuckerrhythmus geprägte Alltag änderten sich nicht sehr. Die Mobilität der Arbeiter nahm zu, auch und gerade, weil es seit 1886 Lohn gab und die potentesten Unternehmer bessere Löhne zahlten (mit Beginn der Okkupation öfter auch direkt in US-Dollars). Die Mobilität der *brazos* im Zucker stieg an; man kann mit einigem Fug und Recht von einem neuen Nomadismus der ehemaligen Sklaven sprechen, die sich allerdings in den Zuckergebieten Kubas von einem neuem Barrio zum anderen bewegen konnten und überall Verwandte oder Familie hatten oder fanden.

Die Dynamik der Zuckerproduktion wuchs weiter seit der totalen Öffnung Kubas gegenüber den USA (1899–1909).⁶¹ Die Öffnung sowie die Verfassungsdebatten lösten Diskussionen aus über Rassismus, Frauenrechte und Erbe der Sklaverei auf Kuba (und in der Karibik), der auch den Sektor der altfreien *Pardos* und *Pardos* erfasste, jetzt nach amerikanischer Diktion *negroes*.⁶² Von 1910 an, mit der seit in der zweiten Okkupation Kubas 1906–1909 erneuerten Vorherrschaft amerikanischer Zuckerfirmen im Osten des Landes (Camagüey und Oriente) kamen neue Wellen von Immigranten nach Kuba – vor allem Haitianer und Jamaikaner.⁶³ Haitianische Frauen wurden unter anderem zu Trägerinnen der Volksreligion des Vodú und der Volksmedizin.⁶⁴ Um 1910 setzte mit den karibischen, meist schwarzen Zuckerarbeitern in gewisser Weise eine „Re-Versklavung“ ein, natürlich ohne formale Sklaverei. Die Immigrationspolitik der Konservativen und

- 60 Scott, *Degrees of Freedom ...*, S. 181; B. Carr, „Mill Occupations and Soviets: The Mobilisation of Sugar Workers in Cuba 1917–1934“, in: *Journal of Latin American Studies* (JLAS), vol. 28 (1996), S. 129–158; Carr, *Identity, Class, and Nation: Black Immigrant Workers, Cuban Communism, and the Sugar Insurgency, 1925–1934*, in: HAHR, 78:1 (February 1998), S. 83–117; Carr, „Omnipotent and Omnipresent? Labor Shortages, Worker Mobility, and Employer Control in the Cuban Sugar Industry, 1910–1934“, in: A. Chomsky/A. Lauria-Santiago (Hrsg.), *Identity and Struggle at the Margins of the Nation State: The Laboring Peoples of Central America and the Hispanic Caribbean*, Durham 1998, S. 260–290.
- 61 A. Santamaría García, *El crecimiento económico de Cuba Republicana (1902–1959). Una revisión y nuevas estimaciones en perspectiva comparada (población, inmigración golondrina, ingreso no azucarero y producto nacional bruto)*, in: *Revista de Indias* Vol. LX, núm. 219 (2000), S. 505–545.
- 62 Zeuske, *Estructuras, movilización afro cubana y clientelas en un hinterland cubano: Cienfuegos 1895–1906*, in: M. Perl/K. Pörtl (Hrsg.), *Identidad cultural y lingüística en Colombia, Venezuela y el Caribe hispánico. Actas del Segundo Congreso Internacional del Centro de Estudios Latinamericanos (CELA) de la Universidad de Maguncia en Gernmersheim, 23–27 de junio de 1997*, Tübingen 1999, S. 107–134.
- 63 F. W. Knight, *Jamaican Migrants an the Cuban Sugar Industry, 1900–1934*, in: Moreno Friginals; F. Moya Pons; St. L. Engerman (Hrsg.), *Between Slavery and Free Labor: The Spanish-Speaking Caribbean in the Nineteenth Century*, Baltimore 1985, S. 84–114; C. Naranjo Orovio/A. García González, *Racismo e Inmigración en Cuba en el siglo XIX*, Madrid (Aranjuez) 1996; M. C. McLeod, *Undesirable Aliens: Race, Ethnicity, and Nationalism in the Comparison of Haitian and British West Indian Immigrant Workers in Cuba, 1912–1939*, in: *Journal of Social History*, Vol. 31, No. 3 (1998), S. 599–623; M. E. Espronceda Amor, *La inmigración haitiana y jamaicana: mezclas y estrategias de reproducción*, in: *Santiago 90* (Mayo–Agosto de 2000), S. 41–67; R. Funes Monzote, *La conquista de Camagüey por el azúcar, 1898–1926. El impacto ambiental de un milagro económico*, in: *Tiempos de América*, no. 8 (2001), S. 3–28.
- 64 J. James [Figarola]; J. Millet; A. Alarcón, *El Vodú en Cuba*, Santiago de Cuba, 1998; Figarola, *La muerte en Cuba*, La Habana, 1999; Figarola, *Los sistemas mágico-religiosos cubanos: principios rectores*, Caracas 1999. Zu Genderproblemen in den Volksreligionen: Rubiera Castillo, *La mujer en la Regla Ocha. Una mirada de género*, in: *Revolución y Cultura*, 2–3 (1999), S. 72–78; Rubiera Castillo; A. Argüelles Mederos, „Género y mitología en la regla ocha o santería“, in: *Del Caribe* 35, Santiago de Cuba (2001), S. 49–53; O. Vergés, *Mi historia comienza en Haití. Entrevista a Silvia Hilmo Sandí (Titina)*, in: *Del Caribe* 45 (2004), S. 111–114; T. Fernández Robaina, *Género y orientación sexual en la santería*, in: *La Gaceta de Cuba* 1, La Habana (enero-febrero de 2005), S. 32–36.

der großen Zucker-Firmen löste viele Prozesse auf Kuba aus. Es kam zu einer neuen Welle bäuerlichen Insurrektionismus. Verschiedene radikale karibisch-amerikanische Ideologien (wie der Garveyismus) breiteten sich aus. Die Furchtikone „Haiti“ wurde bemüht. So wurde es in der Politik und in der öffentlichen Meinung möglich, dass Anti-amerikanismus, Antiimperialismus und Rassismus enge Bindungen unter den hispano-kubanischen Intellektuellen eingingen.⁶⁵ Ein nachgerade biometrischer Rassismus fasste Platz in der informellen Politik und in den kubanischen Wissenschaften (vor allem in der Medizin und Anthropologie).⁶⁶

Auf der individuellen, typischen (oder modalen) Handlungsebene von Personen, aus der soziale Prozesse, Netzwerke und Strukturen entstanden, liegen uns die konstruierten Biographien (*testimonio*)⁶⁷ von Esteban Montejo und Reyita vor. Sie ermöglichen es trotz oder gerade wegen der Konstruktion, Ansätze einer Gender-*microstoria* der Postemanzipation als Teil einer neuen Globalgeschichte von Sklaverei und Postemanzipation zu entwickeln. Die individuellen Strategien ehemaliger Sklavinnen und Sklaven (*agency*) richteten sich vor allem auf „property and standing“.⁶⁸ In einem breiteren sozialen Sinne scheinen es vor allem Frauen aus der Gruppe ehemaliger ruraler Sklavinnen der Regionen modernsten Zuckerproduktion gewesen zu sein, die sich um Eigentum im Sinne des „römischen“ Rechts gekümmert haben, vor allem wohl deshalb, weil sie weiterhin die Conucos bearbeiteten, während die Männer dies aus Tradition, auf der Suche nach Arbeit und guten Löhnen nicht oder selten taten.

Esteban Montejo (1868–1973), der berühmte Cimarrón, von der *Ventre-Libre*-Gesetzgebung Befreiter,⁶⁹ Zuckerarbeiter, *mambí* (Kämpfer um die Unabhängigkeit), Spieler, Rebell von 1912, Mitglied der sozialistischen Volkspartei (Kommunisten) und mit seinen von Miguel Barnet geschaffenen „Erinnerungen aus der Zukunft“ unfreiwilliger Kronzeuge für den „revolutionären Geist“⁷⁰ des kubanischen Volkes, verweist auf den Zusammenhang von Conucos und Familie:

65 L. Araquistáin, *La agonía antillana. El imperialismo yanqui en el mar Caribe*, La Habana 1961; Fuente, *Mitos de 'Democracia Racial': Cuba, 1900–1912*, in: F. Martínez Heredia/Scott/O. F. García Martínez, *Espacios, silencios y los sentidos de la libertad ...*, S. 235–269; Naranjo Orovio/Puig-Samper, *Los caminos de la regeneración en Fernando Ortiz: su formación intelectual en España*, in: OPCIT. Revista del Centro de Investigaciones Históricas, núm 15 (2003), S. 311–347.

66 Naranjo Orovio/M. A. Puig-Samper, *Delincuencia y racismo en Cuba: Israel Castellanos versus Fernando Ortiz*, in: R. Huertos/C. Ortiz (Hrsg.), *Ciencia y facismo*, Aranjuez 1998, S. 12–23; A. Bronfman, „En Plena Libertad y Democracia“: *Negros Brujos and the Social Question, 1904–1919*, in: *Hispanic American Historical Review* (HAHR), 82:3 (August 2002), S. 549–587.

67 Zum Quellenwert von testimonios und anderen Erinnerungen sowie zur mittlerweile recht umstrittenen agency siehe: W. Johnson, *Introduction: A Person with a Price*, in: Johnson, *Soul by Soul. Life Inside the Antebellum Slave Market*, Cambridge 2000, S. 1–18; ders., *On Agency*, in: *Journal of Social History* 37:1 (2003), S. 113–125.

68 Scott, *The Search for Property and Standing*, S. 216–252.

69 Zeuske, *Más novedades de Esteban Montejo*, in: *Del Caribe* 38, Santiago de Cuba (2002), S. 95–101.

70 In Wirklichkeit ist Montejos Biographie eher Zeuge für transkaribische Cimarrón-Mentalitäten der Populationen ehemaliger Sklaven, siehe: J. E. Landers, *Cimarrón Ethnicity and Cultural Adaptation in the Spanish Domains of the Circum-Caribbean, 1503–1763*, in: P. E. Lovejoy (Hrsg.), *Identity in the Shadow of Slavery*, London/New York 2000, S. 30–54.

„Die Conucos existierten weiter, aber nur an wenigen Orten. Für mich haben sich die Neger, mit der Freiheit, nicht mehr um die Conucos gekümmert. Der seines behalten hatte, bearbeitete es während der toten Zeit [tiempo muerto, die Nichtsaison im Zucker]. Ich legte kein Conuco an, weil ich keine Familie hatte“.⁷¹

Möglicherweise handelte es sich zusammen mit der Rolle von ehemaligen Sklavinnen als Käuferinnen von Land zwischen 1880 und 1890 um eine Genderisierung des kleinen Landbesitzes. Vielleicht wird man sogar von weiblichen und männlichen Strategien der Eigentums- und Statussicherung sprechen müssen. Montejo bindet „Conuco“ als unzweifelhaft kleines Stück Land, das der Subsistenz diene, an „Familie“. Das verweist auf die generelle (und generell bis heute eigentlich nicht behandelte) Rolle von Frauen bei der Zersetzung der Sklaverei und in der Postemanzipation. Der Ankerstein in dieser Argumentation ist die Rolle von Frauen und Conucos bei der Subsistenz und ihr Kampf um diese Conucos. Die Notariatsprotokolle Kubas sind voll davon. Die Frauen sicherten aber nicht nur die Subsistenz, sondern sie erwirtschafteten auf den Conucos auch Überschüsse in Geldform, um noch in der Sklaverei gehaltene Familienmitglieder freizukaufen oder wenigstens, um Notare oder Rechtsanwälte zu bezahlen. Nach der Sklaverei sicherten sie der oft informellen Familie (breit gefasst) auf diesen *sitios rurales* und *sitios urbanos* eine prekäre, aber rechtlich abgesicherte Subsistenz. Während ihre männlichen Gefährten bzw. Söhne ab 1895 in den Unabhängigkeitskrieg zogen und um vollen Bürgerstatus sowie Anrecht auf (größeren) Landbesitz kämpften, hatten die Frauen schon in der Sklaverei den Kampf um Landeigentum aufgenommen. Das war weniger heroisch, aber die Notariatsprotokolle sind voll davon. Die Quellen (Militärlisten) des Unabhängigkeitskrieges dagegen sind voll von Männernamen; die Frauen und ihr Anteil an Emanzipation und Postemanzipation werden durch diese Quellen faktisch invisibel gemacht; er wird auch unsichtbar durch die männliche Fama, die die Kriegsteilnahme umgab und die durch Erzählungen nach dem Krieg noch gesteigert wurde. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch die Tatsache, dass *nach* dem Krieg eben Männer die nationale Ehrenabfindung der *Paga* (für Dienst in der Unabhängigkeitsarmee) erhielten und Frauen ausdrücklich nicht. Nur Männer konnten mittels des so genannten „universellen Wahlrechts“ in die Klientelstrukturen der neuen politischen Kultur der Republik einrücken.⁷² Die *Veteranas*, die Frauen der Präfekturen und der *Impedimentas* (Tross), die mit ihren Männern in der *Manigua*, im Busch, gelebt hatten, bekamen keine Paga und keine Posten. Die Narrative über die *Veteranas* existierten nur im lokalen *hidden transcript* der kubanischen Unterklassen. Insofern war die Republik Kuba (ab 1902) keine schöne weiße Frau mit Jakobinermütze, wie sie in der politischen Ikonographie zu finden ist (etwa im Deckengemälde des Präsidentenpalastes in Havana). Die Republik war männlich. Die caudillistischen Klienteln der Männer hatten sich bereits während des Krieges oder vorher formiert, etwa mit den Arbeitsgangs

71 M. Barnet, Cimarrón (Anm. 54), S. 75.

72 Zeuske, Two stories (Anm. 46), S. 181-198.

(*cuadrillas*) im Zucker. Nach 1898 reichten sie, durch die Wahlgesetzgebung nach dem Kriege formell bestätigt, vom flachen Land über die Munizipalverwaltungen und die neuen Landpolizeieinheiten (*Guardia Rural*) bis hin zu Polizei und Armee sowie zu den Provinzregierungen.⁷³ Ganz auf der untersten Ebene dienten sie unter anderem auch dazu, der eigenen Klientel die Residenz zu sichern und Vertreibung von dieser Residenz, vor allem von Land, über das kein Rechtstitel existierte, zu verhindern. So konnte es geschehen, dass eine solche *herencia*, ein *sitio* in gewohnheitsrechtlichem Familienbesitz, einen „weiblichen“ Ursprung hatte, etwa 1880 oder vielleicht sogar schon während der Zeit der Sklaverei als Conuco besetzt worden war. Aber ab 1898 wurde es durch „männlichen“ Status abgesichert. Das Land konnte – wenn die „richtigen“ Klientelbeziehungen existierten – während der ganzen Zeit der so genannten „kolonialen“ Republik (1902–1959) nicht enteignet werden. Es war aber immer oder oft davon bedroht. Erst die Castro-Revolution überführte dieses Familien- „Erbe“ dann ab 1960 durch die Agrarreform in geschriebene Eigentumstitel (als Teil des Hauses). Das macht eine ihrer Stärken bis heute aus.

Die individualistische Haltung ehemaliger Zuckersklaven zu Ehe und Familie wird aus dem *Testimonio* von Esteban Montejo deutlich – die Erinnerung ist typischer als man denkt:

„Die freien Ehen waren schon besser. Die Frauen waren frei und hatten nichts mit ihren Eltern abzumachen [...] Und sie gingen mit einem, wann man wollte. Die leichtfertigen Männer waren immer auf diese Art verheiratet. Heute eine, morgen die andere [...] Ich glaube, so ist es besser. Ich habe immer ungebunden gelebt; ich habe mich nicht verheiratet. Heute eine, morgen die andere. Ich glaube, so ist es besser. Ich habe mich nicht verheiratet bis später, als ich alt war; als Junggeselle war ich an vielen Orten. Ich habe Frauen aller Hautfarben gekannt. Stolze und gute. In Santa Clara hatte ich eine alte Negerin, nach dem Krieg. Die setzte sich soviel in den Kopf mit mir [...] Schließlich ging sie so weit, mich zu bitten, dass ich sie heiratete. Ich sagte ihr rundheraus nein. Allerdings, wir zogen zusammen, und sie sagte zu mir: ‚Ich will, dass du mein Haus erbst‘. Sie besaß ein Haus mit vielen Zimmern [...] Sie machte mir ein Schriftstück, um mir das Sitzungshaus zu hinterlassen [die Frau war auch Santera – M. Z.] [...] Als sie starb, ging ich hin, um mir die Eigentumsrechte zuschreiben zu lassen [...] Es war noch größer als ich es mir vorgestellt hatte. Keine Seele hätte darin leben mögen; und schon gar nicht allein. Es war ein Haus voller Geister und Toter; es war verflucht. Ich verkaufte es an einen gewissen Enrique Obregón, einen alten Geizkragen. Dann ging ich mit dem Geld spazieren. Ich gab alles mit lockeren Frauen aus [...] In Ariosa verdiente ich vierundzwanzig Pesos [im Monat] [...] Die Löhne schlossen Essen und Baracke mit ein. Das überzeugte mich nicht. Mir war immer klar, dass dieses Leben für Tiere gut war. Wir lebten wie die Schweine, daher mochte niemand

73 Zeuske, „Los negros hicimos la independencia“: Aspectos de la movilización afrocubana en un hinterland cubano – Cienfuegos entre colonia y república, in: F. Martínez Heredia/Scott/García Martínez, Espacios, silencios y los sentidos de la libertad ..., S. 193-234.

*eine Familie gründen und Kinder haben. Es war sehr hart, sich vorzustellen, dass sie dasselbe durchmachen sollten“.*⁷⁴

Montejo war sich darüber im Klaren, dass seine Ehelosigkeit und „Leichtfertigkeit“ nicht nur Ursachen in seinem individualistischen Charakter hatten, der ihn zweifelsohne auszeichnete, sondern in den Strukturen und der Ausbeutung.

Das standing, der individuelle Status als Voraussetzung eines ehrenhaften Bürgerstatus, begann für ehemalige Sklavinnen und Sklaven mit dem Kampf gegen ihren „Sklavennamen“ (die meisten Sklaven bekamen bei Aufhebung der Sklaverei den ersten Nachnamen eines ihrer letzten Herren) und den Rassismus der Notare und des bürokratischen Systems des Staates, der sie mit dem fehlenden zweiten Nachnamen (*apellido*) markierte, auch wenn sie nicht körperlich anwesend waren.⁷⁵ Esteban Santa Teresa (oder, nach den ersten Nachnamen der letzten Herren: Esteban Ribalta oder Esteban Mesa), Sohn einer Congo-Sklavin namens Dionisia Conga, wählte nicht diesen, sagen wir reformerisch-juristischen Weg, sondern den revolutionär-klientelistischen Weg. Er hatte offensichtlich durch seine Kontakte zu ehemaligen Kämpfern des *Ejército Libertador*, die nach den Munizipalwahlen von 1900 in der Lokalverwaltung untergekommen waren, die Möglichkeit, den exotischen Namen Montejo (y Mera) für sich in die Register eintragen zu lassen. Darüber hinaus erfand er eine Geschichte seiner Eltern (Mutter: französische Sklavin aus Haiti; Vater: Lucumí aus Oyó).⁷⁶ Ein anderer ehemaliger Sklave namens Antonio Pérez, der als Kind direkt aus Afrika verschleppt worden war, wählte einen anderen Weg. Er ließ seine „afrikanische Genealogie“ und die seines unehelichen Sohnes in ein Notariatsprotokoll schreiben:

*„es erscheint der freie Schwarze Antonio Pérez, ohne zweiten Nachnamen [sin segundo apellido], herkömmlich [natural] aus dem Ort Yisá, von Nation Lucumí, in Afrika, unverheiratet, einundfünfzig Jahre, Feldarbeiter ... [er] will zu opportunen Zwecken festgeschrieben wissen, dass die väterlichen Großeltern des [von ihm] anerkannten Kindes Yicocun Hova und Fá Chipe waren, beide herkömmlich aus besagtem Ort Yisá [im heutigen Nigeria], und schon gestorben“.*⁷⁷

74 Barnet, Der Cimarrón. Die Lebensgeschichte eines entflohenen Negersklaven aus Cuba, von ihm selbst erzählt. Nach Tonbandaufnahmen hrsg. von Miguel Barnet, Berlin 1970, S. 96-98.

75 Zeuske, Nach der Sklaverei: Sklavennamen und Kultur des Vergessens, in: ders., Schwarze Karibik ..., S. 465-502.

76 Zeuske, Hidden Markers, Open Secrets. On Naming, Race Marking and Race Making in Cuba, in: New West Indian Guide/Nieuwe West-Indische Gids vol. 76, no. 3 & 4 (2002), S. 235-266 (Kommentar siehe: K. Henkel, „Spurensucher der kubanischen Geschichte. Miguel Barnets freiwilliger Dienst an der Gesellschaft“, in: NZZ Online, 19. Juni 2001; www.nzz.ch/2001/06/19/fe/page-article791D3.html); Zeuske, Verborgene Zeichen, offene Geheimnisse. Sklaverei, Postemanzipation, Namen und die Konstruktion von Rasse auf Kuba, 1870–1940, in: Zeitschrift für Weltgeschichte (ZfW) 3, Heft 2, Hannover (Herbst 2002), S. 89-117; ders./García Martínez, Estado, notarios y esclavos en Cuba. Aspectos de una genealogía legal de la ciudadanía en sociedades esclavistas (demnächst).

77 AHPC, FPN, Protocolos José Rafael de Villafuerte y Castellanos, 1885, tomo 1 (enero-abril), f. 164r-166v, escritura no. 27: „Acta de reconocimiento de hijo natural por el Meno [Moreno] Antonio Perez“, en la Ciudad de Cienfuegos, 28 de febrero de 1885.

Reyita wählte mit ihrer Familie eine Mischung aus revolutionärem und reformistischem Weg.⁷⁸ Nach der Sklaverei übernahm ihre Mutter Isabel den Namen Castillo Hechavarría als „bürgerliche“ Nachnamen (ihre Mutter, Reyitas Großmutter Tatica aus Cabinda, hatte nach der Abolition offensichtlich kirchlich geheiratet, so dass ihre Kinder zwei Apellidos trugen). Ihre Kinder hassten den Namen des ehemaligen Herrn. Einer der Brüder von Reyita hörte von den schwarzen *mambises* (Singular *mambi* – Soldat des *Ejército Libertador*), die Sklaven gewesen waren, dass sie am Ende des Krieges, in der neuen Republik, ihre Sklavennachnamen ablegen würden. Wegen des Hasses den der Bruder von Reyita, Pepe, gegenüber den früheren Herren seiner Großmutter und Mutter hegte, bemühte sich Pepe nach Beginn der Republik (1902) mit Hilfe eines verwandten Rechtsanwalts, Sohn der Schwester seiner Großmutter, erfolgreich darum, den Nachnamen Hechavarría abzulegen. Seitdem trugen die Kinder von Isabel, je nachdem, ob sie eheliche oder nichteheliche Kinder waren, den Nachnamen Bueno (statt Hechavarría) als ersten oder zweiten Apellido.⁷⁹

Reyitas Testimonio zeigt aber auch, dass kein Grund besteht, die Kultur der Barrios zu romantisieren. Erstmals in der kubanischen Postemanzipation-Historiographie werden in ihrem Bericht die Konflikte innerhalb und außerhalb schwarzer Familien deutlich. Reyita war eine sehr solidarische Person, die unter dem Rassismus der Postemanzipationsgesellschaft sehr litt. Vor allem aber litt sie unter dem Endorassismus ihrer eigenen mulattischen Mutter, Tochter der Sklavin Tatica (Antonia) aus Cabinda und einem Mann aus der Besitzerfamilie Hechavarría. Die Mutter Reyitas, Isabel Castillo Hechavarría, hatte ihrerseits Kinder von verschiedenen Männern. Reyita war die Tochter eines sehr dunkelhäutigen Vaters. Sie erinnert sich vor allem daran, dass ihre Mutter ihr die hellhäutigeren Schwestern vorgezogen habe.⁸⁰ Deshalb setzte sie auch alles daran, einen weißen Mann zu heiraten, Antonio Amador Rubiera, um – wie sie es ausdrückte – die Rasse ihrer Kinder „voranzubringen“ (*adelantar la raza*).⁸¹ Die Sache wird nach der Lektüre des Nachwortes noch komplizierter. Die Tochter von Reyita, Historikerin und Herausgeberin des Testimonios ihrer Mutter, muss erfahren, dass ihr Vater Antonio Amador Rubiera in einem von Santiago de Cuba ziemlich entfernten Ort, Cárdenas, eine weitere (weiße) Familie hatte.

Rassismus, der auf Kuba am Anfang des 19. Jahrhunderts von Arango zur Sicherung der Strukturen der „großen“ Zuckerproduktion geschaffen, konstruiert worden war, und bis 1886 keine direkten Auswirkungen auf die Sklaven der Ingenios gehabt hatte, entfalte- te während der Postemanzipation seine ganze Unterdrückungs- und Zerstörungskraft.

78 Zeuske, Schwarze Erzähler – weiße Literaten (Anm. 51), S. 211-262; siehe weitere Beispiele individueller Testimonios von schwarzen Mambises: R. Batrell Oviedo, Para la historia. Guerra de independencia en la provincia de Matanzas. Apuntes autobiográficos de la vida de Ricardo Batrell Oviedo, La Habana 1912; J. I. Herrera, Impresiones de la guerra de independencia (narrado por el soldado del Ejército Libertador José Isabel Herrera Mangoché), La Habana 2005.

79 Rubiera Castillo, Ich, Reyita (Anm. 51), S. 12 und Anm. 3, S. 189.

80 Rubiera Castillo, „Weißes Haar, schwarze Haut – wer bin ich?“, in: Rubiera Castillo, Ich, Reyita (Anm. 51), S. 11-13.

81 Ebd., S. 11.

Dieser Rassismus hatte immer auch individuell-psychische Auswirkungen, die in jede Biographie, in jede Familie hineinreichten.

Die *life histories* und *Testimonios* der Tochter einer ehemaligen Sklavin und eines ehemaligen Sklaven zeigen deutlich, dass Postemanzipation keine Angelegenheit von nur einer Generation oder nur einem Geschlecht war. Kuba, die ehemalige Sklavereigesellschaft, war vom vielfältigen Erbe der Sklaverei zutiefst geprägt. Nicht nur in Strukturen und Politik, sondern bis in die tiefsten Verästelungen des alltäglichen Lebens der Menschen, auch und gerade von ehemaligen Sklavinnen.⁸²

Britisch- und Dänisch-Westindien nach der Sklaverei

Claus Füllberg-Stolberg

SUMMARY

Claus Fuellberg-Stolberg: British and Danish West Indies after Slavery.

The article is focussing the major problems of adjustments to emancipation in the British and Danish West Indies. The first chapter stresses the antagonistic conflict between planters and freed slaves over land and labour in terms of „reconstituted peasantry“ (Mintz) versus plantations. The fight over economic resources and new (economic) measures of labour control are major topics of chapter 2. Especially the refusal of women to do field work on the plantations is highlighted.

The trend towards racist interpretations of work attitudes is reflected in contemporary Governor's reports. The ideological aspects of abolition and the impact of Christian churches to establish a new moral and cultural order is the crucial theme of chapter 3. Especially the ambivalent and controversial attitude of the Moravian Church and its missionaries is been critically discussed. Chapter 4 outlines the economic future of the sugar industry after slavery. The long term development of the rural population and its specific class structure (peasant/labourers) is analysed in chapter 5. The different patterns of adjustments to emancipation in the British and Danish West Indies are summarised in the conclusion.

Einleitung

Dänemark hat als erste europäische Nation bereits 1802 den Sklavenhandel abgeschafft, in der Hoffnung, das würde auch der Sklaverei langfristig ein Ende bereiten oder doch zumindest den Sklaven ein besseres Los beschere. Von weitaus größerer Bedeutung war jedoch die Abolition des Sklavenhandels durch Großbritannien. So radikal, wie sich die Briten bis 1807 an diesem profitträchtigen Gewerbe beteiligt hatten, versuchten sie nun,

den Sklavenhandel zu unterbinden. Der anhaltende Widerstand der Plantagenbesitzer und ihrer Lobby im Parlament machte deutlich, dass man die Sklaverei erst abschaffen konnte, wenn auch der Handel durch andere Nationen unterdrückt würde. So wurde die englische Flotte dazu benutzt, Sklavenschiffe fremder Nationen aufzubringen und die Sklaven zu befreien. Sie wurden zum größten Teil in Sierra Leone wieder an Land gebracht. Aus den Archiven der britischen Marine weiß man auch, dass die meisten aufgebrachtten Schiffe portugiesischer, brasilianischer und spanischer Nationalität waren. Trotz dieser Gegenmaßnahmen wurden zwischen 1807 und 1867, als auch diese Nationen dem Sklavenhandel ein Ende machten, noch ca. drei Millionen Afrikaner verschleppt.¹

Die Neigung des englischen Parlaments, auch die Sklaverei aufzuheben, fand auf der anderen Seite des Atlantiks bei den westindischen Pflanzern wenig Gegenliebe. Sie befürchteten, dass die von den abolitionistisch eingestellten evangelischen Missionskirchen betriebene Propaganda unter den Sklaven neue Nahrung und Bestätigung erfahren und es zu einem großen Aufstand kommen würde. Diese nicht unberechtigte, seit den Ereignissen von Haiti grassierende Angst vor ihren Sklaven veranlasste die Pflanzerschicht allerdings nicht zu einem freiwilligen Verzicht auf ihr Eigentum.²

Warum mussten die Pflanzern also zu ihrem angeblichen Glück gezwungen werden? War die Sklavenarbeit trotz aller rationalen Vorzüge von freier Lohnarbeit, wie sie Adam Smith u. a. verkündet hatten, durchaus profitabel?

Seymour Drescher behauptet sogar, die britischen Kolonialgebiete der Karibik hätten sich keinesfalls im Niedergang befunden, sie seien durchaus noch konkurrenzfähig mit den französischen und spanischen Nachbarinseln gewesen, und erst die Freilassung der Sklaven hätte den englischen Plantagenkolonien den ökonomischen Todesstoß versetzt. Deshalb, so Drescher, müssten auch die Motive und Antriebsmomente für die Abschaffung der Sklaverei außerhalb ökonomischer Logik gesucht werden. Neben dem schon erwähnten Widerstand der Sklaven, der zur Selbst-Emanzipation beitrug, hält Drescher den Beitrag der Abolitionisten für wesentlich. Dabei geht es ihm nicht um die individuelle Heldenverehrung einzelner prominenter Vorkämpfer, sondern um die Initiierung einer breiten demokratischen Massenbewegung in England, die eine ideologische Kehrtwende einleitete, in der die Forderungen des sich formierenden Industrieproletariats ebenso eine Rolle spielten wie der Freihandelskapitalismus oder eine Neudefinition der Funktion Afrikas im Weltssystem des 19. Jahrhunderts.³

1 Für einen Gesamtüberblick siehe D. Eltis, *The Volume and Structure of the Transatlantic Slave Trade: A Reassessment*, in: *The William and Mary Quarterly* 58 (2001) 1, S. 17-46; D. Eltis/ S.D. Behrendt/ D. Richardson/ H.S. Klein, *The Trans-Atlantic Slave Trade: A Database on CD-ROM*, New York 1999.

2 M. Turner, *Slaves and Missionaries. The Disintegration of Jamaican Slave Society, 1787–1834*, Kingston 1998.

3 Zur Drescher-Debatte siehe u. a. S. Drescher, *Econocide: British Slavery in the Era of Abolition*, Pittsburgh 1977; Ders., *The Decline Thesis of British Slavery Since Econocide*, in: *Slavery and Abolition* 7 (1986) 1, S. 3-23; B. L. Solow/ S. Engerman, *British Capitalism and Caribbean Slavery: The Legacy of Eric Williams*, Cambridge 1987; S. Carrington, *The State of the Debate on the Role of Capitalism in the Ending of the Slave System*, in: *Journal of Caribbean History* 22 (1988) 1-2, S. 20-41; S. Drescher, *The Antislavery Debate: Capitalism and Abolitionism as a Problem in Historical Interpretation*, in: V. A. Shepherd/ H. Beckles (Hrsg.), *Caribbean Slavery in the Atlantic World*.

Auch wenn man die Zuspitzung auf rein politisch-ideologische Gründe für die Abschaffung der Sklaverei nicht teilt, ist die polit-ökonomische Erklärung, für die stellvertretend meistens Eric Williams' *Capitalism and Slavery* genannt wird, dadurch notwendig erweitert worden. Die alte These vom wirtschaftlichen Niedergang, die auf Lowell Ragatz⁴ zurückgeht, lässt sich zwar nicht mehr monokausal und schematisch anwenden, muss aber nicht völlig aufgegeben werden, denn die Profitraten der englischen Pflanzler in den alten Kolonien waren seit der Jahrhundertwende unzweifelhaft und deutlich gesunken und damit auch die Bereitschaft, sich die humanitäre Geste der Sklavenbefreiung durch finanzielle Kompensation des Kapitaleinsatzes versüßen zu lassen. Als das Mutterland eine Kompensation von 20 Mio. Pfund Sterling = 25 Pfund Sterling pro Sklaven anbot und eine Übergangszeit von sechs Jahren in Aussicht stellte, gaben die westindischen Sklavenhalter ihren Widerstand auf.⁵

1. Der antagonistische Grundkonflikt: Plantage versus Bauernschaft

Sidney Mintz und Douglas Hall⁶ haben am Beispiel Jamaikas gezeigt, dass sich die kleinen Agrarproduzenten der Karibik wie auch ein internes Marktsystem bereits im Schoße der Sklaverei entwickelt haben. Die Überlassung von *kitchen gardens* zur Nahrungsmittelproduktion und die Institution der *sunday markets* schufen den Kern, aus dem die Fähigkeiten und Leistungen der schwarzen Unterschichten entsprangen, als sie nach Abschaffung der Sklaverei begannen, sich gegen den Widerstand der Pflanzerschicht unabhängig von der Plantage auf dem Lande zu etablieren. Der Besitz eines noch so kleinen Stück eigenen Landes (*family land*)⁷ beinhaltete neben seinem ökonomischen Nutzen einen symbolischen Wert,⁸ als diametraler Gegensatz zur sozio-kulturellen „Welt“ der Plantage. Die massenhafte Ansiedlung auf eigenem oder besetztem Land entwickelte sich als Widerstand gegen den Totalitätsanspruch des Plantagenregimes. Dieser Widerstand konnte jedoch nicht als totale Verweigerung von Plantagenarbeit geführt werden,

A Student Reader, Kingston/Oxford/Princeton 2000, S. 1042-1054; Ders., The Mighty Experiment. Free Labour versus Slavery in British Emancipation, New York/Oxford 2002; H. Cateau/S. Carrington, Capitalism and Slavery Fifty Years Later: Eric Eustace Williams – A Reassessment of the Man and His Work, Frankfurt a. M. u. a. 2000.

4 L. J. Ragatz, The Fall of the Planter Class in the British Caribbean 1763–1833, London 1928.

5 Für eine vergleichende Geschichte der Abolition siehe R. Blackburn, The Overthrow of Colonial Slavery 1776–1848, London 1988.

6 S. W. Mintz/D. Hall, The Origins of the Jamaican Internal Marketing System, in: S. W. Mintz (Hrsg.), Papers in Caribbean Anthropology, New Haven 1970 (1. Aufl. 1960), S. 3-26.

7 Zur Debatte über „family land“ in Jamaika siehe P. Espeut, Land Reform and the Family Land Debate: Reflections on Jamaica, in: C. Stolberg/S. Wilmot (Hrsg.), Plantation Economy, Land Reform and the Peasantry in a Historical Perspective: Jamaica 1838–1980, Kingston 1992, S. 69-84.

8 J. Besson, Symbolic Aspects of Land in the Caribbean: The Tenure and Transmission of Land Rights Among Caribbean Peasants, in: M. Cross/A. Marks (Hrsg.), Peasants, Plantations and Rural Communities in the Caribbean, University of Surrey, Dept. of Sociology 1979; C. V. Carnegie (Hrsg.), Afro-Caribbean Villages in Historical Perspective, Kingston 1987.

und folgerichtig entstand daraus nicht sofort und automatisch eine eigenständige Bauernschaft.

Nach Abschaffung der Sklaverei fand die von den Pflanzern als Projektion ihrer eigenen Gewalt befürchtete Zerschlagung der Plantagen nicht statt. Selbst eine massenhafte Flucht vom Ort der Unterdrückung ist in vielen Fällen mehr Mythos als Realität.⁹ An Stelle der Sklaverei entwickelte sich ein durch verschiedene Formen der Pacht gekennzeichnetes Abhängigkeitssystem, das den Pflanzern nur eine erheblich reduzierte Anzahl verfügbarer Arbeitskräfte beließ. Andererseits waren auch nur wenige der ehemaligen Sklaven in der Lage, die Hindernisse zu überwinden, die die Plantokratie aufgebaut hatte, um sie an der Landnahme zu hindern und weiterhin an die Plantage zu binden.¹⁰

Ein erfolgreicher Weg, sich dieser neuen Form von Abhängigkeit zu entziehen, war das *Free Village Movement*, eine Widerstandsbewegung, initiiert und materiell unterstützt von den Kirchengruppen, die sich schon für die Abschaffung der Sklaverei engagiert hatten. Insbesondere die Baptisten hatten vorausgesehen, dass ihre Aufgabe mit der nur formalen Abschaffung der Sklaverei noch nicht erledigt war. Ihr Ziel war sicher nicht die totale Abschaffung der Plantagenökonomie, aber eine weitgehende Unabhängigkeit der ehemaligen Sklaven vom unterdrückenden Pflanzeregime.¹¹

Die Etablierung kleiner geschlossener Gemeinden, zentriert um eine Kirche, schien ihnen zugleich der am besten geeignete Weg zur Lösung ihrer missionarischen Aufgabe. Mit Hilfe philanthropischer Gönner in England und auf Grund des konjunkturellen Tiefs der Zuckerindustrie gelang es ihnen, eine Reihe mittelgroßer, meist ruiniertes Plantagen aufzukaufen. Diese wurden sodann relativ egalitär unter den Gemeindemitgliedern aufgeteilt. Der Kaufpreis musste von ihnen sofort oder in festgelegten Raten aufgebracht werden, um davon neue Grundstücke zu erwerben. *Free villages* entstanden überall in Jamaika, in besonderer Dichte und kurzer Zeit vor allem in den Parishes Trelawny und St. Ann, den Zentren der baptistischen Missionsarbeit.¹² Mintz schätzt, dass allein

9 D. Hall, *The Flight from the Estates Reconsidered: The British West Indies, 1838-42*, in: H. McD. Beckles/V. Shepherd (Hrsg.), *Caribbean Freedom. Economy and Society From Emancipation to Present. A Student Reader*. Kingston/London 1993, S. 55-63. [Erstmals erschienen in: *Journal of Caribbean History* 10-11 (1978), S.7-24.]

10 W. K. Marshall, *Notes on Peasant Development in the West Indies Since 1838*, in: *Social and Economic Studies* 17 (1968) 3; D. Hall, *Five of the Leewards, 1834-1870, Barbados 1971*; Ders., *Free Jamaica, 1838-1865. An Economic History*, Aylesbury 1976 (1. Aufl. Yale University Press 1959); A. Knox, *Opportunities and Opposition: The Rise of Jamaica's Black Peasantry and the Nature of the Planter Resistance*, in: *Canadian Review of Sociology and Anthropology* 14 (1977) 4, S. 381-395; M.-R. Trouillot, *Labour and Emancipation in Dominica: Contribution to a Debate*, in: *Caribbean Quarterly* 30 (1984) 3-4; K. Fog Olwig (Hrsg.), *Small Islands, Large Questions. Society, Culture and Resistance in the Post-Emancipation Caribbean*, London 1995; W. K. Marshall, *The Post-Slavery Labour Problem Revisited*, in: B. L. Moore/B. W. Higman/C. Campbell/P. Bryan (Hrsg.), *Slavery, Freedom and Gender. The Dynamics of Caribbean Society*, Kingston 2003, S. 115-132; H. McD. Beckles, *Great House Rules, Landless Emancipation and Workers' Protest in Barbados, 1838-1938*, Kingston/Miami 2004.

11 S. W. Mintz, *Caribbean Transformations*, Baltimore 1974, S.158.

12 H. Paget, *The Free Village System in Jamaica*; in: *Apprenticeship and Emancipation*, University of the West Indies, Kingston undated. Reprint *Caribbean Quarterly* 1 (1945), S. 7-19; J. Besson, *Land Tenure and the Free Villages of Trelawny, Jamaica: A Case Study in the Caribbean Peasant Response to Emancipation*, in: *Slavery and Abolition* 5 (1984) 1, S. 3-23; S. Wilmot, *Black Space/Room to Manoeuvre: Land and Politics in Trelawny in the Immediate Post-Emancipation Period*, in: C. Stolberg/S. Wilmot (Hrsg.), *Plantation Economy (Anm. 7)*, S.15-24. Siehe neuer-

in den Jahren 1838–1844 19.000 Ex-Sklaven und ihre Familien, insgesamt ca. 100.000 Personen, angesiedelt wurden.¹³ Die so entstandenen Gemeinden umfassten im Durchschnitt 100 Haushalte. Jede dieser Familien besaß ein Haus und ein kleines Stück Land, das allerdings selten über einen *acre* groß war.¹⁴

So entwickelte sich nicht nur eine geographische Entfernung, sondern auch eine soziokulturelle Differenz zur Plantage, die von der anthropologischen Forschung als prototypisch für die ländlichen Unterschichten Jamaikas erachtet wird. Plantagen und kleine Produzenten gerieten in ein widersprüchliches, letztlich antagonistisches Verhältnis, das sich jedoch bis heute nicht aufgelöst und in eine grundsätzlich neue Struktur transformiert hat. Das eigene Stück Land entwickelte sich zwar zum zentralen geographischen und sozialen Bezugspunkt der Familie bzw. des Haushalts, reichte jedoch nicht aus, um den Lebensunterhalt sicherzustellen, zusätzliche Lohnarbeit auf den Plantagen blieb unverzichtbar. Daraus entwickelten sich, wie es Eric Wolf ausdrückt: „Zwei Betätigungsfelder (*fields of manoeuvre*)“, um Chancen und Risiken besser ausbalancieren zu können: Bauern arbeiten auf Plantagen und betreten mit einem Fuß die Lebensweise der Plantage, während sie den anderen Fuß auf dem bäuerlichen Besitz behalten.“¹⁵

Trotz vielfältiger Versuche zur Entwicklung einer eigenständigen Bauernschaft ist ein solcher Trend in Jamaika jedoch bis heute nicht absehbar. Vorherrschend ist ein Typus, der weder eindeutig Bauer noch Landarbeiter ist, sondern sich in einem „flux equilibrium“ befindet,¹⁶ das sich zusammensetzt aus verschiedensten Beschäftigungen und Einkunftsquellen (*occupational multiplicity*).

An dieser Stelle muss kurz auf die wesentlichen Unterschiede in der Ausbreitung von *kitchen gardens*, *provision grounds* und *sunday markets* verwiesen werden, weil davon nicht nur die *fields of manoeuvre* unter Bedingungen der Sklaverei abhingen, sondern ganz entscheidend auch die Ausgestaltung der Post-Emanzipationszeit. Orlando Patterson gehört zusammen mit Sidney Mintz und Douglas Hall zu den Wissenschaftlern, die das Potenzial dieser innovativen, selbst kontrollierten Aktivitäten der Sklavenbevölkerung schon früh erkannt haben. In seinem Buch *The Sociology of Slavery*¹⁷ betont er, dass in Jamaika kleinbäuerliche Tätigkeiten bereits im 18. Jahrhundert integraler Bestandteil der Plantagenwirtschaft gewesen sind. Soweit diese Arbeiten nicht mit den Anforderungen der Exportproduktion konkurrierten, wurden sie der Sklavengemeinde überlassen und blieben weitgehend frei von Einmischungen des Plantagenmanagements. *Provision grounds* von einem halben bis einem *acre* wurden von Familien bzw. Angehörigen eines Haus-

dings auch C. Hall, *Civilising Subjects. Metropole and Colony in the English Imagination, 1830–1867*, Chicago/London 2002, S. 120ff.

13 S. W. Mintz, *Caribbean Transformations* (Anm. 11), S. 160.

14 J. Besson, *Land Tenure* (Anm. 12).

15 E. R. Wolf, *Specific Aspects of Plantation Systems in the New World*, in: A. Palerm/V. Rubin (Hrsg.), *Plantation Systems in the New World*, Washington 1959, S. 143. Übersetzung: C.F.-S.

16 S. W. Mintz, *The Plantation as a Socio-Cultural Type*. Document No.3, Seminar on Plantationsystems of the New World, Washington, D.C. (Pan American Union) 1957, S. 1-12 (hier S. 2).

17 O. Patterson, *The Sociology of Slavery. An Analysis of the Origins, Development and Structure of Negro Slave Society in Jamaica*, Kingston 1967.

haltes bearbeitet. Da auch die Sklavengemeinde durchaus hierarchisiert war, bekamen Mitglieder der Sklavenelite, wie *driver* oder ausgebildete Handwerker, größere Parzellen von ein bis zwei *acres* zugeteilt, und längst nicht jeder einzelne Sklave besaß das Privileg einer Landzuteilung. Angebaut wurde, je nach Lokalität, eine breite Palette von Nahrungsmitteln: verbreitet waren Wurzelgemüse wie Yams, Cassava und Kartoffeln, aber auch Okra, verschiedene Bohnensorten, Bananen, Ananas und andere tropische Früchte, in den höheren Lagen europäisches Gartengemüse wie Kohl, Rote Beete, Karotten etc. Verbreitet war ebenso das Halten von Kleintieren.

Auf den Leeward Islands und Barbados waren *provision grounds* aufgrund der Landknappheit eher eine Ausnahmerecheinung, doch gab es auch hier um die Hütten herum *kitchen gardens*, in denen ein Baum stand, Gemüse angebaut wurde und Hühner gehalten wurden. Richard Sheridan weist auf einen Wechsel des Versorgungssystems in Barbados hin, wo die Verpflegung der Sklaven nach den verheerenden Hurrikans in den 1780er Jahren auf das amerikanische Modell der „Rationenzuteilung“ umgestellt wurde. Die Lebensmittel wurden zum kleinen Teil importiert, in ihrer Mehrzahl jedoch nicht individuell auf *provision grounds*, sondern wie der Zucker unter Regie und Kontrolle der Pflanze auf Plantagenland angebaut.¹⁸ Im Gegensatz dazu betont Barry Higman vor allem für Jamaika die zusätzliche zeitliche und körperliche Belastung der Sklavenbevölkerung durch die individuelle Nahrungsmittelproduktion, die sich entsprechend in der durchschnittlich höheren Jahresarbeitszeit in Gebieten mit ausgeprägten Selbstversorgungsanteilen niederschlug.¹⁹

Neville Hall²⁰ verweist auf die Angebotsfülle des Marktes in Christianstaed, der Hauptstadt der dänischen Insel St. Croix, als Ausdruck der vielfältigen landwirtschaftlichen Aktivitäten der Sklaven auf ihren Landparzellen während ihrer freien Zeit. Er verweist zugleich auf eine klare Arbeitsteilung der Geschlechter, die auf den anderen Inseln erst nach der Sklaverei beobachtet wurde. Während die Männer vornehmlich den Anbau auf den *provision grounds* übernahmen, entwickelte sich der Verkauf der Überschüsse auf den Märkten zu einem Monopol der Frauen. Da aber die *sunday markets* neben ihrer wirtschaftlichen Funktion vor allem auch Orte der translokalen sozialen Interaktion waren, wird diese in St. Croix beobachtete Arbeitsteilung sicher nicht ohne weiteres übertragbar sein.

Es kann gar keinen Zweifel daran geben, dass die Wurzeln der sich nach der Emanzipation entwickelnden kleinen landwirtschaftlichen Produzenten in dieser Nische der Plantagenwirtschaft zu suchen sind. Mit der Abschaffung der Sklaverei erweiterten sich die Möglichkeiten und Grenzen der eigenständigen Wirtschaftsaktivitäten, aber das Grund-

18 R. B. Sheridan, From Chattel to Wage Slavery in Jamaica, 1740–1860, in: *Slavery and Abolition* 14 (1993) 1, S. 13–40 (hier S. 31).

19 B. W. Higman, Plantagenklaverei in Nord-Amerika und der Karibik, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte* 3 (2002) 2, S. 9–23.

20 N. A. T. Hall, Slaves' Use of Their, Free' Time in the Danish Virgin Islands in the Later Eighteenth and Early Nineteenth Century, in: *Journal of Caribbean History* 13 (1980), S. 21–43.

muster blieb bestehen: ein Mix aus lohnabhängiger Plantagenarbeit und kleinbäuerlicher Selbständigkeit.

Diese soziale und ökonomische Zwitterstellung ist bereits das Resultat eines nicht aufhebbaaren Widerspruches zwischen den Interessen der Pflanzerschicht und den befreiten Sklaven über die gemeinsame Zukunft in einer Gesellschaft, in der die Ausgestaltung der Arbeitsverhältnisse nicht mehr durch außerökonomischen Zwang diktiert werden kann.²¹

2. Der Kampf um wirtschaftliche Partizipation

Der Grundkonflikt nach Aufhebung der Sklaverei konnte aber auch nicht durch ein freiwilliges, gemeinsames Übereinkommen der beiden antagonistischen Klassen gelöst werden, sondern muss bis heute unter sich verändernden politischen und sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen immer neu ausgehandelt bzw. erkämpft werden. Die Pflanzler mussten dafür sorgen, eine große und stabile Arbeiterschaft zur Verfügung zu haben, um die Plantagenwirtschaft aufrecht erhalten zu können, die Ex-Sklaven wollten ihren Lebensunterhalt möglichst vollständig und autonom als selbstständige Agrarproduzenten bestreiten. Der Vorteil der Pflanzler bestand im Besitz des Landes und der Produktionsmittel, die ehemaligen Sklaven besaßen hingegen die freie Verfügung über ihre Arbeitskraft.

Die aktuellen Rahmenbedingungen nach Aufhebung der Sklaverei in den britischen Kolonialgebieten waren, wie gezeigt, alles andere als einheitlich. Die alten Produktionsgebiete waren saturiert mit Sklaven, schafften aber keine natürliche Reproduktion ihrer Bevölkerung, wovon die neuen Kolonien mit ihrem enormen Arbeitskräftebedarf noch weiter entfernt waren. Mit Ausnahme von Haiti produzierte die Konkurrenz noch weiter mit Sklavenarbeit. Spätestens als auch in England die Schutzzölle für eigenen Kolonialzucker 1846 gekappt wurden, hatten sich die Produktionskosten unter den Bedingungen von Lohnarbeit weiter an den Vorgaben von Kuba und anderen Weltmarktproduzenten zu richten. Das bedeutete von vornherein, dass keine Löhne angeboten werden konnten, die die Lebenshaltungskosten eines durchschnittlichen Haushaltes allein aus Lohnarbeit gedeckt hätten.

Die führenden Beamten des *Colonial Office* sahen den gleichen Grundkonflikt in ihren westindischen Kolonien nach Abschaffung der Sklaverei entstehen, formulierten ihn aber in einer etwas anderen ideologischen Verkleidung. Für sie war zunächst einmal das Verhältnis von Land und Arbeitskräften die entscheidende Bedingung für das Funktionieren einer Plantagenwirtschaft unter den Bedingungen von freier Lohnarbeit. War der Zugang zu Land für die ländlichen Unterschichten so begrenzt wie auf den Leeward Islands, so blieb ihnen nur wenig Verhandlungsspielraum zur Mitgestaltung der neuen Arbeitsverhältnisse. Waren jedoch die Möglichkeiten selbständiger landwirtschaftlicher

21 Exemplarisch für Jamaika siehe C. Stolberg/S. Wilmot, *Plantation Economy* (Anm. 7).

Arbeit so groß wie in Jamaika, mussten erheblich höhere ökonomische oder andere Anreize geboten werden, um regelmäßige Plantagenarbeit auf freiwilliger Grundlage zu gewährleisten; noch extremer waren die Verhältnisse in den erst spät erworbenen Gebieten.

Deshalb war den zuständigen Beamten im *Colonial Office* klar, dass eine unmittelbare Freisetzung der Sklavenbevölkerung zu einer ernsthaften Infragestellung der Plantagenwirtschaft führen würde. Anhörungen vor dem Parlament hatten zu dem Ergebnis geführt, dass die Basisversorgung der Sklavenbevölkerung mit ein bis zwei Arbeitstagen auf den *provision grounds* sichergestellt werden konnte. Deshalb gab es die berechtigte Frage zu klären, was, außer Zwang, sie bewegen sollte, mehr zu arbeiten.

Es mussten also dringend flankierende Maßnahmen ergriffen werden, um den Plantagen die notwendige Arbeitskraft zu sichern. Über die Art solcher Übergangsbestimmungen gab es unterschiedliche Ansichten, nicht jedoch über die Zielsetzung. Die puristischen Verfechter einer freien Marktwirtschaft im *Colonial Office* mussten in diesem Fall hinter ihren traditionalistischen Kollegen zurückstecken, die ein wenig Zwang mit edukativen Zwecken verbinden wollten, um zum gleichen Ziel zu gelangen, nämlich ein abruptes Ende der Plantagenwirtschaft zu vermeiden.²² Deshalb sollten beide Parteien Gelegenheit haben, sich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Das Ergebnis hieß *apprenticeship* – Lehrzeit für ehemalige Sklaven und Herren, freie Lohnarbeit und freies Unternehmertum zu erlernen. Die Ausgestaltung dieser Zeit, die auf sechs Jahre, also bis 1840, konzipiert war, zeigt, dass die „Lohnarbeiter in spe“ in den Augen der Kolonialverwaltung noch sehr viel Erziehung unter Leitung ihrer ehemaligen Besitzer brauchten, ehe ihnen die volle Freiheit gewährt werden konnte. Bemerkenswert ist, dass all diese Planungen noch von einem weitgehend frei von anthropologischen Konstanten geprägten Menschenbild ausgingen. Der ehemalige Sklave müsse, wie ein Kind, an die höheren Weihen der Zivilisation herangeführt werden, dann steige auch sein Anspruchsdenken über das reine Subsistenzniveau hinaus und damit auch die Notwendigkeit, mehr und regelmäßig zu arbeiten. Bis die Arbeitspflicht internalisiert sei, müsse eine Mindestleistung für eine Übergangszeit durch gesetzlichen Zwang aufrecht erhalten bleiben.

Die Abschaffung der Sklaverei am 1. August 1834 entließ die Sklaven in den britischen Kolonien der Karibik nicht in die Freiheit, sondern in ein neues Zwangsarbeitssystem, das sie verpflichtete, 40,5 Stunden die Woche für ihre alten Besitzer unentgeltlich zu arbeiten. Im Gegenzug hatten diese weiter für den Lebensunterhalt und die Behausung ihrer „Lehrlinge“ zu sorgen und jede über die Verpflichtung hinaus gehende freiwillige Arbeitsleistung zu bezahlen bzw. mit anderen Vergünstigungen (z. B. Pachtland) zu verrechnen.

Einzige Ausnahme war Antigua, dort hatte die gesetzgebende Versammlung mit knapper Mehrheit auf diese Übergangslösung verzichtet, in der Annahme, die Verpflichtung zur Versorgung ihrer Ex-Sklaven würde sie teurer kommen, als die vollen Lohnkosten zu tra-

22 Siehe T. C. Holt, *The Problem of Freedom. Race, Labor, and Politics in Jamaica and Britain, 1832–1938*, Baltimore/London 1992.

gen.²³ Ob sie mit dieser Einschätzung richtig lagen, wird sich im Weiteren noch zeigen. Die vom Gesetz festgelegten Wochenstunden reichten aus, um die Plantagenarbeit außerhalb der Erntezeit zu erledigen. Ihre Verhandlungsmacht konnten die „Lehrlinge“ nun aber in den für die Pflanzer so entscheidenden und empfindlichen Erntemonaten einsetzen. Sie hatten schnell erkannt, dass ihre Position sich verbesserte, je mehr sie sich unabhängig von der Versorgung durch die Pflanzer machen konnten. Da die Leeward Islands den größten Teil der Nahrungsmittel importierten, war es natürlich auch für die Pflanzer attraktiv, von diesem Kostenfaktor befreit zu sein. Daher kam es zu Arrangements, die den immer noch stark gebundenen Arbeitskräften einen Verhandlungsspielraum eröffneten, gerade zur entscheidenden Zeit des Jahres, wo Tag und Nacht in mehreren Schichten der Zucker geschlagen und in der Fabrik verarbeitet werden musste. Da die gesetzlich festgelegte wöchentliche Arbeitszeit auf den Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang begrenzt war, mussten die Pflanzer Zugeständnisse machen, um eine maximale Präsenz ihrer Arbeiter zur Erntezeit zu erzielen. Es ist leicht vorstellbar, dass diese Situation, die durch das Übergangsmodell geschaffen wurde, beide Seiten unbefriedigt ließ. Für die ehemaligen Sklaven war es schwer, gleichzeitig Teilzeitlehrling ohne Bezahlung und Teilzeitlohnarbeiter zu sein. Ebenso ungewohnt war es für den Plantagenbesitzer, einen Teil der Arbeit bezahlen zu müssen, dafür aber die Unterhaltskosten teilweise auf die Beschäftigten umlegen zu können. Es ist kaum verwunderlich, dass die als Vermittler in solchen Konflikten eingesetzten *special magistrates* alle Hände voll zu tun hatten, den Streit zu schlichten. Deshalb waren beide Seiten, mit Ausnahme vielleicht der jamaikanischen Pflanzer, froh, die „Lehrzeit“ schon nach vier Jahren zu beenden, da es keine Rückkehr zur Sklaverei mehr gab.

Die Pflanzer in Antigua hatten bereits vier Jahre Erfahrung mit der vollständigen Emanzipation hinter sich und kannten die Probleme schon aus der Praxis, als der übrige Teil Britisch-Westindiens im August 1838 nachfolgte. Unmittelbar nach der Befreiung der Sklaven mussten die Pflanzer auf Antigua feststellen, dass diese keinesfalls bereit waren, weiter kontinuierlich auf den Plantagen zu arbeiten, wie es ihre ehemaligen Herren angenommen hatten, als sie großzügig auf die apprenticeship verzichteten. Als erste Reaktion setzten alle Pflanzer auf eigene Faust Löhne fest, um sich die nötigen Arbeitskräfte zu sichern. Dadurch entstand zunächst eine chaotische und unübersichtliche Situation, die aber schnell durch eine konzertierte Aktion abgelöst wurde, die nunmehr die Sklaverei in neuer Form wieder einführen wollte.

Das erste Gesetz, das von der gesetzgebenden Versammlung Antiguas erlassen wurde, sollte die befreiten Sklaven an die Plantagen binden, auf denen sie schon als Sklaven gelebt hatten. Dieses Gesetz wurde aber sofort vom *Colonial Office* kassiert, das jeden Eindruck vermeiden wollte, die Sklaverei sei nur dem Namen nach abgeschafft und existiere in Wirklichkeit weiter. Die überheblichen Plantagenbesitzer von Antigua mussten erleben, das selbst unter den bevorzugten Bedingungen ihrer kleinen Insel keineswegs

23 Siehe für das Folgende D. Hall, Leewards (Anm. 10).

mehr alle Arbeitskräfte zu mobilisieren waren. Nach zeitgenössischen Schätzungen waren nicht mehr als zwei Drittel der ehemaligen Sklaven bereit, kontinuierlich weiter auf den Plantagen zu arbeiten. Da attraktive Löhne aus Konkurrenzgründen nicht angeboten werden konnten, blieb letztlich doch nur ein Rekurs auf Zwangsmittel, um die verweigerte Arbeitskraft zu rekrutieren. 1835, ein Jahr nach der Aufhebung der Sklaverei, ließ das *Colonial Office* einen neuen *contract act* für Antigua passieren, der für die ehemaligen Sklaven nur wenig günstiger ausfiel als der erste Versuch, die Arbeitskräfte per Gesetz an die Plantagen zu binden. Das Gesetz sah vor, dass die Arbeiter weiter ihre Behausungen und Küchengärten nutzen konnten, wenn sie für sechs *pence* Tageslohn für gesunde Erwachsene und entsprechend weniger für schwächere Arbeitskräfte und Kinder auf der angestammten Plantage arbeiteten. Der Vertrag galt für ein Jahr und konnte von beiden Seiten innerhalb eines Monats gekündigt werden. Diese neue Form der Bindung an die Plantage, die nur noch theoretisch Freiheit und Mobilität ermöglichte, ließ nur zwei Optionen:

Er oder sie konnte den Ort der Sklaverei nur verlassen, wenn ein anderer Platz zum Leben auf einer anderen Plantage oder ein eigenes Stück Land gefunden wurde oder sie mussten die Insel ganz verlassen, was allerdings nur wenige taten, ganz im Unterschied zu den ehemaligen Sklaven auf den kleinen Nachbarinseln Nevis, St. Kitts und Montserrat.

Da die Pflanzer nicht mehr für die Nahrungsbeschaffung verantwortlich waren, reduzierten sie schnell die Flächen, die sie bisher für Nahrungsmittelproduktion auf Plantagenland reserviert hatten. In Antigua ging die Fläche auf weniger als ein Viertel von 2609 *acres* 1833 auf 619 im Jahr 1935 zurück. Die Pflanzer sparten dadurch nicht nur Arbeitskräfte ein, die sie stattdessen voll auf die Zuckerproduktion konzentrieren konnten, sondern erhöhten zugleich den Druck auf die Arbeiter, Lohnarbeit anzunehmen, um sich Nahrungsmittel kaufen zu können. Denn von ihren kleinen Küchengärten allein konnten sie sich nicht ernähren. Außerdem mussten nun auch die Kinder, Alten, Kranken und Schwachen vom Lohn der arbeitenden Familien- bzw. Haushaltsmitglieder mit ernährt werden.

Da sich jedoch nicht all das nun leerstehende Land für Zuckermanbau eignete, ging ein Teil in kleinen Stücken und zu exorbitant hohen Preisen in die Hand von kleinen Siedlern über und schuf selbst auf diesen kleinen Inseln eine Widerstandsbasis gegen die totale Vereinnahmung und Kontrolle durch den Plantagensektor.

Antiguas übergangslöse Abschaffung der Sklaverei, insbesondere ihre Arbeitsgesetzgebung, wurde in Britisch-Westindien genau verfolgt und als Modell für die Anpassung an die Post-Emanzipationszeit benutzt. Douglas Hall unterscheidet drei unterschiedliche Praktiken der Pflanzer im Umgang mit ihren ehemaligen Sklaven:

Die am wenigsten akzeptiert wurde, war die Modelllösung von Antigua, bei der Unterkünfte und Gärten mietfrei blieben, unter der Bedingung, für einen festgelegten Lohn weiter auf der Plantage zu arbeiten. Eine Zwischenlösung bestand darin, weiter für den ehemaligen Besitzer zu arbeiten, aber Miete für Unterkunft und Entlohnung für Arbeit zu entkoppeln, was als nur graduelle Verbesserung angesehen wurde. Die dritte Option,

die von den ländlichen Unterschichten favorisiert und auch von den *special magistrates*, die als Konfliktschlichter fungieren sollten, empfohlen wurde, war die generelle Trennung von Unterkunft und Arbeit. Also z. B. die Beibehaltung des alten Wohnortes einschließlich des gewohnheitsmäßig kultivierten Landes gegen eine Miet- bzw. Pachtzahlung, aber keine Verpflichtung zu Lohnarbeit, die gar nicht oder ganz woanders geleistet wurde.

Die letzte Möglichkeit war die einzige, die auf lange Sicht für beide Seiten akzeptabel war und sich entsprechend durchsetzte. Dazwischen aber lagen schmerzliche Konflikte von existenziellen Dimensionen, Vertreibungen von Haus und Land, totaler Verlust der Arbeitskraft und Aufgabe der Plantage. Nur die wenigsten Pflanzer besaßen die Großzügigkeit und Weitsicht, um gleich zu einem moderaten Interessenausgleich zu kommen, die meisten konnten sich nicht vorstellen, Arbeitskräfte ohne Rückgriff auf Zwangsmittel an sich zu binden. Ihr oftmals unnachgiebiges Verhalten hinsichtlich einer Trennung von Unterkunft und Arbeit bestärkte ihre ehemaligen Sklaven in ihrem Streben nach einem eigenen Stück Land, auf dem sie sich dem übermächtigen Einfluss der Plantage ein Stück weit entziehen konnten. Wenn möglich, wollten sie es kaufen, aber auch pachten und dort, wo es nicht verhindert werden konnte, auch einfach in Besitz nehmen (*squatting*).

Arbeitsverweigerung von Frauen

Alle empirischen Daten deuten darauf hin, dass sich Frauen in besonders großer Zahl der Lohnarbeit auf der Plantage entzogen haben. Das fällt umso mehr ins Gewicht, als in der letzten Phase der Sklaverei mehr Frauen als Männer in den *field gangs* arbeiteten. In den Jahren vor dem britischen Verbot des Sklavenhandels (1807) waren deutlich mehr Frauen importiert und die verbliebenen Männer vornehmlich im industriellen Teil der Zuckerplantage eingesetzt worden. Frauen traute man diese Tätigkeiten, die eine spezielle technische Ausbildung erforderten, offensichtlich nicht zu. Gleichzeitig wurde aber eine Reihe von pro-natalistischen Vergünstigungen für schwangere und kinderreiche Frauen eingeführt, die sich positiv auf die Geburtenrate auswirken sollten. Diese Rücksichtnahme wurde aus der Perspektive der Pflanzer nach der Emanzipation obsolet und folgerichtig sofort fallengelassen. Entsprechend unattraktiv war es daher für Frauen, weiter die schwere Feldarbeit leisten zu müssen.

Für Barbados und die Leeward Islands wird von einer Reduzierung der weiblichen Arbeitskraft um ein Drittel ausgegangen. Eine Einbuße, die sofort zu Überlegungen führte, die weggefallenen Vergünstigungen und Anreize für Frauen wieder einzuführen. In Jamaika war der weibliche Boykott von Landarbeit noch erheblich größer, nur noch ein Sechstel bis ein Fünftel der *gangs* konnte mit Frauen besetzt werden. Auch hier kam es zu Kompromissen bei den Arbeitskontrakten und Miet- bzw. Pachtarrangements. Z. B. wurde nicht mehr erwartet, dass Frauen jeden Tag der Woche zur Arbeit erschienen.²⁴

24 Siehe B. Brereton, Family Strategies, Gender and the Shift to Wage Labour in the British Caribbean, in: Dies./K. A. Yelvington (Hrsg.), The Colonial Caribbean in Transition. Essays on Postemancipation Social and Cultural History, The Press University of the West Indies/University Press of Florida 1999, S. 77-107.

Während der überproportionale Rückzug der Frauen von der Feldarbeit empirisch gesichert erscheint, gibt es unterschiedliche Gewichtungen der Motive und Voraussetzungen, die zur Abkehr von der Plantage geführt haben. Ausgangspunkt ist in den meisten Fällen der *provision ground complex*, so klein er auch immer sein mag, wie Bridget Brereton betont.²⁵ Eng damit verknüpft ist die These, Frauen hätte der Wunsch nach Familiengründung bzw. -zusammenführung dazu veranlasst, die Plantage zu verlassen und eine weitgehend autochthone Basis auf *family land* zu gründen. Diese Motivzuweisung ist allerdings stark ideologisch belastet, folgt sie doch den zeitgenössischen Vorstellungen der verschiedenen Missionskirchen, die sich im Rahmen der Abolitionsbewegung für eine christliche Erziehung der Exsklaven engagierten. Die Familiengründung nach dem Vorbild der europäischen Mittelschichten spielte bei allen Kongregationen eine wichtige Rolle in ihren Konzepten „zivilisatorischer Mission“. Catherine Hall hat am Beispiel der Baptisten gezeigt, wie eng ihr Familienbild, das im Mittelpunkt ihrer utopischen Vision für die Gesellschaft der befreiten Sklaven stand, am Vorbild der britischen Kleinfamilie orientiert und weit entfernt von den wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnissen und dem kulturellen Kontext ihrer afrikanischen Gemeindemitglieder war. Dazu gehörte die kirchliche Trauung, die Konstituierung einer Kernfamilie mit eigener Wohnstätte und eine Arbeitsteilung der Geschlechter, in der die Frau das Heim und die Kinder hütete und der Mann die Familie ernährte. Bezogen auf die Modellprojekte der *free-villages* bedeutete dies Lohnarbeit auf den Plantagen für die Männer und Hauswirtschaft, einschließlich der Pflege von *kitchen gardens* und *provision grounds*, für die Frauen.²⁶ Die reale Entwicklung folgte diesen Idealvorstellungen der europäischen Missionare nur bedingt. Natürlich gehörte die Wiederherstellung der durch Sklavenverkauf zerrissenen Familienbande zu den vordringlichsten Zielen der befreiten Sklaven, war doch die Abtrennung von familiärer Herkunft ein wesentliches Merkmal von Sklaverei, verstanden als „sozialer Tod“ im Sinne von Orlando Patterson.²⁷ Das afrikanische Konzept von Familie geht aber weit über die europäische Kernfamilie hinaus und stellt nicht Mann und Frau, schon gar nicht als christlich vermähltes Paar in den Mittelpunkt. Sicher folgten in den Anfangsjahren viele Gemeindemitglieder den Vorschriften der europäischen Missionare, schon um in ihre Siedlungsprojekte aufgenommen zu werden. Die Familien oder besser Haushalte, die sich als typische Formen des Zusammenlebens herausbildeten, waren jedoch ganz anders strukturiert, als es Kolonialregierung und weißen Abolitionisten vorschwebte. In der Regel waren und sind es auch heute noch matriachale Mehrgenerationen Haushalte, die sich als relativ stabile Einheiten konstituieren und von Zeit zu Zeit wechselnde männliche Anteile inkorporieren: Väter, Brüder oder andere männliche Verwandte und natürlich auch (Ehe-)Männer, aber nicht notwendigerweise und ausschließlich. Wenn irgend möglich, bildet solch ein Haushalt einen Subsistenzkern, an den verschiedene

25 Ebenda, S. 98ff.

26 C. Hall, *Civilising Subjects* (Anm. 12), S. 125.

27 O. Patterson, *Slavery and Social Death. A Comparative Study*, Cambridge, Mass./London 1982.

ergänzende Tätigkeiten, die Waren oder Geld generieren, angelagert werden können. Diese *income pooling units* stimmten zwar nicht mit den Vorstellungen von christlicher Familie und ihrer Arbeitsteilung der Geschlechter, wie sie vom Gouverneur, den Kolonialbeamten und Missionaren vertreten wurden, überein, aber sie überschritten sich in der Ablehnung von weiblicher Lohnarbeit auf den Plantagen.²⁸

Tatsächlich gab und gibt es in diesen Haushalten eine funktionale Arbeitsteilung, die ganz verschiedene Formen annehmen kann, je nach personeller Zusammensetzung, nach Lebensalter, nach konjunktureller Lage etc. und auch nach Geschlecht. Solche Haushalte können als Arbeitseinheiten auftreten und agieren, z. B. in *share cropping arrangements*, wie sie auf den Windward Islands verbreitet waren. Dort hat der Haushalt/die Familie oft als Ganzes für den Landbesitzer die Felder bestellt und mit ihm die Ernte bzw. den Erlös geteilt. In anderen Gebieten waren funktionale Arbeitsteilungen vorherrschend, die verschiedene Formen von selbständiger Arbeit und Lohnarbeit bei z. T. unterschiedlichen Arbeitgebern miteinander verbanden. Dabei übernahmen ledige junge Männer und Frauen Lohnarbeit auf dem Land oder in der Stadt, oft als WanderarbeiterInnen an weit entfernten Arbeitsplätzen; Frauen mit Kindern, ältere Frauen und Männer kümmerten sich um Haus und Eigenwirtschaft. Wurde ein Überschuss produziert, so waren es in der Regel Frauen (*higgler, huckster*), die ihn auf lokalen aber auch entlegenen Märkten vermarkteten.²⁹

Zeitgenössische Berichte und Interpretationen

Douglas Hall betont, wie außerordentlich belastend sich die neue Methode des Arbeitszwangs auf das Verhältnis von ehemaligen Herren und Sklaven auswirkte. Die Benutzung des Miet/Pachtsystems als Hebel zur Erzwingung von Arbeitsleistungen war die immer wiederkehrende Beschwerde, die aus zeitgenössischen Berichten über die Anpassungsschwierigkeiten an die neue Ära spricht.

Sehr aufschlussreich ist ein Bericht, den Gouverneur Metcalfe aus Jamaika im Jahre 1840 nach einer ausführlichen Reise in alle Teile der Insel an den Sekretär des *Colonial Office* nach London schickte:

„Arbeit und Miete sind die Fragen, die die Insel von einem Ende zum anderen erregen. ... Während meiner Reise waren die Mietforderungen, wie sie in den verschiedensten Formen erhoben werden, das fast ausschließliche Thema der Beschwerden, die von den Negern (negroes) an mich gerichtet wurden. ... Die Schwierigkeit, Arbeitskräfte zu rekrutieren hat die Mehrheit der Grundbesitzer und Verwalter zum Rückgriff auf ein Mietsystem veranlasst, um Arbeit zu erzwingen. Wenn ein Bauer (peasant), der auf einer Plantage lebt, mit seiner Frau und den erwachsenen Kindern regelmäßig auf dem Anwesen arbeitet, dann wird manchmal gar keine oder nur eine moderate Miete für

28 D. Paton, *The Flight From the Fields Reconsidered: Gender Ideologies and Women's Labor After Slavery in Jamaica*, in: G. M. Joseph (Hrsg.), *Reclaiming the Political in Latin American History. Essays From the North*, Durham/London 2001, S. 175-204 (hier S. 193).

29 Ebenda, S. 186.

das Haus und das Land, das sie bewohnen, verlangt. Wenn sie nicht auf dem Anwesen arbeiten, wird die doppelte oder jedenfalls erhöhte Miete verlangt. Pacht für Land wird generell nicht nur vom Mann, sondern auch von Frau und größeren Kindern genommen, weil alle, die auf ihrem Land arbeiten und nicht auf der Plantage, einen Vorteil daraus ziehen und zwar im Verhältnis zur Größe der Familie, und deshalb müssen alle Pacht zahlen. In diesen Fällen ist die Größe des Landes nicht genau festgelegt, sondern bemisst sich danach wieviel die jeweilige Anzahl bewirtschaften kann. Es kommt selten vor, dass das Land vermessen wurde und per acre verpachtet wird. ... Manchmal werden Arbeit und Miete/Pacht auch getrennt behandelt, Lohn wird voll bezahlt und Miete wird zu einem anderen Zeitpunkt kassiert. Aber meistens wird die wöchentliche Miete vom Wochenlohn abgezogen und wird erhöht oder gesenkt je nach Kontinuität und Pünktlichkeit der geleisteten Arbeit oder umgekehrt. ...

Würde der Arbeiter in einer akzeptablen Heimstatt angesiedelt, von der er nicht vertrieben werden kann, oder zumindest nicht ohne ausreichende Ankündigung, gäbe es, da bin ich mir sicher, eine bessere Chance freiwillige Arbeitsleistungen zu erhalten, als Arbeit zu erzwingen, indem man jedes Mal die Mietkonditionen verändert, wenn er nicht zur Arbeit erschienen ist. ... Wenn man die Unzufriedenheit bedenkt, die zwischen Grundbesitzer und Arbeiter herrscht, ist es überraschend, dass die Parteien sich nicht noch öfter trennen als sie es schon tun. ... In Teilen der Insel hat eine Trennung stattgefunden und eine beträchtliche Anzahl von Negern hat Land gekauft, auf dem sie fleißig dabei sind zu siedeln. ... Die aufstrebende Kleinbauernschaft ist beeindruckend und dankenswert. Ihr Verhalten ist friedliebend und in mancher Weise bewundernswürdig. ... Die Unzufriedenheit der Besitzer oder Verwalter von Grundbesitz resultiert aus dem Wunsch nach genügend Arbeitskräften und dem drohenden Ruin. Es ist fast unmöglich kontinuierliche Arbeit zu bekommen. ... Sie weisen Arbeitsverträge, die sie für eine bestimmte Zeit binden, zurück und zeigen sich nur von einem auf den anderen Tag arbeitswillig, geben selten mehr als vier Tage die Woche, oder fünf, wenn es hoch kommt; und diese Menge noch nicht einmal ständig. ... Die große Nachfrage nach Arbeitskräften hat zwei Gründe; die Notwendigkeit eines generellen Wachstums der Bevölkerung und die bestehende Möglichkeit sich selbst zu versorgen, ohne im Dienst anderer arbeiten zu müssen. Für den ersten Grund gibt es nur die Hoffnung auf natürlichen Anstieg mit der Zeit oder durch massive Einwanderung ... Die Möglichkeit sich selbst zu versorgen wird eher noch zunehmen und erst abnehmen, wenn es ein Überangebot an den Lebensmitteln gibt, die die Neger im Allgemeinen für den Verkauf anbauen. ... Es gibt hier nicht die gleiche Notwendigkeit wie in anderen Ländern, die diese Klasse zur Arbeit zwingt. Oder anders gesagt, es gibt auf dieser Insel keine andere Klasse als die der Landarbeiter. Der Arbeiter hier geht nur so lange zur [Lohn]arbeit, wie er für die Kultivierung seines eigenen Landes entbehren kann.⁶⁰

Metcalfe betont zwar das gespannte Verhältnis zwischen den befreiten Sklaven und ihren ehemaligen Herren, hält die Situation aber noch für offen und entwicklungsfähig. Der

30 Despatch from Metcalfe to Russell [Extract] March 30, 1840 (C.O. 137/248), zitiert in S. Wilmot (Hrsg.), *Adjustments to Emancipation in Jamaica, Kingston 1988, „Governor’s Correspondence“, S. 5-11. Übersetzung: C.F.-S.*

Bericht enthält aber bereits alle wichtigen meinungsbildenden Elemente/Argumente, die in der Diskussion um die Anpassung an die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse nach Abschaffung der Sklaverei in England und Jamaika eine Rolle gespielt haben. Insbesondere das Bild vom anspruchslosen und faulen „Neger“, der nur eine halben Tag pro Woche arbeiten muss, damit ihm die Früchte der Natur in den Mund wachsen, beginnt mit dieser Rhetorik Konturen anzunehmen.

Der Bericht verdichtet die einzelnen Elemente aber noch nicht zu der rassistischen Form des zeitgenössischen „Quashee Syndroms“, sondern hält sie nur bereit für eben jene ideologische Ausrichtung, die von Thomas Carlyle in seinem zynischen Pamphlet von 1849 *Discourses of the Nigger Question* auf die Spitze getrieben wurde und die Vorurteilstruktur bis heute geprägt hat.³¹ Carlyles Porträt des westindischen Schwarzen platziert ihn bis zu den Ohren in einen Haufen Kürbisse, von denen er sich lustvoll ernährt, während das Zuckerrohr um ihn herum ungeerntet auf dem Halm verrottet. Angebot und Nachfrage funktionieren hier nicht: „... weil eine halbe Stunde Arbeit pro Tag ausreicht, um Kürbisse anzubauen, das ist seine ‘Nachfrage’.“³² Dieses Bild sollte den Pflanzerdiskurs des 19. Jahrhunderts und, wie wir sehen werden, weit darüber hinaus gegen alle Realitätswahrnehmungen beherrschen.

Die Wirklichkeit sah etwas anders aus, sie hatte wenige Kürbisse zu bieten, sondern war geprägt vom Konflikt um Arbeit zu Hungerlöhnen und Mietzahlungen für Haus und Land, die für viele ehemalige Sklaven der Lebensmittelpunkt gewesen waren. Hier hatten die Familien oftmals seit Generationen Nahrungsmittel angebaut, hier lagen die Gräber der Vorfahren, hier war bei allem Horror der Sklaverei so etwas wie Heimat.

Douglas Hall bestreitet die These, dass die befreiten Sklaven nach dem Ende der Sklaverei so schnell wie möglich dem Schrecken der Sklaverei, dem Ort der Unfreiheit entkommen wollten und deshalb massenhaft die Plantagen verließen. Stattdessen macht er die Verhaltensweisen der Pflanzer, ihren unsensiblen Umgang mit den Wünschen und Vorstellungen ihrer potenziellen Arbeiter, ihren sofortigen Rückgriff auf Zwangsmittel, vor allem den Entzug der angestammten Unterkunft und Subsistenzmittel für den Exodus von den Plantagen verantwortlich.

„Es war keine Flucht vor den Schrecken der Sklaverei. Es war der Protest gegen die Unzulänglichkeiten der frühen Phase von „Freiheit“. Es ist möglich, dass es, wäre es den Ex-Sklaven erlaubt worden, Gärten, Häuser und Land weiter frei zu benutzen und ihre Arbeitgeber unabhängig von der jeweiligen Unterkunft zu wählen, sehr wenig Bewegung unter den Landarbeitern und ihren auf den jeweiligen Plantagen während der Sklaverei etablierten Gemeinden gegeben hätte.“³³

Dieses Statement von Douglas Hall ist vielfach kritisch als monokausale Verengung, als *push theory*, interpretiert worden.³⁴ Dabei hat er keineswegs den Eindruck erwecken

31 Siehe T. C. Holt, *Problem of Freedom* (Anm. 22), S. 146f., zu Carlyle S. 280ff.

32 Carlyle zitiert in ebenda, S. 280-81. Übersetzung: C.F.-S.

33 D. Hall, *Flight* (Anm. 9), S. 62-63. Übersetzung: C.F.-S.

34 W. K. Marshall, *Post-Slavery* (Anm. 10).

wollen, die ehemaligen Sklaven hätten mit Freude und Genugtuung an die Zeiten der Sklaverei zurückgedacht, vielmehr versuchten sie an dem festzuhalten, was ihnen schon damals Ausdruck von Privatheit und Selbstständigkeit außerhalb der Plantage war. Mit anderen Worten, sie erinnerten nicht nur die verhasste Plantagenarbeit, sondern auch die kleinen Freiheiten von Haus, Garten und *provision ground*, die sie nicht nur erhalten wissen wollten, sondern nach Möglichkeit ausbauen wollten, um nur zu einem Teil auf Lohnarbeit zum Lebensunterhalt angewiesen zu sein.

Hall zitiert aus den Protokollen des *Select Committee of Commons on the W. I. Colonies* (1842), das die Arbeitsverhältnisse nach Abschaffung der Sklaverei im Hinblick auf die Notwendigkeit der Einwanderung von Kontraktarbeitern prüfen sollte. Die vielen Einlassungen der Pflanzer und die wenigen der Arbeiter geben ein realistisches Bild der Situation. Die Petitionen der freigesetzten Arbeiter führen den Mitgliedern der Kommission verzweifelt vor Augen, dass sie von den mageren Löhnen allein nicht existieren können. Früher hätte ihnen zumindest noch Unterkunft und Land frei zur Verfügung gestanden, nun aber müssten sie für alles bezahlen. Das sei bei dem niedrigen Lohn nicht möglich. Ein Pflanzer aus Guyana berichtet von dem unter Ex-Sklaven weit verbreiteten Mythos, die englische Königin hätte den befreiten Sklaven mit der Emanzipation auch das Stück Land, das sie bearbeiten, übereignet, sozusagen als Pendant zur Entschädigung des Pflanzers für sein befreites Eigentum.

Zum Problem der Arbeitskräfterekrutierung befragt, ergibt sich ein uneinheitliches Bild: Ein Manager von fünf Plantagen auf Jamaika gibt an, die Zahl seiner Arbeitskräfte habe sich halbiert. Die andere Hälfte habe Zugang zu Land außerhalb der Plantage gefunden und komme nur noch unregelmäßig zur Arbeit. Andere Stimmen sprechen von einem Drittel der ehemaligen Sklaven, die sich auf Land außerhalb der Plantage etabliert haben, aber genauso (un-)regelmäßig zur Arbeit erscheinen wie die auf der Plantage verbliebenen. Aus Trinidad wird von einer Plantage berichtet, dass alle Residenten ehemalige Sklaven gewesen sind, ihre Zahl aber zurückgegangen sei. In St. Kitts leben auf einem Anwesen noch genau so viel Arbeiter wie früher Sklaven gewesen sind, „aber die Arbeit scheint in der Freiheit weg zu schmelzen.“³⁵

In Antigua hat in einem Fall ein Drittel der ehemaligen Sklaven die Plantage verlassen, ähnlich wie auf der Codrington Plantage in Barbados, wo neue hinzugezogen sind, die aber nicht dort arbeiten. Andere Fälle auf Barbados zeigen Neuzugänge nur bei Familienzusammenführungen.

Alles in allem zeigt sich überall in Britisch-Westindien ein gemischtes Bild: Die Mehrheit bleibt auf der angestammten Plantage wohnen, von denen, die gehen, arbeiten viele weiter, wenngleich nicht regelmäßig, diejenigen, die bleiben, sind in der Regel nicht von der vollen Wochenarbeitszeit abhängig. Ein Beobachter aus Jamaika kommt zu dem Schluss, dass es dort, wo man die Arbeiter weise und gerecht behandle, keine Klagen und keinen Mangel an Arbeitskräften gäbe. Auf Nachfrage, ob er damit faire Löhne meine, präzisiert

35 Zitiert in D. Hall, *Flight* (Anm. 9), S. 59.

er: „Keine durch Pacht oder Miete erzwungene Arbeit, durchschnittliche Löhne, die regelmäßig bezahlt werden.“³⁶

3. Christliche Mission und kulturelle Hegemonie

Auch wenn die unmittelbare physische Gewalt, die die Zeit der Sklaverei prägte, ja ihre Grundlage war, nach der Abolition nicht gänzlich verschwand, sondern sich in blutig niedergeschlagenen Aufständen immer wieder in brachialer und archaischer Form zeigte, so machte sie doch tendenziell Platz für subtilere Formen der Gewalt – struktureller Gewalt, die sich in den neuen sozioökonomischen Verhältnissen auf systematische Weise etablierte.

Dazu zählten die Zwangsmechanismen, die die Pflanzer in Form der Miet- und Pachtarrangements zum Einsatz brachten oder staatliche Maßnahmen (*vagrancy* oder *labor laws*), die alle dazu ersonnen waren, befreite Sklaven ohne ausreichenden ökonomischen Anreiz zur Arbeit zu zwingen. Dazu gehörten aber auch Maßnahmen der kulturellen Infiltration, der ideologischen Zurichtung und Anpassung an die Werte und Normen der christlich geprägten europäischen Gesellschaften, deren Teil die emanzipierten Afroamerikaner nun werden sollten.

Für diese Sozialisationsaufgabe waren die in den Plantagensellschaften der Karibik engagierten Missionskirchen wie geschaffen. Die abolitionistisch gesinnten unter ihnen, Quäker, Baptisten, Presbyterianer usw. hatten sich dieses Bildungsziel ja bereits vor Abschaffung der Sklaverei gesetzt und gingen nun mit großem Engagement daran, die durch die Sklaverei tradierten afrikanischen Werte, Normen und Eigenschaften durch christliche Mission in „zivilisierte“ europäische Verhaltensweisen zu transformieren.

Missionen und Sklavenemanzipation

Viele von ihnen waren Aktivisten in der britischen Abolitionsbewegung wie die Baptisten, von denen schon im Zusammenhang des *Free Village Movement* in Jamaika die Rede war. Sie waren begeistert und enthusiastisch über die Emanzipation, sie hatten weit gesteckte Ziele und Erwartungen, die sie kompromisslos an die Seite der befreiten Sklaven treten ließen. Sie gründeten Kirchen inmitten ihrer schwarzen Gemeinden, das *Free Village Movement* in Jamaika ist das ausgeprägteste Beispiel dieses uneingeschränkten Eintretens für die prinzipiell gleichberechtigte Entwicklung der Ex-Sklaven: ökonomisch, politisch und kulturell. Catherine Hall hat die „Anfangsträume“ der Missionare treffend beschrieben: „Die ‚free villages‘ repräsentierten das Höchste an missionarischer Fantasie. Jamaika wurde deshalb der Ort, wo Schwarze nach weißer Vorstellung leben sollten. Solch ein Traum beruhte allerdings auf der verweigerten Anerkennung einer existierenden schwarzen Kultur.“³⁷ Die Konfrontation dieser Visionen mit der Realität des Zusammenlebens

36 Zitiert in ebenda, S. 60f.

37 C. Hall, *Civilising Subjects* (Anm. 12), S. 136f. Übersetzung: C.F.-S.

in den schwarzen Gemeinden, die sich keineswegs konfliktfrei nach den Vorstellungen der Missionare gestaltete, führte zu einer Desillusionierung auf beiden Seiten.³⁸ Eine andere christliche Mission, die sich schon in Zeiten der Sklaverei um die Bekehrung der „heidnischen Wilden“ aus Afrika bemüht hatte, war die Herrnhuter Brüdergemeine, die ihr kirchliches Zentrum in eben jenem Ort Herrnhut in der Oberlausitz hat, in Übersee aber u. a. als Mährische Brüder oder, englisch, Moravians bekannt ist. Eine noch zu hebende Fundgrube sind die Berichte der Herrnhuter Missionare, die im Missionsarchiv der Kirche in Herrnhut/Oberlausitz zu finden sind, aber von der ausschließlich englischsprachigen Forschung auf diesem Gebiet weitgehend vernachlässigt wurden. Die Herrnhuter waren Apologeten des Status quo. Deshalb fehlte bei ihnen auch der abolitionistische Impetus, waren die deutschen Missionare doch schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts, also seit dem Höhepunkt der Sklaverei, überall in Britisch und vor allem in Dänisch-Westindien tätig – das konnten sie nur, solange sie sich nicht abolitionistisch betätigten, sich jeder Einmischung in politische Grundsatzfragen enthielten. Dieser Zwiespalt zwischen notwendiger Anerkennung der politischen Grundordnung Sklaverei und den moralischen Zweifeln an ihrer Vereinbarkeit mit christlichen Werten (mit den Worten der Bibel war die Sklaverei ja durchaus kompatibel) blieb bis lange nach der Emanzipation bestimmend für die Mährischen Brüder und Schwestern.³⁹ Der herausragende französische Abolitionist Victor Schoelcher drückte seine Ambivalenz gegenüber den Herrnhutern wie folgt aus:

„Die mährischen Geistlichen sind Männer des Volks, Handwerker, Schmiede, Schuhmacher, Feldarbeiter, Kupferschmiede; sie predigen des Nachmittags, und des Morgens machen sie Schube und Schlagmesser. Es sind dies wahrhaft nützliche Prediger: sie lehren durch das Beispiel; und diese arbeitsame Sitte, durch welche sie den Menschen, die zur Zwangsarbeit verurteilt sind, näher gerückt werden, hat ihnen notwendig das Vertrauen der Neger verschafft und ihrem Worte einen gewaltigen Einfluß geben müssen. Aber warum bestehen diese christlichen Handwerker, diese Missionare einer Religion, welche durch ihre Vervollkommnung die Religion der Brüderlichkeit und Gleichheit geworden ist, warum bestehen sie darauf, selbst Sklaven zu haben, und betrachten diese als einen unerläßlichen Teil ihres Anwesens? Warum haben sie Sklaven, die ihnen bei Tische aufwarten und deren Dienste sie in den Werkstätten zu ihrem Vorteil verwenden?“⁴⁰

Während die einen, wie die Baptisten, glühende Vertreter der Sklavenemanzipation waren und mit ihren Gemeindemitgliedern eine neue Welt nach ihren Idealen schaffen wollten – die *free villages* waren ein Mikrokosmos dieses missionarischen Traums –, waren die anderen, die *Moravians*, von Anfang an skeptischer und erwarteten von der Sklavenbefreiung wesentlich weniger. Es war nicht zu verkennen, dass ihnen das jeweilige

38 Ebenda, S. 208.

39 Siehe dazu Chr. Degn, Die Schimmelmans im atlantischen Dreieckshandel. Gewinn und Gewissen, Neumünster 1974, S. 448ff.

40 Schoelcher zitiert in ebenda, S. 450. (Degn gibt keine genaue Quellenangabe für Schoelchers Zitat.)

politische und gesellschaftliche Regime unwichtig war, weil sie auf die religiöse Errettung bzw. Bekehrung des Individuums abzielten. Das hatten sie bereits als Sklavenhalter betrieben und setzten es nun gegenüber den Befreiten fort.

In den wesentlichen Zielen ihres Missionsbestrebens waren sich die beiden europäischen Glaubensbewegungen jedoch sehr ähnlich und einig: Sie erwarteten von ihren Gemeindegliedern Distanzierung von ihrer „heidnischen“ afrikanischen Vergangenheit und die Bereitschaft zur Zivilisierung nach den Werten und Normen des christlichen Abendlandes: Verzicht auf fleischliche Sünde, d. h. Praktizierung monogamer Ehe und bürgerlicher Kleinfamilie mit entsprechender geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, Reinhaltung des Glaubens, d. h. Verbot von nativen Glaubensinterpretationen und -praktiken. Daher die Konkurrenz mit entstehenden schwarzen Kirchen (*native Baptists*), die kulturelle Mischformen bzw. synkretistische Religionsauslegung praktizierten.

In diesen Fragen waren beide Kongregationen beinhart und schlossen jeden aus der Gemeinschaft aus, der nicht nach diesen Essentials zu leben bereit war. Das führte schnell zur Ernüchterung im Hinblick auf gesellschaftliche Zukunftsvorstellungen beider Seiten – die Erwartungen an die Hilfestellung der abolitionistischen Kirchen in der Post-Emanzipationszeit reduzierten sich, die Idealisierung der befreiten Sklaven auf Seiten der Missionare machte Platz für die Konstruktion anthropologischer Konstanten von Andersartigkeit und mangelnder Entwicklungsfähigkeit bis hin zu den neuen naturwissenschaftlichen Konzeptionen von Rasse.⁴¹

„Um 1866 hatte keiner der auf der Insel verbliebenen Missionare die gleichen Hoffnungen und Träume, die sie in den späten 1830er Jahren gehabt hatten. Weiße Missionare, die mit schwarzer, politischer ‚agency‘ konfrontiert wurden und sich vor dem weißen Gegenschlag fürchteten, träumten nicht länger von einer neuen Gesellschaft, in der sie die Führung stellen. Dieser missionarische Moment war vorbei.“⁴²

Die Moravians unterschieden sich von den Baptisten deutlich in ihrer weniger euphorischen, ja ausgesprochen skeptischen Erwartung in die Entwicklungsfähigkeit der befreiten Sklaven und ihre wirtschaftliche Zukunft:

„Seit der ganz unvorbereitet hereingebrochenen Emancipation der Neger im Juli (1848 in Dänisch-Westindien) sind alle früheren Verhältnisse gestört worden. Die Neger wissen, dass sie frei sind, sie haben das Beispiel der Trägheit vor Augen, welcher bisher die bereits freien Neger gefrönt haben ...“⁴³

Die Ambivalenz der Herrnhuter als Missionare und Sklavenhalter gegenüber den Sklaven, die für sie einerseits zu bekehrende und für die christliche Botschaft zu gewinnende Menschen, andererseits rechtlose und wirtschaftlich auszubeutende Arbeitskräfte waren, begründete ihre gedämpfte Erwartung gegenüber der Emanzipation und ihre Skepsis

41 C. Hall, *Civilising Subjects* (Anm. 12), S. 338-379.

42 Ebenda, S. 263f. Übersetzung: C.F.-S.

43 NB. IX. 17. 13-14 (1849–1850) *Missionsblatt*, S.48.

hinsichtlich einer schnellen Anpassung der Afroamerikaner an die Werte und Normen ihrer christlich europäischen Weltanschauung, die noch dazu von den strengen Auffassungen des Pietismus geprägt war.

Wie bei den Baptisten standen zwei Sozialisationsagenturen im Mittelpunkt ihrer Mission: Kirche und Familie. In der Vorstellungswelt der europäischen Missionare bedeuteten beide Institutionen letztlich das Gleiche, die Kirchengemeinde als Familie Gottes war nur eine Erweiterung der bürgerlichen Kleinfamilie, die als Idealbild über der zukünftigen Entwicklung der ehemaligen Sklaven schwebte. Als absolutes Gegenbild – als größte Sünde und Verdammnis – fungierte Afrika bzw. das, was die Missionare mit dem Negativattribut afrikanisch belegten; allem voran die fleischliche Sünde – Polygamie und Promiskuität –, die heidnischen Religionen und die damit verbundenen Gegenstände und Gebräuche. Typisch dafür ist der Bericht von einer Visitationsreise nach Dänisch-Westindien aus dem Jahre 1859 durch ein Mitglied der Unitäts-Ältesten-Konferenz der Herrnhuter Mission:

„In Lower-Love besuchten wir eine kranke Frau, die sehr stumpf zu sein scheint. Sie ist erst kürzlich getraut, nachdem sie schon 5 Kinder gehabt hat. In ihrem Haus hing eine Trommel, was mich veranlaßte ihr zu sagen, daß all ihre Versprechen, dem Herrn dienen zu wollen, nur Lüge sei, solange sie durch Aufbewahren dieser Trommel beweise, daß sie dem Satan diene. ... Ein anderes Paar, das schon drei Kinder hat, versprach gleichfalls sich bald trauen zu lassen. Br. Daiber macht mit Leuten der Art, wenn beide zu uns gehören, kurzen Prozeß; er bietet sie ohne weiteres auf, und kommen sie dann nicht in 14 Tagen zur Trauung, so schließt er sie aus.“⁴⁴

Herrnhuter Mission und Sklavenemanzipation

Bereits den Reformen der Familie Schimmelmänn⁴⁵ und ihrem abolitionistischen, „negerfreundlichen“ Bekanntenkreis, die die Sklaverei abmildern wollten, begegneten die Herrnhuter mit großer Skepsis. Die von der französischen Revolution ausgehenden aufklärerischen Ideen, die über die Freunde Schimmelmännns auch am dänischen Hof ihren Weg in die Kolonien fanden, stießen auf den Missionsstationen der Mährischen Brüder in Dänisch-Westindien auf Ablehnung. Das lag zum einen am Oberhaupt der Missionsgemeinde, Bischof Mielke, der ein zutiefst negatives und rassistisches Bild von seiner schwarzen Gemeinde hatte, das ihn auch grundsätzlich an seiner missionarischen Aufgabe zweifeln ließ.⁴⁶

„Wer die Neger kennen gelernt hat, kann nicht anders als ihrer ganz müde zu werden, denn die Falschheit ist ganz ohne Grenzen ... Es ist demnach die Bedienung der Neger-Gemeine

44 NB.IX.17, 23-24 (1859–1860) Beilage zum Missionsblatt No. 7, Juli 1859, S. 156f.

45 Die Familie Schimmelmännn bekleidete wichtige Ämter am dänischen Königshof und besaß die größten Plantagen auf den dänischen Inseln in der Karibik.

46 Siehe dazu Chr. Degn, Schimmelmännns (Anm. 39), S. 256-286.

*eine ganz unangemessene Sache ... Ich kann bei aller Willigkeit nicht mehr meine Pflichten erfüllen.*⁴⁷

Er wurde auf eigenen Wunsch abgelöst. Das änderte die Situation nicht grundsätzlich, weil sich die Brüder insgesamt nicht von ihrer Rolle als Sklavenhalter, die sie ja objektiv waren, distanzieren konnten und die gleichen Vorurteile, die für die Pflanzerschicht symptomatisch waren, reproduzierten. Ihrer Meinung nach konnten der verdorbene Charakter der Afrikaner und ihr unmoralischer Lebenswandel nur durch eine langfristige Unterweisung in den Grundwerten des christlichen Glaubens abgestellt werden, erst dann konnte die Abschaffung der Sklaverei erfolgen.⁴⁸

Dennoch drängten die dänischen Abolitionisten, auch wenn viele von ihnen, wie die Schimmelmanns, Sklavenhalter waren, auf eine Abschaffung des Sklavenhandels mit Afrika und auf Reformen (Amelioration), die eine sich selbst natürlich reproduzierende Gesellschaft bewirken sollten. Dazu, so meinten sie, müsse der Sklavenhandel für weitere zehn Jahre beibehalten werden, ja liberalisiert, d. h. von allen Zwängen befreit werden, um ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis auf den Plantagen herzustellen. Tatsächlich war es Dänemark, das als erstes Land am 1. Januar 1802, zehn Jahre nach der völligen Freigabe, den transatlantischen Sklavenhandel verbot. Wie später auch auf den englischen Zuckerinseln, stellte sich das gewünschte Ergebnis eines Geburtenüberschusses jedoch nicht ein. Im Gegenteil, die Arbeitskräfte wurden immer knapper und aufgrund des illegalen Erwerbs auch kostspieliger.⁴⁹

Nach der Ablösung des amtsmüden Bischofs Mielke widmeten sich die Herrnhuter wieder mit größerem Engagement ihrer Missionsaufgabe. Grundlage dieser verstärkten Anstrengungen bei der Verbreitung christlicher Religion unter den Sklaven war ein Schulgesetz, das als Teil der Ameliorationsgesetzgebung erlassen worden war. In dessen Zentrum stand die Schaffung von Landschulen in der Nähe der großen Plantagen, in denen die Sklavenkinder bis zum Alter von neun Jahren an allen Tagen der Woche (bis auf Sonntag), die älteren nur samstags, in den exklusiv von den Herrnhuter Missionaren betriebenen Schulen unterrichtet wurden.

*... haben wir dadurch die schönste Gelegenheit bekommen, den jungen Kinderherzen tagtäglich die Süßigkeit des Evangeliums von Christo anzupreisen, sie nach und nach zu befähigen, das Wort Gottes selbst zu lesen, und sie überhaupt unter dem Segen des Herrn zu gesitteten und Gott wohlgefälligen Menschen heranzubilden.*⁵⁰ *... vor allem schon in der frühen Jugend ein Gefühl von Recht und Unrecht, von der Sünde und deren Folgen geweckt, ... Es ist eine wahre Herzensfreude, die kleinen Krausköpfchen in Reih und Glied singend in die Schule einmarschiren (sic), gemeinschaftlich mit dem Lehrer beten ... zu sehen, um*

47 Bischof Mielke an die Unitäts-Ältesten-Konferenz in Herrnhut, St. Croix, 25. Juni 1796, zitiert in Chr. Degn, Schimmelmanns (Anm. 39), S. 296.

48 Siehe ebenda.

49 Ebenda, S. 346-366.

50 NB. IX. 17 Missionsblatt August 1848, S. 140.

*so mehr, wenn man daran denkt, daß sie alle, noch vor wenig Monaten, gleich den jungen Thieren herumliefen, ohne etwas von Gott und seinem Worte zu wissen.*⁵¹

Trotz aller Bemühungen, die Sklaverei zu reformieren, ließ sich die Sklavenemanzipation nicht aufhalten – in Dänisch-Westindien wollten die versklavten Afrikaner 1848 keine weiteren zwölf Jahre auf die Freiheit vorbereitet werden, wie es eine königliche Resolution verkündet hatte. Ein großer Aufstand auf St. Croix, der Hauptinsel, vollendete weitgehend unblutig eine immer wieder von der Regierung hinausgezögerte Abolition, die im angesprochenen Dekret zwar die neugeborenen Kinder in Freiheit setzte, aber die Erwachsenen weitere zwölf Jahre den Pflanzern zur vollständigen Verfügung stellen wollte, um auf diese Weise die Kompensationszahlungen für ihr Eigentum sparen zu können. Der Aufstand und die spontan vom Gouverneur verkündete Emanzipation machte aus den Sklavenhaltern die großen Verlierer. Im Missionsblatt der Herrnhuter heißt es:

*„Die Pflanzter wollten keine von ihren Forderungen fahren lassen, und die Regierung keine Entschädigung an die Sklavenbesitzer bezahlen, nun haben sie alles verloren. Was nun wird, weiß der Herr.“*⁵²

Die Geschichte des Sklavenaufstandes von St. Croix ist höchst interessant und passt idealtypisch in die Reihe der Rebellionen in anderen Regionen, die der Befreiung unmittelbar vorausgingen. Die Selbstbefreiung verlief in diesem Fall erfolgreich, weil die Aufständischen auf eine schwache und abolitionsbereite Regierung trafen. Die Unruhen blieben im Gegensatz zu Haiti weitgehend unblutig, weil der Anführer der Sklaven, „Buddo“, – stilisiert nach dem großen Vorbild Toussaint Louverture – mit den gemäßigten abolitionsbereiten Kräften der Regierung kollaboriert und gewalttätige Ausschreitungen verhindert hatte. Das hinderte die radikale Pflanzerschicht und ihre politischen Repräsentanten jedoch nicht daran, nach der Rückberufung des Gouverneurs nach Dänemark blutige Rache an den tatsächlichen und vermeintlichen Anführern zu nehmen. „Buddo“ wurde verbannt, 14 Aufständische exekutiert und Hunderte ins Gefängnis geworfen. 800 spanische Soldaten, die auf Bitten der dänischen Regierung aus Puerto Rico übersetzt waren, stellten die Ordnung schließlich wieder her.⁵³

Wie bereits mehrfach angedeutet, hatten die Mährischen Brüder zur Sklavenemanzipation ein ambivalentes Verhältnis. Zunächst einmal gerieten sie in große Verlegenheit, weil die Sklaverei in ihren Wirkungsgebieten zu unterschiedlichen Zeiten abgeschafft wurde. Das brachte sie unter Druck, ihr Verhältnis zur Sklaverei grundsätzlich zu klären, weil die Berufung auf den Status quo weltlicher Herrschaft mit der Abschaffung der Sklaverei in England 1834/38 nicht mehr eindeutig war.

51 Ebenda, S. 145f.

52 Ebenda, S. 163.

53 Siehe hierzu im Einzelnen N.A.T. Hall, *Slave Societies in the Danish West Indies: St. Thomas, St. John and St. Croix*, ed. by B. W. Higman, Kingston 1992, S. 208-227 und Chr. Degn, Schimmelmans (Anm. 39), S. 464-491.

Natürlich begrüßte man die Befreiung der Sklaven in den englischen Kolonien mit überschwänglichen Worten:

*„Die Neger-Befreiung im Jahre 1834 ist eine der herrlichsten Begebenheiten in der Weltgeschichte. Solche Thaten Gottes unsers Heilandes wurden unsern Vorfahren nicht vor die Augen geführt.“*⁵⁴

Gleichzeitig wurde von der Missionszentrale in Herrnhut darauf verwiesen, dass sich die Emanzipation noch nicht in den anderen europäischen Kolonien, in denen ebenfalls missioniert wurde, durchgesetzt hatte. Dieser Zustand führte zu allerhöchster Verwirrung und bedurfte einer, zaghaft geführten, grundsätzlichen Diskussion über Christentum und Sklaverei.⁵⁵

*„Nicht die Sklaverei an sich ist dem Neger schrecklich, denn die trägt er als sein angebornes Loos, und weiß von nichts anderem, und bei einer guten Herrschaft fühlt er sie auch nicht; aber die Furcht bei jeder Veränderung, die bei seinem Herrn vorgeht, oder bei irgend einer ökonomischen Verlegenheit desselben, von diesem selbst von Haus zu Haus geschickt zu werden, um seine Haut zu Marke zu tragen: das ist ihm das Schwerste, und das Losreißen der Familienbände, ...“*⁵⁶

Eine Delegation der britischen *Anti-Slavery Society* wollte den Brüdern bei einem Besuch in Herrnhut nicht die Hand geben, weil sie immer noch Sklavenhalter waren. Immerhin wurde jetzt eingestanden, „daß sich das Christentum mit der Sklaverei schlecht verträgt.“⁵⁷ Dennoch kam es zu keiner Grundsatzentscheidung, wie praktisch weiter verfahren werden sollte. Der Konflikt zwischen „Gehorsam und Gewissen“ wurde nicht entschieden.

*„Die Zeit, in welcher wir leben, ist in der Missionsgeschichte dadurch merkwürdig geworden, daß die Neger-Befreiung, das Ziel, nach welchem christliche Menschenfreunde in England so eifrig strebten, in Wirklichkeit getreten ist. Dieses glückliche Ereignis hat ... viele Tausende unserer Mitmenschen in den Genuß ihrer natürlichen Rechte wieder eingesetzt; ... Mit dankbarem Erstaunen haben wir den segensreichen Erfolg beobachtet, welchen die Neger-Befreiung in den britischen Colonien auch in ihrem Einfluß auf das Missionswerk gehabt hat. ... Obgleich die Wohlthat der persönlichen Freiheit den Negern in einigen Colonien, wo unsere Brüder arbeiten, noch nicht zu Theil geworden ist, so wollen wir auch da nicht ermangeln, unter göttlichem Beistande alles zu thun, was in unseren Kräften steht, und was die Gesetze der Länder gestatten, um in unserem Theil die Uebel zu mildern, welche von einem Zustande der Sklaverei unzertrennlich sind.“*⁵⁸

54 NB. IX. 17 Missionsblatt Januar 1837 S. 44.

55 NB. IX. 17 Missionsblatt, Februar 1848, S. 33-36, 43-45, 55-57.

56 Ebenda, S. 36.

57 Ebenda, S. 56.

58 NB. IX. 17 Missionsblatt 1837, S. 45.

Als typisch für diesen Zwiespalt – moralische Zweifel an der Sklaverei aber Anerkennung der jeweiligen Gesetzeslage – kann das Verhalten der Herrnhuter auf den *Danish West Indies* gelten. Um in England nicht weiter als Sklavenhaltermission beschimpft zu werden, war man mit dem reformfreudigen Gouverneur von Scholten übereingekommen, eine quasi private und vor der Öffentlichkeit weitgehend geheim gehaltene Sklavenbefreiung betreiben zu dürfen. Auf diese Weise wurden zwischen 1838 und 1848 nach und nach ein großer Teil der Herrnhuter Sklaven freigelassen, ohne daraus eine demonstrative Geste zu machen.⁵⁹

Zumindest für 1848, als auch in den französischen Kolonien die Sklaverei abgeschafft wurde, hatte man gehofft, der dänische König würde sich von dem revolutionären Schwung in Europa mitreißen lassen. Stattdessen die Enttäuschung, wieder nur halbherzige Reformen und der weitere zwölfjährige Aufschub.

Dennoch wurde der Aufstand der Sklaven in St. Croix von den deutschen Missionaren scharf verurteilt und eindeutig der Pflanzerstandpunkt bezogen. Der Vorsteher der Missionskirche auf St. Croix befand sich auf der Flucht und fühlte sich „keinen Augenblick vor einem mörderischen Überfall mehr sicher.“⁶⁰ Das gegenseitige Vertrauen sei ganz verschwunden, „das Friedensthaler Dienstvolk sey sehr unverschämt, und von den Negeren, die zu ihrer Kirche gehören, kommt jetzt keiner zu ihnen.“⁶¹ Auch an anderen Orten kamen nur wenige nach und nach wieder zur Kirche. Die Missionare ließen in ihren Predigten keinen Zweifel daran, auf welcher Seite sie standen:

*„Ich sprach von den Ereignissen der vorigen Woche, forderte zur Buße auf, hielt ein Gebet, las einige Abschnitte aus der Heiligen Schrift und betete zum Schluß die Kirchen-Litanei.“*⁶²

Bezeichnend ist die Schilderung der Buße eines zum Tode verurteilten Glaubensbruders:

*„Gegen Mittag erschien ein Bote vom Fort mit der Nachricht, daß ein in unserer Kirche getaufter junger Mann, der zum Tode verurtheilt worden, und diesen Abend erschossen werden solle, mich zu sprechen wünsche. Ich begab mich ins Fort zu dem Unglücklichen. Er wollte sich anfangs damit entschuldigen, daß er betrunken gewesen, und in diesem Zustand, von einem Pflanzer gereizt, gegen denselben das Schwerdt gezogen und ihn verwundet habe. ... Ich hatte die Freude, als ich ihn Nachmittags zum zweiten Male besuchte, ihn als einen armen Sünder zum Kreuze kriechen und Vergebung seiner Sünden um des Verdienstes Jesu willen, erlangen zu sehen. Wenige Minuten, ehe er vom Leben zum Tode gebracht wurde, verabschiedete ich mich von ihm. ... In jener Gegend (Friedenthal, C.F.-S.) und beim Bassin sind schon 200 Neger erschossen wurden, ... Von Weißen ist Niemand ermordet worden.“*⁶³

59 Siehe Chr. Degn, Schimmelmans (Anm. 39), S. 458-463.

60 NB. IX. 17 Missionsblatt/Beiblatt August 1848, S. 162.

61 Ebenda.

62 Ebenda, S. 163.

63 Ebenda, S. 164.

An diesem Vorfall zeigt sich, wie stark die alte Sklavengesetzgebung auch noch bei den Missionaren verankert war. Im „Sklavenreglement“ von 1755 hieß es: „Mit dem Tode bestraft wird ein Sklave, der seinen Herren oder dessen Angehörigen ins Gesicht oder sonst wie blutig schlägt.“⁶⁴ Nach dieser Logik wurde auch wie selbstverständlich nach der Emanzipationsproklamation verfahren. Als besonders bittere Erfahrung wurde die Beteiligung vieler Gemeindemitglieder an dem Aufstand von 1848 empfunden. Entschuldigungen konnten nur schwer akzeptiert werden, es überwog die moralische Verurteilung ungesetzlicher Taten:

„Beim Sprechen (eine Art religiöser Aussprache, C.F.-S.) betäubte uns die Gleichgültigkeit Mancher, die am Zuckerstehlen in den Tagen der Rebellion Theil genommen haben ... Es ist wahr, daß Viele derselben nur aus Furcht mitmachten, weil ihnen sonst von den Rebellen mit dem Tode gedroht wurde, und daß auch Viele das gestohlene Gut nachher wiederbrachten, allein die Sünde ist doch begangen. Wenn wir sie ihnen vorhalten, entschuldigen sich einige, es sei eben Krieg gewesen, und da mögen wohl noch afrikanische Vorstellungen vom Krieg bei ihnen herrschen; Andere sagen blos: Massa me could not help! (Ich konnte nicht anders). Dabei bleiben sie.“⁶⁵

4. Die Zuckerindustrie nach Abschaffung der Sklaverei

In Jamaika können wir einen ständigen Niedergang der Zuckerindustrie von seinem letzten Hoch im Jahre 1820 von fast 90.000 Tonnen Export zu ihrem fast vollständigen Ende 1913 feststellen, als nur noch 5.000 Tonnen produziert wurden. Der Verfall setzte schon früh ein und korrespondierte mit dem Anwachsen der Zahl der Landarbeiter-Bauern, die nicht mehr allein von Lohnarbeit abhängig waren. Ein Bericht des Gouverneurs Barkly an Kolonialsekretär Newcastle aus dem Jahre 1854 ließ bereits das Ausmaß des Niedergangs deutlich werden. Auf seiner Rundreise durch die Insel sah er überall verlassene Zuckerfelder und ruinierte Betriebe. Wo früher Zuckerplantagen die Gegend wie mit einer grünen Decke überzogen, hatte der Busch nicht nur die Felder erreicht, sondern wuchs schon aus den Schornsteinen der Fabriken und überwucherte die Dächer der ehemals stolzen Herrenhäuser. Nur in wenigen Gegenden, wie Trelawny und Westmoreland, war noch eine florierende Zuckerwirtschaft anzutreffen, weil sich der Boden nicht gut für andere Zwecke eignete.⁶⁶

Die statistischen Daten⁶⁷ zeigen, dass die Zuckerproduktion immer weiter auf das abso-

64 Zitiert in: Chr. Degn, Schimmelmans (Anm. 39), S. 57.

65 NB. IX. 17 Missionsberichte Januar 1849, S. 20.

66 CO 137/33 Despatch from Barkly to Newcastle [Extract] May 26, 1854, in: S. Wilmot, Adjustments (Anm. 30), S. 17-33.

67 Die folgenden statistischen Angaben wurden zusammengestellt aus: B. W. Higman, Caribbean Statistical Accounts, Kingston 1985 (überarb. Auflage); G. Eisner, Jamaica 1830–1930: A Study in Economic Growth, Manchester 1961; H. S. Klein/S. L. Engerman, The Transition from Slave to Free Labor: Notes on a Comparative Economic Model, in: M. M. Friginals/F. M. Pons/S. L. Engerman (Hrsg.), Between Slavery and Free Labor. The Spanish Speaking Caribbean in the Nineteenth Century, Baltimore/London 1985, S. 255-269. Siehe auch R. A. Lobdell, Patterns

lute Tief von 1913 zusteuerte: Von den 670 Plantagen des Jahres 1836 waren 1890 nur noch 162 übrig, 1910 nur mehr ganze 74, die eigentlich nur noch Rum produzierten, dessen Export die ganze Zeit über stabil geblieben war. Erst während der Kriegsjahre stieg die Zuckerproduktion aufgrund der guten Preise langsam wieder an. Die Überproduktionskrise ab Mitte der 1920er Jahre wurde erst durch eine massive Umstrukturierung und Besitzkonzentration kurz vor dem Zweiten Weltkrieg aufgefangen, die dann in eine boomende Kriegskonjunktur mündete.

Barbados zeigte dagegen einen langsamen, aber stetigen Anstieg der Zuckerproduktion seit Abschaffung der Sklaverei bis zur Jahrhundertwende, ließ dann ein wenig nach und startete einen neuen Anstieg mit Beginn des Ersten Weltkriegs, der ein Allzeithoch von 136.000 Tonnen 1938 erreichte.

Die Zuckerproduktion der Leeward Islands zeigte ebenfalls wenig Kapazitätsabweichung in der Post-Emanzipationszeit, nur geringe jährliche Schwankungen, aber keinen wirklichen Trend nach oben oder unten; mit einer Ausnahme: Montserrat gab die Zuckerproduktion nach Abschaffung der Sklaverei fast auf, kam noch einmal zurück zwischen 1865 und 1890 und gab danach endgültig auf. Die Zuckerindustrie von Trinidad und British Guyana hatte schwer unter der Sklavenemanzipation zu leiden gehabt, konnte aber ihre Produktionskapazitäten nach 1850 erheblich erhöhen dank der erfolgreichen Einwanderungsschübe von indischen Kontraktarbeitern. British Guyana übernahm in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogar die Führung in der Zuckerproduktion Britisch-Westindiens.

Wie sind diese unterschiedlichen Entwicklungen angesichts relativ gleicher externer Veränderungen erklärbar? Von den externen Faktoren hinterließ die Aufhebung aller Bevorzugungen von Kolonialzucker auf dem britischen Markt zwischen 1846 und 1874 bei gleichzeitiger Konkurrenz durch staatlich geförderten Rübenzucker bzw. mit Sklavenarbeit produziertem Rohrzucker den größten Ausschlag.⁶⁸ Der Wegfall der staatlichen Stützungsmaßnahmen reduzierte den Zuckerpreis zwischen 1848 und 1854 um 22-40% und noch einmal um 20% zwischen 1873 und 1883. Bis zur Jahrhundertwende verfiel er noch mal um unvorstellbare 60%. Angesichts dieser ruinösen Entwicklung der Zuckerpreise blieb den karibischen Produzenten kein Ausweg als die Produktionsbedingungen zu modernisieren sowie nach anderen Exportprodukten und anderen Märkten zu schauen, wenn sie nicht ganz aus der Plantagenwirtschaft aussteigen wollten.

Tatsächlich lassen sich folgende charakteristische Reaktionen auf das Ende des kolonialen Protektionismus finden: Ab spätestens 1880 können wir eine Reorientierung des Handels von Großbritannien auf die USA und Kanada feststellen. Als erstes wurden die schon lange bestehenden Handelsverbindungen in die USA intensiviert, denn da gab es schon etablierte Infrastrukturen in Form von Schifffahrtslinien und Verbindungen zu großen Handelshäusern. Kanada erwies sich als sehr begrenzt, was die Aufnahmekapazi-

of Investment and Sources of Credit in the British West Indian Sugar Industry, 1838–1897, in: H. McD. Beckles/V. Shepherd, *Caribbean Freedom* (Anm. 9), S. 319-329.

68 Siehe Ph. Curtin, *The British Sugar Duties and West Indian Prosperity*, in: Ebenda, S. 314-318.

täten ihres Marktes anlangte und war weiter entfernt als die USA. Aber auch die Perspektiven des Handels mit den USA verdüsterten sich spätestens mit der quasi Annexion von Puerto Rico, den Philippinen und Kuba, alle drei Zuckerproduzenten. Deshalb blieb Kanada auf lange Sicht attraktiv zumindest für die Abnahme von britisch-westindischem Zucker nachdem sich nach 1900 auch die Handelsverträge verbessert hatten. Für das Überleben der britisch-westindischen Zuckerindustrie nach 1900 war der kanadische Markt von entscheidender Bedeutung.

Der Exportmarkt richtete sich natürlich auch nach den Exportprodukten. Zucker war für die *British West Indies* immer noch von großer Bedeutung, aber die größeren Inseln begannen sich zunehmend zu diversifizieren. Besonders für Jamaika, aber auch für Trinidad wurden andere Ausfuhrprodukte immer wichtiger und damit der Zugang zum US-amerikanischen Markt.

Jamaika wurde um die Jahrhundertwende von einer ganz neuen Konjunktur erfasst, die für das 20. Jahrhundert die Bedeutung des Zuckers in den Schatten stellen sollte: Bananen und Zitrusfrüchte. Der Bananenexport machte schon um die Jahrhundertwende ca. 50% aller Exporte aus, alle anderen Ausfuhrprodukte lagen jeweils unter 10%. Die Veränderung in der Exportstruktur ging einher mit einer Neuausrichtung der Ausfuhrziele. Großbritanniens Bedeutung sank deutlich von 82,4% Exportanteil 1871 auf 14,8% im Jahre 1911, Kanada stagnierte bei niedrigen 2-4%, Hauptabnehmer, vor allem der Bananen, wurden nach 1880 die USA mit über 50%.

Die Krise im Zuckersektor hatte nicht nur in Jamaika, sondern in der ganzen Region zu erheblichen Strukturveränderungen in der Plantagenwirtschaft geführt. Das Stichwort, das diesen grundlegenden Wechsel bezeichnet, lautet *corporate enterprise*. Damit wird ein genereller Trend beschrieben, der am Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte und von Individual- bzw. Familienbesitz zur Kapital- bzw. Aktiengesellschaft überging. Dieser Prozess, der einherging mit Landarrondierung und Besitzkonzentration in Händen von wenigen mächtigen Unternehmen, in England oder den USA angesiedelt, etliche von ihnen Handelshäuser, bei denen die alten Pflanzfamilien verschuldet waren, wurde begleitet von einer Industrialisierung des Fabrikkomplexes und führte am Ende zu einer enormen Kapazitätssteigerung der Zuckermühlen und in vielen Fällen sogar zu einer Separierung von Feld- und Fabrikoperationen, wobei verschiedene Landeigentümer eine zentrale Zuckerfabrik beschickten.

Diese tief gehenden Veränderungen im Plantagensektor waren eine Reaktion auf die internen und externen Zwänge, in die die karibische Zuckerindustrie geraten war. Dazu gehörten der fundamentale Konflikt zwischen Plantagen und kleinen landwirtschaftlichen Produzenten nach Abschaffung der Sklaverei und die aggressive Konkurrenz durch europäischen Rübenzucker und andere tropische Zuckererzeuger, die nicht mehr durch Schutzzölle vom englischen Markt ferngehalten wurden. Diese Entwicklung musste zu einer globalen Überproduktion führen, die spätestens Mitte der 1920er Jahre nicht mehr zu übersehen war. Andererseits war die Modernisierung und Konzentration der Zuckerindustrie mehr als überfällig, um die Kosten zu reduzieren und internationalen Standards zu entsprechen. Erst die Abschaffung der Sklaverei erzeugte den notwendigen

Druck für diesen Transformationsprozess, der mehr Kapital erforderte als die individuelle Pflanzfamilie in der Lage war aufzubringen, zumal viele von ihnen schon heftig verschuldet waren. Die großen Entschädigungszahlungen nach der Emanzipation für ihr in Sklaven investiertes Geld waren gerade genug, um die härtesten Schuldforderungen zu begleichen, reichten aber nicht für eine grundlegende Modernisierung des agro-industriellen Komplexes. Dabei ging es zunächst um die Zuckermühlen, die auf den neuesten technologischen Stand gebracht werden mussten.⁶⁹ Wichtige Innovationen waren die Einführung der Dampfmaschine als zentrale Antriebskraft, aber auch solide Metallrollen, die das Rohr auspressten, die Vakuumpfanne, die den Trocknungsprozess erheblich verkürzte und verbesserte. Schließlich mussten auch die Zentrifugen erneuert werden, um die Trennung von Zucker und Melasse zu optimieren und das Transportgewicht und damit auch die -kosten zu senken. All diese technischen Neuerungen wurden nach und nach überall in der Karibik eingeführt. Der nächste und wichtigere Schritt, der als industrielle Revolution der Zuckerindustrie bezeichnet wird, die Gründung großer zentraler Zuckerfabriken, fand jedoch zu unterschiedlicher Zeit in der Region statt.

Die neue Zuckerindustrie basierte auf der schon erwähnten riesigen Zuckerfabrik, die alle technischen Neuerungen der europäischen Rübenzuckerverarbeitung übernommen hatte und von allen sie umgebenden kleinen Parzellen und großen Plantagen mit Zuckerrohr beliefert wurde. Der Zuckerausstoß pro Fabrik erhöhte sich enorm. Nach der Jahrhundertwende waren 10.000 Tonnen pro Ernte keine Seltenheit mehr, die Monsterfabriken in Kuba und Puerto Rico brachten es bald auf 50.000 Tonnen.

Der Modernisierungstrend begann auf den französischen Inseln schon Mitte des 19. Jahrhunderts und ging nach der Emanzipationskrise in den 1860er Jahren weiter. Auch die Zuckerindustrie auf den dänischen Karibikinseln war nach der Abolition kontinuierlich mit Hilfe großzügiger Kompensationszahlungen an die Pflanzler (50 \$ pro Sklave) modernisiert worden. Viele Betriebe waren aber aufgegeben bzw. in kleineren Parzellen an zahlungsfähige Käufer verkauft worden. Andere wurden, wie auch in Jamaika, extensiv als Viehweiden genutzt, weil nicht genug Arbeitskräfte zu bekommen waren. Die Gründung einer zentralen Zuckerfabrik im Jahr 1878 auf der größten Insel, St. Croix, war das auslösende Moment für einen großen Arbeiteraufstand (*Fireburn Insurrection*), der die ganze Insel in Schutt und Asche legte. Der Bau der zentralen Zuckerfabrik hatte Hoffnungen auf mehr und besser bezahlte Arbeit geweckt, die jedoch nach Ende der Bauperiode bitter enttäuscht wurden. Ein von den Behörden verhinderter Massenexodus von der Insel ließ schließlich das Fass zum Überlaufen bringen.⁷⁰

Die britische Zuckerwirtschaft in der Karibik brauchte am längsten für die Umstellung auf große zentrale Zuckermühlen. Es kann nicht überraschen, dass dieser Modernisierungsschub sich in den noch jungen Kolonien Trinidad/Tobago und Guyana mit ihren

69 V. M. Satchell, *From Plots to Plantations: Land Transactions in Jamaica, 1866–1900*, Mona, Jamaica 1990.

70 Siehe G. F. Tyson, „Our Side‘: Caribbean Immigrant Labourers and the Transition to Free Labour on St. Croix, 1849–1879, in K. Fog Olwig, *Small Islands* (Anm. 10), S. 145–155; I. Dookhan, *A History of the Virgin Islands of the United States*. St. Thomas 1974, S. 227–231; Chr. Degn, Schimmelmans (Anm. 39), S. 499–512.

noch unerschlossenen Landpotenzialen durchsetzte, als der Arbeitskräftebedarf durch die Einwanderungsprogramme aus Indien gedeckt war. In Trinidad wurde 1873/74 die größte Zuckerfabrik der kleinen Antillen mit einer Kapazität von ca. 10.000 Tonnen errichtet, in Guyana verteilte sich die Produktion auf ca. 30 große und moderne Anlagen in der Hand von wenigen metropolitanen Gesellschaften, auf den Leeward Islands (Antigua und St. Kitts) wurden drei neue Riesenbetriebe Anfang des 20. Jahrhunderts eingeweiht. In Barbados und Jamaika dauerte es noch bis in die 1920er und 30er Jahre bis die ersten Grossbetriebe Einzug hielten. In der Zwischenzeit war die Zuckerproduktion auf den meisten Windward Islands zum Erliegen gekommen.

Aus der großen Krise des Zuckersektors im späten 19. Jahrhundert entstand also dort, wo überhaupt noch produziert wurde, eine neue Betriebsstruktur, die gekennzeichnet war durch zentrale Verarbeitungsanlagen meist in der Hand von metropolitanen Kapitalgesellschaften, die ihre kleinen und großen Zulieferer per Kontrakt an sich gebunden, also die beiden Teile des klassischen agro-industriellen Komplex voneinander getrennt hatten.⁷¹ Die alten kreolischen Besitzer von Zuckerplantagen waren Ende des 19. Jahrhunderts verschwunden. Einzige Ausnahme blieben Martinique und Barbados, wo sich die Familienbetriebe alter Größenordnung weitgehend erhalten hatten.⁷² In Jamaika fand dieser Wechsel nicht im völlig daniederliegenden Zuckersektor statt, sondern, wie bereits erwähnt, im neu entstehenden Bananenanbau und -handel, der schnell von amerikanischen Fruchtkonzernen wie der United Fruit Company beherrscht wurde.

Christian Schnakenbourg und andere halten die einschneidende Krise am Ende des 19. Jahrhunderts und die darauf folgenden strukturellen Veränderungen für wesentlich wichtigere Einschnitte in der karibischen Wirtschaftsgeschichte als die Abschaffung der Sklaverei. Das liegt natürlich immer an der Blickrichtung und Perspektive. Für den Plantagensektor der meisten karibischen Territorien ist diese Einschätzung sicher richtig, für die Entwicklung einer Alternative zur Plantagenwirtschaft, für die Zukunft der vielen freigesetzten unmittelbaren Produzenten, war der Zugang zu Land und die Schaffung eines zweiten Standbeins zur Plantagenarbeit eine viel wichtigere Perspektive als die Zukunft der Zuckerindustrie, und zwar gleich nach Abschaffung der Sklaverei.

5. Die Entwicklung der ländlichen Unterschichten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Weder Bauer noch Landarbeiter.

Das Hauptproblem dieses Themas ist ein definitorisches: Wie sollen wir die kleinen Warenproduzenten und Lohnarbeiter nennen, mit denen wir es nach Abschaffung der

71 Siehe dazu Chr. Schnakenbourg, *From Sugar Estate to Central Factory: The Industrial Revolution in the Caribbean, 1840–1905*, in: B. Albert/A. Graves (Hrsg.), *Crisis and Change in the International Sugar Economy, 1860–1914*, Norwich 1984, S. 83–94 (hier S. 88f).

72 Siehe ebenda, S. 90f.; W. K. Marshall, *19th Century Crisis in Barbadian Sugar Industry*, in: *Emancipation II. A Series of Lectures to Commemorate the 150th Anniversary of Emancipation*, Bridgetown 1987, S. 85–101; H. McD. Beckles, *Great House* (Anm. 10), S. 44–50.

Sklaverei zu tun haben? Folgt man den empirischen Daten, so gab es eine beträchtliche Gruppe, die nach 1838 für die enorme Steigerung der Nicht-Plantagenprodukte sorgte.

In Jamaika z. B. steigerten die *small settlers* genannten Produzenten den Wert der von ihnen angebauten Nahrungsmittel von 850.000 Pfund Sterling 1850 auf 2.600.000 im Jahre 1890, darüber hinaus trugen so genannte *small peasants* in erheblichem Maße zur Exportlandwirtschaft bei. Gisela Eisner schätzt ihren Anteil auf ca. 10% im Jahre 1850. Vierzig Jahre später soll der Beitrag der *new peasantry*, wie sie auch genannt wird, bereits auf 39% gestiegen sein.⁷³ Auch Woodville Marshall spricht von einem beträchtlichen Zuwachs des Exportanteils der *small cultivators* im selben Zeitraum für alle englischen Kolonien in der Karibik von 11% auf 23%.⁷⁴

Wer aber sind diese unterschiedlich bezeichneten agrarischen Produzenten, sind es mehrere voneinander abgrenzbare soziale Klassen, oder handelt es sich um eine Schicht von Kleinbauern, die sich zumindest von einer anderen Schicht von Landarbeitern unterscheiden lässt, die für Lohn auf den Plantagen arbeitet? Durch die Klagen der Plantagenbesitzer wissen wir schon, dass ihre Arbeiter weniger geworden waren und nicht mehr regelmäßig die ganze Woche kamen, sondern nur noch einzelne Tage, so viel nötig war, um den Geldbedarf sicherzustellen bzw. wie es andere Verpflichtungen zuließen. Was aber machten diese Lohnarbeiter in der überwiegenden Zeit, die sie nicht auf der Plantage arbeiteten? Im rassistischen „Quashie-Bild“ der zeitgenössischen Pflanzervelt saßen sie inmitten ihrer Kürbisse und genossen den Tag. Will man sich damit nicht zufrieden geben und bemüht die wenigen sozial-statistischen Daten der Zeit, wird die begriffliche Konfusion nicht geringer.

Arthur Lewis, der die Zensusdaten von 1921, die in jeder britischen Kolonie der Karibik erhoben wurden, analysiert hat, führt neue Kategorien ein, die zwischen *peasants*, *peasant cultivators* und *labourers* unterscheiden. Er erklärt zwar auch nicht die Unterschiede zwischen den beiden bäuerlichen Typen, gibt aber eine Definition des allgemeinen Begriffs *peasant* und seiner Anwendung im karibischen Raum, die hilfreich sind und die bisherige Begriffskonfusion etwas klären:

„Der Begriff peasant deckt eine Vielfalt von Besitzformen ab. Der Idealtyp des Bauern mag ein Mann sein, der Eigentümer von genug Land ist, um ihn voll zu beschäftigen, aber nicht zuviel, um es alleine oder mit Hilfe der Familie zu bebauen. Aber es gibt eine Reihe von Variationen dieses Idealtyps. Der Bauer kann Land längerfristig gepachtet haben, es muss nicht sein Eigentum sein. Es kann sein, dass er selbst Lohnarbeit auf angrenzenden Plantagen übernimmt, wenn es wenig auf seinem Land zu tun gibt, genau so gut stellt er manchmal Leute ein, um bestimmte Aufgaben zu bewältigen. Und er kann andere Aktivitäten, wie einen Laden zu führen, mit dem Landbau verbinden. Der Punkt an dem er aufhört Bauer zu sein, ist ein nettes Problem, aber keines, dessen Lösung wichtig für den Fortgang meines Aufsatzes ist. Für unsere Zwecke ist es erst einmal genug,

73 G. Eisner, Jamaica (Anm. 67), S. 11 und 234.

74 W. K. Marshall, Notes (Anm. 10).

*Bauern als Personen zu definieren, die den größten Teil der Zeit der Kultivierung ihres Landes widmen, mit eigener Kraft ohne oder mit nur wenig Arbeitskraft von außen. Die Landfläche, die dafür nötig ist, variiert in Westindien zwischen zwei und 15 acres, je nach dem, was angebaut wird“.*⁷⁵

Ich teile mit Marshall und anderen Autoren die Überzeugung, dass nur eine breite und flexible Definition, die die empirische Vielfalt der bauernähnlichen wirtschaftlichen Aktivitäten, gepaart mit verschiedenen Formen zusätzlicher Geld generierender Tätigkeiten, einschließt, den realen Verhältnissen gerecht wird. Deshalb stimme ich allen Begriffen, die ein Mischverhältnis zum Ausdruck bringen, wie Fruchts Formel „neither peasant nor proletarian“⁷⁶, eher zu als klaren begrifflichen Definitionen wie Kleinbauern (*small farmers* oder *cultivators*) auf der einen und Landarbeitern (*agricultural laborers*) auf der anderen Seite, die beide aus einem ganz anderen historischen Kontext stammen und der beruflichen Vielfalt (*occupational multiplicity*) ländlicher Unterschichten in der Karibik nicht entsprechen.

Wie weit die Schwerpunktverlagerung zur einen wie zur anderen Richtung ausschlägt, hängt von der jeweiligen Stärke oder Schwäche der Plantagenwirtschaft und dem Widerstandspotential der ländlichen Unterschichten ab. Wie bereits erwähnt, war die Chance, der Allgegenwart der Plantage zu entkommen, in größeren Territorien wie Jamaika größer. Daher gab es dort auch eine härtere Auseinandersetzung zwischen den beiden antagonistischen gesellschaftlichen Klassen als beispielsweise in Barbados, wo die alte Plantagenökonomie und -gesellschaft auch nach der Sklaverei nur wenig verändert weiter existierte.⁷⁷

Eine Skizze dieses Kampfes um Unabhängigkeit von der Welt der Plantage ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Jahrhundertwende soll den Artikel abschließen. Das Hauptaugenmerk richtet sich dabei auf Jamaika, wo die Konflikte zwischen den befreiten Sklaven und der Plantagenoligarchie besonders heftig verliefen und ihren Höhepunkt in der *Morant Bay Rebellion* von 1865 fanden. Diese blutigen Unruhen endeten mit der, allerdings selbst herbeigeführten, Teilentmachtung der lokalen Pflanznerklasse und der Übernahme der Regierungsgewalt durch die englische Krone (*Crown Colony*), um vor weiteren Volksaufständen besser geschützt zu werden, aber auch mit einer Verdrängung der ländlichen Unterschichten von bereits in Besitz genommenem Land, das wieder zurück an die legalen Eigentümer bzw. an den kolonialen Staat fiel.

Die Entwicklung, die sich im ländlichen Parish St. Thomas in the East mit seinem städ-

75 W. A. Lewis, *The Evolution of the Peasantry in the British West Indies*, London Colonial Office (Pamphlet 656) 1936, S. 2f. Übersetzung: C.F.-S.

76 R. A. Frucht, *Caribbean Social Type: Neither ‚Peasant‘ Nor ‚Proletarian‘*: in: *Social Economic Studies* 16 (1967), S. 295-300.

77 Das soll nicht heißen, in Barbados habe es keinen Widerstand gegen die Vorherrschaft der Plantage gegeben. „General Bussa’s War“ (1816) und „General Green’s Rebellion“ stellen unter Beweis, dass es auch hier militante Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft des Pflanznerregimes vor und nach Aufhebung der Sklaverei gegeben hat. Siehe dazu: H. McD. Beckles, *Black Rebellion in Barbados: The Struggle Against Slavery*, Bridgetown 1984; Ders., *Great House Rules* (Anm. 10).

tischen Zentrum Morant Bay seit der Sklavenbefreiung abzeichnete, war symptomatisch für den Emanzipationsprozess der schwarzen Unterschichten in Jamaika, die ihr Recht auf ökonomische, soziale und politische Partizipation selbstbewusst und autonom wahrnahmen. Stärkste Ausdrucksform fand diese Widerstandsbewegung in den Basisgemeinden der *Native Baptist Church*, die schon den Kampf gegen die Sklaverei an vorderster Front geführt hatte. Gad Heuman⁷⁸ und Thomas C. Holt⁷⁹ haben die Ereignisse, ihre Hintergründe und Folgen⁸⁰ überzeugend analysiert, Veront Satchell⁸¹ hat sich insbesondere mit den Konsequenzen für die Landverteilung auseinandergesetzt.

Die Konfrontation zwischen der Pflanzeroligarchie, die den Zugang zu Land erschwerte, um stets billige Arbeitskräfte zur Verfügung zu haben, und den landhungrigen Ex-Sklaven, die auf diese Weise den repressiven Arbeits- und Lebensbedingungen auf den Plantagen entkommen wollten, nahm immer schärfere Formen an. Landbesetzungen von aufgegebenen Plantagen waren ebenso auf der Tagesordnung wie andererseits die Vertreibung von bebauten Ländereien mit unklaren Eigentumsverhältnissen. Eine zunehmende Kriminalisierung und drakonische Bestrafung von Armutsdelikten, wie das Stehlen von Nahrungsmitteln, verbitterte die ländliche Bevölkerung. Die Propaganda der Pflanzler war mittlerweile offen rassistisch und denunzierte die partielle Arbeitsverweigerung als angeborene Faulheit der schwarzen Rasse. Auch im *Colonial Office* in London hatte sich eindeutig die pflanzlerfreundliche Fraktion durchgesetzt, die keinerlei Sympathie für eine kleinbäuerliche Alternative zur Plantagenwirtschaft mehr aufbrachte. Auch hier hatte sich inzwischen das „*Pumpkin Syndrom*“ und damit die Überzeugung durchgesetzt, die schwarze Bevölkerung sei nur durch Verweigerung des Landzugangs zur Arbeit zu bewegen.

Diese Entwicklung hatte zu einer *moral economy* quasi befreiter und von der Gemeinde kontrollierter Gebiete geführt, die eine Parallelstruktur zur herrschenden Kolonialgesellschaft herausgebildet hatte. Diese meist von nativen kirchlichen Gemeinden und ihren Pastoren geführten Bewegungen entwickelte in einigen Gebieten Jamaikas, wo die *Free Village*-Bewegung besonders ausgeprägt war, in St. Ann im Norden oder in St. Thomas-in-the-East, eine eigenständige Machtbasis.

Kristallisationspunkt dieser Gegenmacht im Südosten der Insel war die kleine Gemeinde Stony Gut, wo zwei populäre Politiker bzw. Pastoren der *Native Baptist Church*, George William Gordon und Paul Bogle, ihr Zentrum hatten. Der Anlass für die als *Morant Bay Rebellion* bekannten Unruhen war eigentlich belanglos, brachte jedoch den aufgestauten Ärger über zwei grundlegende Problemfelder, das Rechtssystem und die Landfrage, zum Überlaufen. Die als ungerecht empfundenen Entscheidungen des Gerichts in Morant Bay bei Landstreitigkeiten und die hohen Verhandlungskosten, in die, obwohl gar nicht direkt betroffen, auch Paul Bogle als Bürge involviert war, lösten eine militante

78 G. Heuman, 'The Killing Time'. The Morant Bay Rebellion in Jamaica, London/Basingstoke 1994.

79 T. C. Holt, Problem of Freedom (Anm. 22), S. 263-312.

80 Siehe dazu auch M. Sheller, Democracy After Slavery. Black Publics and Peasant Radicalism in Haiti and Jamaica, Gainesville u. a. 2000, S. 198-226.

81 V. M. Satchell, Plots to Plantations (Anm. 69).

Auseinandersetzung zwischen ländlichen Unterschichten und lokaler Elite aus, an deren Ende mehrere hundert Tote zu beklagen waren, unter ihnen der von den Aufständischen gemeichelte Plantokrat und Kustos des Parish, Baron von Ketelrodt, und die beiden politischen und religiösen Führer Gordon und Bogle, die zum Tode verurteilt und gehängt wurden.

Auch wenn Frauen keine wesentliche Rolle bei der *Morant Bay Rebellion* zugesprochen wurde, gibt es mehrere Hinweise auf eine aktive Beteiligung des weiblichen Geschlechts. Swithin Wilmot identifiziert zumindest drei Frauen, die sich als führende Aktivistinnen hervorgetan haben.⁸² Darüber hinaus sind unter den vielen Opfern des Kriegsgerichts von Morant Bay auch sieben Frauen, die öffentlich gehängt wurden. Viele Hundert wurden öffentlich ausgepeitscht, darunter bis zu 200 Frauen.⁸³ Der Vollzug dieser Strafen unterstreicht, was die neuere Forschung allgemein über die Beteiligung von Frauen an öffentlichen Protesten herausgefunden hat. Frauen beteiligten sich seit Abschaffung der Sklaverei an vorderster Front und oft in militanter Weise an politischen Manifestationen. „Ganz klar“, schreibt Wilmot, „die schwarzen Frauen in Jamaika akzeptierten keinesfalls die Hinterbank, die das politische System ihrem Geschlecht zugewiesen hatte.“⁸⁴ Dabei fällt auf, dass die Zeitzeugen eine Beteiligung von Frauen an öffentlichen Protesten gern *per se* als nicht geziemendes und pöbelhaftes Benehmen von „females of abandoned character“ disqualifizierten.⁸⁵

Gouverneur Eyre, der die brutale Niederschlagung der Rebellion und die abschreckenden Todesurteile zu verantworten hatte, wurde zwar vom kolonialen Establishment gedeckt, geriet aber unter Beschuss prominenter Mitglieder der Abolitionsbewegung, die in ihm die Gallionsfigur eines rassistischen und repressiven Kolonialsystems sahen. Der Gouverneur wurde nach England zurückbeordert,⁸⁶ und eine zur Untersuchung der Vorfälle eingesetzte *Royal Commission*, deren Vorsitzender die Amtsgeschäfte übernahm, kam zu einem widersprüchlichen Ergebnis: Anerkannt wurden die zugrunde liegenden Motive Landhunger und Misstrauen gegenüber der Justiz, dem Gouverneur wurde aber zugebilligt, mit dem Einsatz der Miliz eine Weiterverbreitung der Unruhen verhindert zu haben. Verurteilt wurde aber die fortgesetzte exzessive Anwendung von Gewalt durch die Regierungstruppen und insbesondere die Erhängung des an den Ausschreitungen unbeteiligten George William Gordon.

Nach der militanten Eruption des Volkszorns und der massiven Vergeltung durch den kolonialen Staat sollte eine auf Gesetz und Ordnung bedachte Regierungspolitik eine Disziplinierung der ländlichen Unterschichten und ihre Erziehung zur Arbeit bewirken.

82 S. Wilmot, 'Females of Abandoned Character?' Women and Protest in Jamaica, 1838-65, in V. Shepherd/B. Brerton/B. Bailey (Hrsg.), *Engendering History. Caribbean Women in Historical Perspective*, London/Kingston 1995, S. 290-293. M. Sheller, *Quasheba, Mother, Queen: Black Women's Protest in Post-emancipation Jamaica, 1834-65*, in: *Slavery and Abolition*, 19 (1998) 3, S. 90-117.

83 G. Heuman, *Killing Time* (Anm. 78), S. 139 und 135.

84 Wilmot, *Females* (Anm. 82), S. 290.

85 Ebenda, S. 286.

86 Zur weiteren Karriere von Eyre siehe G. Heuman, *Killing Time* (Anm. 78), S. 171ff.; neuerdings auch C. Hall, *Civilising Subjects* (Anm. 12), S. 62ff.

Keinesfalls war daran gedacht, den sozialen Frieden durch eine großzügige Landvergabe wiederherzustellen. Eine Kolonialpolitik, die für die Zukunft neben einer Plantagenwirtschaft auch eine sich selbst tragende oder gar prosperierende Kleinbauernschaft fördern sollte, so wie es noch in den ersten Gouverneursberichten nach Abschaffung der Sklaverei anklang, stand nicht mehr zur Debatte. Die „von Natur aus faulen Schwarzen“ mussten mit ökonomischem, wenn nötig auch mit außerökonomischem Zwang zur Plantagenarbeit gebracht werden. Dieses kolonialpolitische Ziel wurde noch vor der *Morant Bay Rebellion* in dem berühmt gewordenen *Queens Advice* als Antwort auf eine Petition der armen Landbevölkerung von St. Ann im Norden Jamaikas unmissverständlich formuliert:

„... der Wohlstand der arbeitenden Klasse hängt wie der anderer Klassen in Jamaika und anderswo ab von Lohnarbeit, und zwar nicht unregelmäßig nach Lust und Laune, sondern ständig und kontinuierlich, soweit und solange ihre Arbeit nachgefragt wird; und wenn sie ihren Fleiß benutzen und die Plantagen dadurch am Arbeiten halten, werden sie die Pflanzer bereit finden, ihnen höhere Löhne zu zahlen als die besten Landarbeiter in England bekommen. ... es kommt von ihrem eigenen Fleiß und Klugheit und nicht von solchen Vorschlägen, die an sie herangetragen wurden, von denen sie eine Verbesserung ihrer (Lebens)bedingungen erwarten können.“⁸⁷

Natürlich hatte nicht die Königin selbst diesen Ratschlag an ihre schwarzen Untertanen in St. Ann auf Jamaika formuliert, sondern kein anderer als der *Colonial Office Veteran* Henry Taylor, der das jetzt beklagte Szenario mangelnder Arbeitsmotivation bereits vor Abschaffung der Sklaverei vorausgesagt und deshalb vorgeschlagen hatte, weiter an abgewandelten Formen von Zwangsarbeit festzuhalten.⁸⁸

Die Initiatoren der Petition waren dagegen von der festen Überzeugung ausgegangen, die Sklavenemanzipation sei mit der Weitergewährung von Unterkunft und Land verbunden, wie sie es aus der Sklaverei gewohnt waren, quasi als Equivalent zu den Kompensationszahlungen an die Pflanzer. Wie muss sie der *Queens Advice* verbittert haben! Die Königin bzw. das *Colonial Office* hatten sich damit zum reinen Fürsprecher einer Plantagenwirtschaft gemacht, in der es keinen Platz mehr für eine kleinbäuerliche Ergänzung geben sollte. Der *Queens Advice* wiederholte den Pflanzerstandpunkt im Originalton, wie er nach der *Morant Bay Rebellion* vor der *Royal Commission* geäußert wurde. Befragt nach seiner Definition von „kontinuierlicher Arbeit“ antwortete Peter Espeut, ein farbiger Parlamentarier und Besitzer zweier Plantagen:

„Personen, die arbeiten, wenn immer ihre Dienste nachgefragt werden, aber es kommt vor, dass sie es nicht tun. Sie haben ihre eigenen Flächen anzubauen, und wir müssen sehr oft feststellen, dass sie es gerade dann tun, wenn sie gebraucht werden.“

87 Zitiert in T. C. Holt, *Problem of Freedom* (Anm. 22), S. 277f. Übersetzung: C.F.-S.

88 Siehe ebenda, S. 42-47.

Er wurde gebeten noch einmal klarzustellen, ob er damit meinte, „dass sie Männer anheuern, wenn sie sie wollen und entlassen, wenn sie sie nicht mehr wollen?“ „Genau“, antwortete Espeut.⁸⁹

Alles sprach also gegen eine Ausweitung der Landvergabe an die ländlichen Unterschichten, nachdem die Pflanzeraristokratie die Regierungsgeschäfte nach 1865 zu ihrem eigenen Schutz ganz in die Hände des Mutterlandes gelegt hatte. Waren die Unruhen nicht ausgelöst worden durch unkontrollierte Inbesitznahme von ungenutztem Land und unklare Besitzverhältnisse? Was also lag näher als zunächst einmal Ordnung in die Besitzverhältnisse, die Grundlage jeder bürgerlichen Gesellschaft, zu bringen. Doch dies war nicht so einfach, weil in den ersten Jahrzehnten nach der Sklavenbefreiung Landbesitz gewechselt hatte und Landnutzung betrieben wurde, ohne, dass im Grundbuchamt jeweils neue Besitztitel vergeben wurden. Zwar achtete die Pflanzerklasse im eigenen Interesse darauf, die Grundstücke zusammenzuhalten, nach Möglichkeit im Ganzen und nicht in Parzellen aufgeteilt zu verkaufen, aber viele Plantagen gingen in den Ruin, ohne verkauft zu werden. In vielen Fällen fanden sich nur die ehemaligen Sklaven als Käufer oder Pächter, manchmal verkaufte jemand Land, das ihm gar nicht gehörte. Große Mengen Staatsland wurde von ehemaligen Sklaven und Pflanzern genutzt, ohne jemals Pacht bezahlt zu haben usw. Für die nun ohne parlamentarische Kontrolle regierende Kolonialregierung waren dies unhaltbare Zustände der Rechtsunsicherheit und Steuerverschwendung, die abgestellt gehörten.⁹⁰

Veront Satchell und Thomas Holt haben die Entwicklung der ländlichen Unterschichten nach der *Morant Bay Rebellion* untersucht. Erstaunlicherweise kommen sie auf der gleichen empirischen Basis, nämlich der von Satchell erforschten, zu konträren Ergebnissen. Während Satchell herausarbeitet, dass die Landverteilung langfristig zu Ungunsten der ländlichen Unterschichten verlief und stattdessen eine neue Pflanzerschicht entstand, sieht Holt einen rapiden Aufschwung einer Bauernschaft (*peasantry*) zwischen 1886 und 1897, der allerdings auch bei ihm durch die Konkurrenz einer neuen Gruppe von Großgrundbesitzern (*corporate enterprise*) abrupt beendet wurde.

Satchells Darstellung wird gestützt durch seine akribisch erhobenen Daten, Holt dagegen folgt der älteren Literatur und ihrer Sicht vom Aufstieg der Ex-Sklaven zu Kleinbauern. Genährt wird diese Auffassung vor allem durch das Werk von Sidney Olivier⁹¹ – der eminenten Figur einer Kolonialpolitik unter fabianisch-sozialistischem Vorzeichen – selbst Gouverneur von Jamaika zu einer Zeit, als die Hoffnung einer kolonialen Zukunft auch die ländlichen Unterschichten mit einschloss. Seine Interpretation der jamaikanischen Kleinbauern hat die sozialanthropologische Sichtweise bis heute ganz wesentlich beeinflusst. Dennoch muss sein Werk quellenkritisch gelesen werden, gerade weil er sich selbst

89 Zitiert in ebenda, S. 266. Übersetzung: C.F.-S.

90 V. Satchell, *Government Land Policies in Jamaica During the Late Nineteenth Century*, in: C. Stolberg/S. Wilmot, *Plantation Economy* (Anm. 7), S. 25-38.

91 Lord S. Olivier, *Jamaica the Blessed Island*, London 1936.

als großer Förderer der jamaikanischen Kleinbauern begriffen hat, das gilt insbesondere für seine quantitativen Angaben.

Mit Rückgriff auf Daten bei Olivier kommt Thomas Holt zu der erstaunlichen Feststellung, dass sich Jamaika zwischen 1886 und 1897 zu einer Bauerngesellschaft (*peasant society*) entwickelt haben soll. Seiner Vorstellung zu Folge lebte zu diesem Zeitpunkt mehr als die Hälfte der Jamaikaner auf *peasant-sized freeholds* und lieferte damit die Infrastruktur für den nun im Aufstieg begriffenen Bananen- und Zitrusfrüchtelehandel. Er trifft diese Aussage in Kenntnis der von Sachell eruierten Daten, die einer solchen These diametral entgegenstehen.

Sachells empirisch weitgehend abgesicherte Studie widerlegt das in der älteren Literatur gezeichnete Bild einer stetig wachsenden Kleinbauernschaft und spricht stattdessen von einem *revival* der Plantagenwirtschaft, nicht der alten Zuckerindustrie, sondern einer mit neuen Produkten und neuen Betriebsstrukturen. Das Zeitalter der Familienbetriebe wird durch die Aktiengesellschaften abgelöst, die meist in der Hand US-amerikanischer Besitzer Bananen und Zitrusfrüchte auf Großplantagen anbauen bzw. zunehmend auch von kleinen Produzenten anbauen lassen.

Wie lassen sich diese doch sehr widersprüchlichen Interpretationen der gleichen empirischen Grundlage deuten? Auch wenn wir für die frühe Periode der Post-Emanzipationszeit nur die ungenauen Daten von Douglas Hall und Gisela Eisner⁹² zur Verfügung haben, lassen sich Niedergangsphasen der Plantagen und Wachstumsphasen des kleinbäuerlichen Sektors von Neustrukturierungen im Großgrundbesitz und stagnierender Landnahme ländlicher Unterschichten unterscheiden. Sachell hat das, wie gezeigt, für den späten Zeitraum sehr differenziert getan. Alles deutet daraufhin, dass die Landnahme zwischen dem *Sugar Duties Act* von 1846 und der *Morant Bay Rebellion* 1865 in noch ungestümmere Form und größerem Ausmaß vor sich gegangen ist. Die Angst vor einer inselweiten Ausbreitung der Unruhen und ihre brutale Niederschlagung sprach jedenfalls für den ernsthaften Drohfaktor und das gewachsene Selbstbewusstsein der ländlichen Unterschichten. Insbesondere das Ausmaß von *squatting* war soweit fortgeschritten, dass sich die ersten Maßnahmen der Kolonialregierung auf eine effektive Eindämmung und Kontrolle richteten, ohne damit jedoch den legalen kleinbäuerlichen Landerwerb zu behindern.

Deshalb wäre es sicher gerechtfertigt, für die Mitte des Jahrhunderts bis 1880 vom Niedergang der alten Plantagenwirtschaft und einer expansiven Landnahme ländlicher Unterschichten zu sprechen. Diese Feststellung muss aber keinesfalls zu der von Holt unterstellten „Bauerngesellschaft“ in Jamaika geführt haben, noch dazu nicht zu einem Zeitpunkt, als diese Entwicklung schon deutlich rückläufig war. Genauso überzogen ist die These von einer danach erfolgten Proletarisierung des ländlichen Jamaika. Stattdessen muss auf die ausführlich vorgestellte, aus dem Widerstand gegen die Plantagenwirt-

92 D. Hall, *Free Jamaica* (Anm. 10); G. Eisner, *Jamaica* (Anm. 67).

schaft entstandene Mischform des Kleinbauern (*peasant/laborer*) verwiesen werden, der sich zusätzlich auch als Lohnarbeiter verdingen musste.

Warum wird nicht ernst genommen und weitergeführt, was nach der Sklavenbefreiung zu Recht als charakteristischer Sozialtypus zumindest für Jamaika entwickelt worden ist und auch von Thomas Holt als zutreffend übernommen wurde?

„Alle zeitgenössischen Beschreibungen, die wir haben, weisen daraufhin, dass sie ihre Arbeit zwischen ihrem eigenen Besitz und den Plantagen aufteilten. ... Bereits ... 1840 war klar, dass die Anschaffung von eigenem Land keinesfalls mit einer kompletten Aufgabe der Arbeit auf den Plantagen einherging“,

schreibt Holt an anderer Stelle.⁹³ Nichts deutet daraufhin, dass sich dieses Arbeitsverhalten zur Jahrhundertwende grundlegend geändert hatte. Die ländlichen Unterschichten passten nicht in trennscharfe Kategorien wie Bauer und Proletarier. „In vielfacher Weise waren sie beides: unvollendetes Proletariat und halbe Bauernschaft“, wie er richtig erkannt hat.⁹⁴

Trotz der von Satchell beobachteten Erhöhung des Anteils an Landarbeitern (*agricultural labourers*) gegenüber Nahrungsmittelerzeugern (*provision growers*), blieb ein beträchtlicher Teil des Landes in kleinbäuerlichem Besitz und erlangte angesichts der neuen Anbauprodukte Bananen und Zitrusfrüchte zusätzliche Entwicklungspotenziale, wie am Beispiel des entstehenden Genossenschaftswesens gezeigt werden kann. Die Bananenwirtschaft, bis Ende des 19. Jahrhunderts nur als *backwood nigger business* denunziert, eröffnete mit seiner nun folgenden Kommerzialisierung als *cash crops* durch amerikanische und britische Fruchtkonzerne auch für die ländliche Bevölkerung ganz neue Einkommensquellen, für kleine Produzenten und Lohnarbeiter, die sich in Genossenschaften zu organisieren begannen.⁹⁵

Schluss: Unterschiedliche Anpassungsstrategien und Transformationsmuster

Nach Abschaffung der Sklaverei waren die Klagen der Pflanze, nicht genug Arbeitskräfte für bezahlbare Löhne zu bekommen, unüberhörbar. Sie korrespondierten mit der Empörung der Ex-Sklaven, die soziale Verhältnisse beklagten, die schlimmer seien als zu Zeiten der Sklaverei. Aber die von den Pflanzern so gefürchtete Flucht der ehemaligen Sklaven von den Plantagen fand nur dort statt, wo die gewohnte und angestrebte Teilautonomie nun durch ökonomische Zwangsmechanismen verhindert wurde, die auf eine völlige Proletarisierung der Arbeitskraft abzielte.

93 T. C. Holt, *Problem of Freedom* (Anm. 22), S. 161 und 163. Übersetzung: C.F.-S.

94 Ebenda, S. 175.

95 Siehe dazu C. Füllberg-Stolberg, *British Colonial Policy and the Great Depression – The Case of Jamaica*, in: *Journal of Caribbean History* 23 (1990) 2, S. 142-163.

Auf den kleinen Inseln, die völlig von der Plantagenwirtschaft überzogen waren, blieb den Ex-Sklaven nicht viel übrig, als die angebotenen Löhne und Arbeitsverhältnisse zu akzeptieren oder zu emigrieren, was nicht wenige taten. Dort, wo viel ungenutztes Land vorhanden war – in den neu kolonisierten Territorien Guyana und Trinidad-Tobago – verweigerten sich die Ex-Sklaven der Plantagenarbeit bzw. waren nicht bereit, für den angebotenen Lohn zu arbeiten. Dort erfolgte ein Rückgriff auf Kontraktarbeit – eine Form der Zwangsarbeit, die wir bereits für die Zeit vor der Sklaverei als *indentured servitude* kennengelernt haben. Diesmal wurden die Arbeitskräfte nicht in England selbst, sondern in anderen Regionen des Empire, vornehmlich in Indien, rekrutiert. Die so genannten Coolie-Arbeiter ersetzten die befreiten Afroamerikaner, die sich als selbständige Bauern, Händler und Handwerker etablierten. Die Klagen über betrügerische Kontrakte, schlechte Lebens- und Arbeitsverhältnisse rissen nicht ab und führten schließlich zu einem Verbot der Kontraktarbeit. Zwischen 1834, der Aufhebung der Sklaverei, und 1917, dem Verbot der englischen Kontraktarbeit, wurden insgesamt mehr als eine halbe Million Menschen aus Indien in die Karibik gebracht.⁹⁶

In anderen Gebieten versuchten die Pflanzer – allerdings mit wenig Erfolg – zusätzlich europäische Emigranten anzuwerben, auch, um den Anteil der weißen Bevölkerung zu erhöhen. In Regionen, wo sich die Plantagenwirtschaft wegen Standortnachteilen nie vollständig durchgesetzt hatte (St. Lucia, Grenada, Dominica), konnten die Pflanzer wirtschaftlich nur überleben, indem sie den Ex-Sklaven *share-cropping*-Angebote machten, die sie am erzielten Profit beteiligten.

Bestand nicht zu diesem Zeitpunkt die Chance für eine grundlegende Transformation der Plantagenökonomie in eine bäuerliche Landwirtschaft? Betrachten wir die Situation der ehemaligen Sklaven ein wenig näher, so zeigt sich, dass nur eine kleine Minderheit unter ihnen über genügend Finanzkraft verfügte, um Land zu kaufen. Mit Abschaffung der Sklaverei wurden sofort Gesetze erlassen, die eine Parzellierung von Plantagenland verhindern sollten. Den schwarzen Unterschichten sollte der Zugang zu eigenem Land so schwer wie möglich gemacht werden, um den Druck zu erhöhen, ihre Arbeitskraft den Plantagen zur Verfügung zu stellen. Andererseits sorgte die Krise der Plantagenökonomie dafür, dass überall unkultiviertes Land zur Verfügung stand, das entweder von den Pflanzern verpachtet oder von den Ex-Sklaven besetzt wurde.

Trotz der prinzipiell gleichen Grundprobleme lassen sich regional unterschiedliche Anpassungsstrategien an die neuen Arbeitsverhältnisse und dementsprechend andere Transformationsmuster unterscheiden.⁹⁷

1. Die Leeward und Windward Islands einschließlich Barbados: Auf den kleinen Inseln schlug der antagonistische Konflikt zwischen Pflanzern und ländlichen Unterschichten zugunsten der Grundherren aus, weil die Möglichkeiten zum Landerwerb begrenzt waren

96 K. O. Laurence, *Immigration into the West Indies in the 19th Century*, Kingston 1971; K. Saunders (Hrsg.), *Indentured Labour in the British Empire, 1834–1920*, 1984, London/Canberra 1984; H. Johnson (Hrsg.), *After the Crossing. Immigrants and Minorities in Caribbean Creole Society*, London 1988.

97 Siehe dazu H. S. Klein/S. L. Engerman, *Transition* (Anm. 67).

und ein massenhafter Rückzug der Arbeitskräfte von den Plantagen mangels Alternativen gar nicht möglich war. Deshalb sicherte hier ein liberales bis striktes Miet-Pachtsystem von Haus, Garten und Land eine relativ stabile Fortführung der Plantagenproduktion, vornehmlich von Zucker. Wie das Miet-Pachtsystem funktionierte, lässt sich am Beispiel von Barbados eindrucksvoll nachvollziehen.⁹⁸

Auf den Windward Islands setzte sich nach dem graduellen Wegfall der Zuckerzölle in England 1846 ein völlig anderes System der Arbeitskräfterekrutierung durch. Die relativ kleinen und wenig zahlungsfähigen Zuckerpflanzler auf St. Lucia, St. Vincent und Grenada konnten noch nicht einmal die Hungerlöhne der Leewards aufbringen und infolgedessen auch keine Arbeiterschaft rekrutieren. Die ehemaligen Sklaven hatten wiederum nicht genug Land erwerben können, um unabhängig von weiteren Einkünften als selbstgenügsame Bauernschaft existieren zu können. Aus dieser Pattsituation, in der keine Seite einen erkennbaren Vorteil besaß, entwickelte sich ein System des *share cropping* oder *metayage*, wobei die Landarbeiter die gesamte Verantwortung für den landwirtschaftlichen Teil der Plantage übernahmen und die Pflanzler das Management der Zuckerfabrik und die Vermarktung. Der Profit, soweit es einen gab, ging zu gleichen Teilen an Arbeiter und Pflanzler. *Metayage* auf den Windward Islands funktionierte allerdings nur während der Phase von sehr niedrigen Zuckerpreisen bis etwa 1860. Danach wurden die Ansprüche der Arbeiter, die durchaus Vorteile für sich erkämpft hatten, schnell wieder gedämpft als die Krise erst einmal vorüber war.⁹⁹

2. *Die neuen Kolonien Trinidad/Tobago und Guyana*: Ein zweites Anpassungsmuster an die neuen Verhältnisse entstand in den großen, aber noch dünn besiedelten Gebieten von Trinidad/Tobago und Guyana, wo es auch mit drastischen Maßnahmen nicht gelang, die kleine Arbeiterschaft nach Abschaffung der Sklaverei zusammenzuhalten. Hier wurde das Problem durch große Einwanderungsprogramme vornehmlich indischer Kontraktarbeiter angegangen. Zwischen 1838 und 1865 kamen ca. 100.000 Arbeiterinnen und Arbeiter in die beiden Kolonien, wo sie große, weitgehend geschlossene und eigenständige kulturelle Gemeinden bildeten, die heute etwa 50% der Bevölkerung ausmachen.¹⁰⁰

3. *Jamaika*: Eine dritte Form der Anpassung, die irgendwo zwischen den beiden erst genannten anzusiedeln ist, entwickelte sich in Jamaika, wo weder ein für beide Seiten tragbarer Kompromiss oder ein erfolgreiches Immigrationsprogramm den weitgehenden Erhalt und die Weiterführung der Zuckerindustrie erlaubt hätte, noch eine selbständige Bauernschaft entstanden war. Es gelang also weder den Pflanzern, die einst profitable Plantagenwirtschaft aufrecht zu erhalten, noch entwickelten die Ex-Sklaven eine unab-

98 Siehe dazu B. Gibbs, *The Establishment of the Tenantry System in Barbados*, in: *Emancipation II. A Series of Lectures to Commemorate the 150th Anniversary of Emancipation*, Bridgetown 1987, S. 23-45; W. K. Marshall, *Barbadian Sugar* (Anm. 72); H. McD. Beckles, *Great House Rules* (Anm. 10), S. 29-84.

99 Siehe dazu W. K. Marshall, *Metayage in the Sugar Industry of the British Windward Islands, 1838-65*, in *Jamaican Historical Review* 5 (1965) 1, S. 28-55.

100 Siehe dazu Fußnote 96 sowie B. Brereton, *A History of Modern Trinidad, 1783-1962*, London 1981; B. L. Moore, *Cultural Power, Resistance and Pluralism: Colonial Guyana, 1838-1900*, Kingston 1995.

hängige, sich selbst tragende Kleinbauernwirtschaft. Beide Teile der alten Gesellschaft bildeten äußerst fragile komplementäre Arrangements, die ein konflikträchtiges Überlebensverhältnis begründeten. Diese Überlebensverhältnisse nahmen allerdings für die Beteiligten äußerst unterschiedliche Formen an: Für die jamaikanischen Pflanzer ging es darum, genügend Arbeitskräfte – insbesondere während der Erntezeit – zu rekrutieren und ein Lohnniveau zu fixieren, das es ihnen erlaubte, ihren Zucker auf dem Weltmarkt zu einem konkurrenzfähigen Preis anzubieten. Angesichts der enormen Standortvorteile des Marktführers Kuba, der mit dem Einsatz modernster Technik und noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts mit großen Anteilen unfreier Arbeit produzierte, konnte der jamaikanische Pflanzer keinen Lohn bieten, von dem ein Arbeiterhaushalt allein existieren konnte. Darüber hinaus verfügten nur wenige Pflanzer über genügend Kapital, um ihre Plantagen zu modernisieren und dem technologischen Niveau der Region anpassen zu können. Viele waren überdies schwer verschuldet und fielen in die Hände ihrer Gläubiger. Insgesamt wechselten zahlreiche Plantagen den Besitzer, und Zucker produzierte bald kaum noch jemand in Jamaika. Die meisten Pflanzerfamilien überlebten durch eine Umstellung auf Viehzucht oder Landwirtschaft für den Binnenmarkt oder später die Spezialisierung bzw. Diversifizierung auf andere Exportprodukte (Bananen, Zitrusfrüchte).

4. *Dänisch-Westindien*: Die Postemanzipationszeit in Dänisch-Westindien vereinigt einzelne Elemente der verschiedenen Verlaufsformen in den britischen und französischen Kolonialgebieten der Karibik. Wie die sonst nur in Haiti gelungene Selbstbefreiung der Sklaven in St. Croix zeigt, begann die Emanzipation schon unter sehr spezifischen Bedingungen. Hier sollen nur die wesentlichen Charakteristika zusammengefasst werden: Nach einer Übergangszeit von drei Monaten, in denen die Pflanzer den Zugang zu den Wohnquartieren und *provision grounds* sowie die Versorgung alter und arbeitsunfähiger Personen sicher stellen mussten, wurde das Aushandeln von Arbeitsverhältnissen nicht freigegeben bzw. dem Markt überlassen, sondern Arbeitskontrakte von einem Jahr Dauer mit drei Lohnklassen durch staatlichen Erlass verordnet. Es konnten also keine individuellen Arbeitsverträge mit anderen Konditionen und Laufzeiten abgeschlossen werden. Diese neue Zwangsarbeit fand wenig Anklang unter den befreiten Sklaven. Der Zugang zu den angestammten Wohnquartieren und *provision grounds* wurde nur nach Abschluss der vorgeschriebenen Kontrakte gewährt, was den Betroffenen zunächst wenig Alternativen ließ, mittelfristig jedoch zur Arbeitsverweigerung und Landflucht führte. Viele verließen die Insel für immer und suchten anderswo nach besseren Lebensmöglichkeiten. Die Pflanzer, denen bereits der wirtschaftliche Ruin vor Augen stand, griffen zu Maßnahmen, die in größerem Umfang bereits in Trinidad und Guyana unternommen worden waren. Sie warben Arbeitsmigranten an, aber nicht aus Afrika, Asien oder Europa, sondern aus der Region selbst. Zwischen 1860 und 1870 wanderten allein nach St. Croix 5000 Menschen aus anderen Teilen der Karibik ein, unter ihnen 2000 aus Barbados. Allerdings blieb nur die Hälfte auf Dauer. Sie stellten 20% der Landbevölkerung und

arbeiteten fast alle (95%) auf Zuckerplantagen und bildeten dort 30-40% der *first class* Arbeiterschaft.¹⁰¹

Die externe Versorgung mit Arbeitskräften zögerte den Ruin der Plantagenwirtschaft weiter hinaus, ja verschaffte der Zuckerindustrie sogar einen kurzfristigen Boom zwischen 1860 und 1870, bevor der latente Niedergang abrupte Formen annahm und viele Zuckerplantagen zur extensiven Weidewirtschaft übergingen oder in kleinere Parzellen aufgeteilt an kleine Landbesitzer verkauft wurden.

Der wirtschaftliche Niedergang veranlasste viele der Arbeitsmigranten, wieder in ihre alte Heimat zurück zu kehren oder anderswo nach Arbeit zu suchen. Als die Kolonialverwaltung sie mit verschiedenen Schikanen am Verlassen des Landes zu hindern suchte – Passverweigerung und hohe Ausreisegebühren –, entlud sich die aufgestaute Wut 1878 in einem erneuten Aufstand, der nun aber erheblich militantere Formen als die Sklavenbefreiung 30 Jahre zuvor annahm und erhebliche Schäden an Leib, Leben und Eigentum hinterließ.

101 G. F. Tyson, *Our Side* (Anm. 70), S. 135ff.

Forschungsstand und offene Fragen zu Postemanzipation und Gender in Französisch-Westindien

Ulrike Schmieder

SUMMARY

Historiography and open questions about *postemancipation* and *gender* in the French West Indies

This article is dedicated to a region which is often neglected in comparative history of slavery and postemancipation, which moves frequently inside the former colonial empires. It explains how gender history is connected with the historical research about slavery and abolition the French Caribbean, particularly St. Domingue / Haiti, Martinique and Guadeloupe, and resumes some results of this research in respect of gender-specific division of labour, gender roles in slave families and manumissions. With regard to postemancipation studies This article refers to studies about coercive forms of plantation labour after slavery and immigration, comments the still existing shortfalls concerning investigations of family patterns, couple relations and conflicts in gender relations of the Afromartiniquian population and problems of sources to write a postemancipation-gender-history from below.

1. Historiographie zu Gender und Sklaverei in Französisch-Westindien

In den klassischen Standardwerken zur Sklaverei in Französisch-Westindien (Debien, Gisler, Midlo Hall¹) spielen Aspekte der Geschlechterverhältnisse kaum eine Rolle, gele-

1 G. Debien, *Les esclaves aux Antilles françaises. XVII-XIX siècle*, Basseterre 1974. A. Gisler, *L'esclavage aux Antilles françaises XVII-XIX Siècle – contribution au problème de l'esclavage*, Paris 1981; G. Midlo Hall, *Social Control in Slave Plantation Societies: A Comparison of St. Domingue and Cuba*, Baton Rouge and London 1996 (Orig. 1971).

gentlich enthalten sie Hinweise auf demographische Verhältnisse, das Familienleben der Sklaven und die sexuelle Ausbeutung der Sklavinnen.

Eine Pionierarbeit zu Frauen im Sklavereisystem der französischen Karibik hat Arlette Gautier 1985 vorgelegt, von ihr stammt auch eine spätere Studie zu den Familien der Sklaven². Auf breiterer Quellenbasis, unter Berücksichtigung vieler Gerichtsakten, hat Bernard Moitt eine Monographie zu den Sklavinnen Französisch-Westindiens publiziert, die auch das Handeln und Sprechen der Sklavinnen zu rekonstruieren versucht³. In Sammelbänden haben Moitt (ganz Französisch-Westindien), Geggus (Ste. Domingue), Socolow (Ste. Domingue) Beiträge zum Thema Frauen und Sklaverei geliefert⁴. Aspekte der *gender history* haben Liliane Chauleau in ihrer Studie zum Alltagsleben und Myriam Cottias in ihrer Arbeit zu interethnischen Paarbeziehungen auf den französischen Antillen behandelt⁵. In einem Sammelband von Doris Kadish werden Diskurse über die Sklaverei, unter anderen aus der Perspektive der Sklaven selbst, aber auch in der Literatur, analysiert⁶.

Das Bild, das diese Literatur von der geschlechtlichen Arbeitsteilung in der französischen Karibik zeichnet, stellt sich ungefähr so dar:

Wie überall in der Karibik waren in Französisch-Westindien etwa ein Drittel der importierten Sklaven Frauen, so dass es zunächst mehr männliche als weibliche Sklaven gab⁷. Auf Martinique und Guadeloupe schlug das quantitative Geschlechterverhältnis im 19. Jahrhundert in einen leichten Frauenüberhang um⁸.

Afrikanerinnen mussten ebenso schwere Feldarbeit auf den Zucker- oder Kaffeefeldern wie die Männer leisten. Sie wurden häufig in der ersten *gang*, dem *grand atelier*, mit der Bodenbearbeitung und dem Graben von Pflanzlöchern, dem Anpflanzen und der Ernte von Zuckerrohr beschäftigt, Rodungsarbeiten wurden dagegen meist von männlichen Sklaven durchgeführt. Die zweite *gang* wurde vor allem mit Unkrautjäten beschäftigt. Frauen verrichteten auch die körperliche Schwerstarbeit in der Zuckermühle,

2 A. Gautier, *Les sœurs de solitude, la condition féminine dans l'esclavage aux Antilles du XVIIe au XIX siècle*, Paris 1985; dies., *Les familles esclaves aux Antilles françaises, 1635–1848*, in: *Population* (Französische Ausgabe) 55 (2000), 6, S. 975–1001.

3 B. Moitt, *Women and slavery in the French Antilles 1635–1848*, Bloomington 2001.

4 D. P. Geggus, *Slave and Free Colored Women in Saint Domingue*, in: D. B. Gaspar/D. Clark Hine (Hrsg.), *More than Chattel, Black Women and Slavery in the Americas*, Bloomington, Indianapolis 1996, S. 259–277; S. M. Socolow, *Economic Role of the Free Women of Color of Cap Français*, in: Ebd., S. 279–297; B. Moitt, *Slave Women and Resistance in the French Caribbean*, in: Ebd., S. 239–258.

5 L. Chauleau, *La vie quotidienne aux Antilles françaises au temps de Victor Schoelcher, XIX siècle*, Paris 1979; B. Moitt, *Women, Work, and Resistance in the French Caribbean during Slavery, 1700–1848*, in: V. Shepherd/B. Brereton/B. Bailey (Hrsg.), *Engendering History. Caribbean Women in Historical Perspective*, London, Kingston 1995, S. 155–175. M. Cottias, *Le métissage dans les anciennes colonies françaises Antilles, Caraïbes et Réunion*, Paris 1981.

6 D. Y. Kadish (Hrsg.), *Slavery in the Francophone World, Distant Voices, Forgotten Acts, Forged Identities*, Athens and London 2000.

7 Moitt, *Women and slavery*, S. 26–28.

8 D. Tomich, *Slavery in the Circuit of Sugar, Martinique and the World Economy, 1830–1848*, Baltimore 1990: S. 85: der Frauenanteil unter den Sklaven Martiniques betrug 1832 51,1 %, 1837 52,1 %, 1842 53,5 % und 1847 51,8 %. Moitt, *Women and slavery*, S. 30, Martinique 1835 : 37.584 Sklaven, 40.496 Sklavinnen, Guadeloupe 1835: 46.168 Sklaven, 50.154 Sklavinnen.

in Nachtschichten nach zwölf Stunden Feldarbeit. Da die qualifizierten Handwerksarbeiten (Tischler, Maurer, Fuhrmann, Zuckersieder, Radmacher, Böttcher, Hirte) und die Treiberposition meist Männern zugewiesen wurden, war der Anteil der Sklavinnen, die als Feldarbeiterinnen tätig waren, noch höher als der Anteil der Männer, die Feldarbeit verrichteten. Außerdem war meist eine Frau *driver* in der dritten *gang*, d. h. Frauen brachten Sklavenkindern Gehorsam und die landwirtschaftlichen Arbeiten bei und sozialisierten sie als Sklaven. Frauen arbeiteten auch in den Destillieren, die Rum aus Zuckerrohr herstellten, und verkauften am Sonntag Lebensmittel aus ihren Küchengärten auf dem lokalen Markt.

Sklavinnen arbeiteten auch als Hebamme oder Krankenschwester im Plantagenhospital, als Waschfrauen, als Näherinnen, die auf dem Land und in der Stadt Kleidung für Sklavenhalter und Sklaven herstellten, und in den Städten als Straßenverkäuferinnen im Auftrag ihrer Besitzerinnen. Außerdem erledigten Sklavinnen die meisten Arbeiten im Haus – die Köche waren allerdings meist Männer – und betreuten Kinder und Kranke aus der Familie des Besitzers. Die Tätigkeiten des Boten, Friseurs, Kammerdieners und Kutschers wurden von Männern ausgeführt.

Besonders schlecht war die Lage der SklavInnen in St. Domingue während des Zuckerbooms des 18. Jahrhunderts. Der ständige Nachschub aus Afrika – 30.000 Personen/Jahr 1785–90⁹ – ermöglichte, die Arbeitskraft der Sklaven auf Verschleiß hin auszubeuten: die Lebenserwartung nach Ankunft auf der Insel betrug noch sieben bis zehn Jahre¹⁰, die Geburtenrate war in St. Domingue niedriger als irgendeiner Sklavereigesellschaft Amerikas¹¹. Befreiung von körperlicher Schwerstarbeit oder Schutz vor körperlichen Strafen für schwangere und stillende Frauen gab es in der gesamten französischen Karibik, bis auf die kurze Zeit vor der Abolition 1848, als man wegen des bereits abgeschafften überseeischen Sklavenhandels auf die Reproduktion der Sklavenbevölkerung setzte, nicht.

Das Klischee der schwachen und schutzbedürftigen Frau, das Zeitgenossen auf die weißen Frauen der Oberschichten anwandten, galt für die afrikanischen Frauen nicht. Möglicherweise wurde dies durch eine rassistische *gender*-Ideologie, nach der unterstellt wurde, dass schwarze Frauen Kinder immer ohne Probleme bekämen und daher keiner Schonung vor und nach der Geburt bedürften, ein Klischee, das z. B. duTertre und Buffon verbreiteten¹², körperliche Schwerstarbeit aus Afrika gewöhnt seien und die Geschlechtsunter-

9 D. Geggus, *The Haitian Revolution*, in: F.W. Knight/C.A. Palmer (Hrsg.), *The Modern Caribbean*, Chapel Hill und London 1989, S. 23.

10 W.L. Bernecker, *Kleine Geschichte Haitis*, Frankfurt a. M. 1996, S. 29.

11 D. Geggus, *David, Slave and Free Coloured Women in Saint Domingue*, in: Gaspar/Clark Hine (Hrsg.), *More than chattel Black*, S. 267.

12 DuTertre, *Histoire Générale des Antilles habitées par les Français*, tome II, S. 507: „Les femmes nègres (...) Elles accouchent avec beaucoup de facilité et ne savent pour le plupart ce que sont les sages-femmes pour les secourir dans cet état, car à peine ont-elles mis leurs enfant au monde qu'elles les préparent, les langent; elles sont si peu incommodées par leur accouchement que j'en ai vu s'occuper deux ou trois heures après, dans la case, comme si rien ne s'était passé.“ G.L.L. Buffon, *Allgemeine Historie, der Natur nach allen ihren besonderen Theilen abgehandelt*, [...] Hamburg und Leipzig 1750, 2. Theil, 1. Band, 1752, S. 278. Afrikanerinnen seien fruchtbar und würden „sehr leicht“ und „ohne gefährliche Zufälle“ gebären. Das Klischee wurde auch von Edward Long verbre-

schiede bei Afrikanern wie bei allen „primitiven“ Völkern weniger ausgeprägt seien als bei den „hoch entwickelten“ europäischen Gesellschaften¹³.

Frauen und Kinder wurden eher als Männer und städtische eher als ländliche Sklaven freigelassen. Frauen betrieben oft die Strategie der individuellen Emanzipation unter Ausnutzung ihrer Beziehung zu weißen Herrenklasse. Sklavinnen wurden eher als Sklaven freigelassen, das betraf sowohl die informelle *liberté de la savane*, d. h. die Befreiung von Feldarbeit, wobei die betroffene Person auf der Plantage wohnen blieb, als auch die formelle Freilassung mit Manumissionsurkunde. Die Freilassung war meist die Belohnung für Dienste als Konkubine, Amme, Zofe oder Krankenwärterin. Sklavinnen-Konkubinen und ihre Kinder standen dabei an erster Stelle, dies bedeutet aber nicht, dass Sklavhalter ihre Konkubinen und ihre Kinder immer freiließen, es kam auch vor, dass nur die Mutter oder nur die Kinder freigelassen wurden. Es gab auch Freikäufe durch die Sklaven selbst oder Verwandte, aber in geringerem Maße als in Spanischamerika.

In der französischen Karibik wurden SklavInnen durch die katholische Kirche getauft und – oft allerdings sehr oberflächlich – bekehrt, vor allem von Kapuzinern, Dominikanern und Jesuiten (bis zu deren Ausweisung 1764). Die Kirche – mit Ausnahme einzelner Priester (z. B. Abbé Grégoire) – sprach sich aber nicht gegen das System Sklaverei aus, von dem ihre Institutionen und Orden, die oft selbst Plantagen und SklavInnen besaßen, ökonomisch profitierten¹⁴. Trotzdem wurde die Christianisierung der SklavInnen durch die Sklavhalter behindert, die nicht wollten, dass ihre SklavInnen heirateten oder ihre Arbeit unterbrachen, um zu beichten oder am Sonntag in die Kirche zu gehen (die eigentlich vorgeschriebene Sonntagsruhe wurde oft nicht eingehalten)¹⁵. Zudem forderten Kapuziner und Jesuiten zwar nicht die Abschaffung der Sklaverei, wohl aber eine bessere Behandlung der SklavInnen, und nahmen (vor allem die Jesuiten) öfter gegen die Bestrafung oder Hinrichtung bestimmter SklavInnen Stellung¹⁶, was von deren Besitzern als ungerechtfertigte Einmischung in ihre Angelegenheiten interpretiert wurde. Dazu kam, dass die religiöse Unterweisung von SklavInnen, selbst wenn sie noch so sehr die Gehorsamspflicht gegenüber dem Herrn betonte, die Akzeptanz von deren Menschlichkeit voraussetzte und ihrer Behandlung als Waren entgegenstand.

SklavInnen durften nach dem gültigen Gesetz, dem *Code Noir* von 1685, – wie in Spanisch-Amerika und Brasilien, also im katholischen Amerika, im Gegensatz zu den britischen Kolonien in der Karibik und den USA, also im protestantischen Amerika – heiraten, allerdings nur mit Zustimmung des Besitzers. Die Kinder einer Sklavin waren

itet („The negroes...“ „Their women are delivered with little or no labour ...“ E. Long, *The History of Jamaica*, Band 2, London 1774, Nachdruck London 1970, S. 380).

13 M. Müller, *Geschlecht und Ethnie. Historischer Bedeutungswandel, interaktive Konstruktion und Interferenzen*, Wiesbaden 2003, S. 65-66.

14 P. Delisle, *Histoire religieuse des Antilles et de la Guayane françaises. Des chrétientés sous les tropiques? 1815–1911*, Paris 2000, S. 27-33.

15 Ebd., S. 43-48.

16 S. Peabody, „A Dangerous Zeal“: Catholic Missions to Slaves in the French Antilles, 1635–1800, in: *French Historical Studies*, 25 (2002), 1, S. 53-90. J. Latimer, *The Foundations of Religious Education in the French West Indies*, in: *The Journal of Negro Education*, 40 (1971), 1, S. 91-98.

Sklaven und gehörten dem Besitzer der Mutter. Verheiratete Paare und ihre Kinder durften nicht getrennt verkauft werden, wenn sie sich im Besitz desselben Herrn befanden. In der Praxis wurden diese Bestimmungen allerdings oft umgangen. Außerdem heirateten viele SklavInnen nicht, denn die Ehe gab weder den Eltern Rechte über die Kinder, noch dem Ehemann Rechte über die Ehefrau oder noch der Ehefrau Schutz vor sexuellem Missbrauch durch Besitzer und Aufseher (dafür bekam sie mit dem Ehemann noch einen weiteren Herrn). Zu vererben hatten Sklaven auch nichts. Informelle Familien, ob nun in der Form „Paar mit Kindern“ oder „Mutter mit Kindern“, und familiäre und soziale Netzwerke unter den SklavInnen (Patenschaften, „Wahlverwandtschaften“, Freundschaften, oft unter Sklaven derselben ethnischen Gruppe aus Afrika) gab es allerdings sehr wohl. Was bisher noch gänzlich fehlt, sind Studien zu Selbst- und Fremdwahrnehmung von Männlichkeit bei Sklaven und zur Rolle der Männer in den Sklavenfamilien in der französischen Karibik.

2. Historiographie zur Abolition

In Französisch-Westindien erfolgte die Abolition in zwei Etappen: die Sklaverei wurde 1794 durch den französischen Konvent abgeschafft, was aber nur auf Guadeloupe unter dem Kommissar Victor Huguot durchgesetzt wurde. Jedoch wurden dort die ehemaligen Sklaven, die nicht der revolutionären Armee beitraten, angewiesen, weiter auf den Plantagen zu arbeiten, wobei die eigentlich vorgesehenen Löhne meist nicht gezahlt wurden¹⁷. Nach Huguets Ansicht schuldeten sie der Republik, die sie „befreit“ hatte, jetzt maximale Anstrengungen bei der Arbeit, Arbeitsverweigerer wurden als Konterrevolutionäre verurteilt. Ehemalige Sklavinnen, die ihre Freiheit nicht durch den Militärdienst erlangen konnten, waren durch dieses Zwangsarbeitssystem besonders betroffen¹⁸. 1802 führte Kaiser Napoleon die Sklaverei wieder ein. Möglich war das auf Guadeloupe erst, nachdem der große Aufstand von 1801/02 durch den französischen General Antoine Richepance niedergeschlagen worden war. An dem Aufstand waren die SklavInnen von Guadeloupe, die etliche Jahre ein selbstbestimmtes Leben als Freie geführt hatten, nun zu Recht die Wiederherstellung der Sklaverei fürchteten und die Maßnahmen der neuen Verwaltung Admirals Lacrosse gegen die schwarzen LandarbeiterInnen bekämpften, und farbige Soldaten und Offiziere beteiligt, die sich gegen die zunehmende Rassendiskriminierung wehrten. Den Krieg führte Oberst Louis Delgrès, ein Farbiger aus Martinique, konventionell, während viele ehemalige SklavInnen für einen Vernichtungskrieg gegen die Weißen nach haitianischem Vorbild führen wollten, allen voran eine Frau namens Solitude¹⁹. Die Sklavinnen kämpften mit ihren Männern, versorgten diese mit Muni-

17 J. Adélaïde-Merlande, *La Caraïbe et la Guayane au temps de la Révolution et de l'Empire*, Paris 1992, S. 107-117.

18 L. Dubois, *A Colony of Citizens, Revolution & Slave Emancipation in the French Caribbean, 1787-1804*, Chapel Hill/London 2004, S.162.

19 Ebd., Kap. 12-15, zu der Rolle von Solitude, S. 319.

tion und mit revolutionären Liedern, und bewiesen angesichts ihrer Hinrichtung durch Erhängen Mut und Stärke²⁰.

In Martinique blieb die Sklaverei unter der englischen Besatzung 1794–1802, trotz mehrerer Sklavenaufstände, erhalten. Die endgültige Abschaffung des Sklavenhandels nach Französisch-Westindien erfolgte offiziell 1817, de facto 1832, die endgültige Abschaffung der Sklaverei 1848, im Gefolge der Revolution dieses Jahres in Frankreich.

Eine Sonderstellung in der gesamten Sklavereigeschichte nimmt St. Domingue ein: Hier gelang es den Sklaven, in der einzigen erfolgreichen Sklavenrevolution der Weltgeschichte 1791 die Sklaverei selbst zu beenden und 1804 einen eigenen Staat mit der Bezeichnung Haiti zu gründen. Dieses Ereignis und seine internationalen Folgewirkungen haben in der historischen Forschung seit der Pionierarbeit von C. L. R. James über den Anführer der Sklavenrevolution, Toussaint L'Ouverture²¹, ein breites Echo ausgelöst²², das hier nicht nachgezeichnet werden kann. Die wichtigsten Forschungskontroversen, z. B. zu den fördernden und hemmenden Faktoren für große Sklavenaufstände und zum Charakter der Sklavenrevolution von Haiti (war es eine *proto-peasant revolution*?), zum Verhältnis von *maroons* und aufständischen Sklaven, zur Frage, ob die Ideen der Französischen Revolution und die afrikanischen Religionen die ideologische Grundlage der Sklavenrevolution bildeten, fasst Geggus einer jüngeren Studie zusammen, in der Arbeiten zur *gender history* aber kaum betrachtet werden²³.

a) Zur ersten Abolition

Der ersten Abolition wurde in der Forschung mehr Aufmerksamkeit gewidmet als der zweiten. Viele Arbeiten erschienen im Zusammenhang mit den 200jährigen Jahrestagen der Französischen und Haitianischen Revolution, der Abolition durch den Konvent und der Wiedereinführung der Sklaverei 1802²⁴.

20 Moitt, *Women and Slavery*, S. 128-129.

21 C. L. R. James, *Schwarze Jakobiner. Toussaint L'Ouverture und die Unabhängigkeitsrevolution in Haiti*, Köln/Berlin 1984 (Original 1938: *The black Jacobins: Toussaint L'Ouverture and the San Domingo revolution*).

22 Ausgewählte Titel: P. Pluchon, *Toussaint Louverture: un révolutionnaire noir d'ancien régime*, Paris 1989; D. Geggus, *The impact of the Haitian revolution in the Atlantic world*, Columbia 2001; D. Geggus, *The Haitian Revolution*, in: H. Beckles/V. Shepherd (Hrsg.), *Caribbean Slave Society and Economy. A Student Reader*, London 1991, S. 402-418; M. Zeuske/C.J. Munford, *Die „Große Furcht“ in der Karibik: Frankreich, Saint-Domingue und Kuba (1789–1795)* in: *Ibero-Amerikanisches Archiv, Neue Folge*, 17 (1991), 1, S. 51-98; C. J. Munford, *Die Grundsätze von 1789 in der karibischen Sklavenrevolution von St. Domingue*, in: M. Kossok/E. Kroß (Hrsg.), *1789 – Weltwirkung eines großen Revolution*, Berlin 1989, Band 2, S. 520-541; M. Zeuske, *Die vergessene Revolution: Deutschland und Haiti in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aspekte deutscher Politik und Ökonomie in Westindien*, in: *Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas*, 28 (1991), S. 285-326; K. Schüler, *Die deutsche Rezeption haitianischer Geschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: ein Beitrag zum deutschen Bild vom Schwarzen*, Köln, Weimar, Wien 1992; F. Gewecke, *Haiti in der Geschichte. Epilog auf eine glorreiche Revolution*, in: *Iberoamericana*, 15 (1991), 1 = 42, S. 7-20; E. Cordero Michel, *La revolución haitiana y Santo Domingo*, Santo Domingo 1968; C. E. Fick, *The Making of Haiti, The Saint-Domingue Revolution from Below*, Knoxville 1990.

23 D. P. Geggus, *Haitian Revolutionary Studies*, Bloomington und Indianapolis 2002. H.C. Buch, *Die Scheidung von San Domingo: wie die Negersklaven von Haiti Robespierre beim Wort nahmen*, Berlin 1976.

24 J. Adélaïde-Merlande, *La Caribbe et la Guayane au temps de la Révolution et de l'Empire*, Paris 1992; H. Bangou, *La Révolution et l'esclavage en Guadeloupe: 1789–1802, épopée noire et génocide*, Paris, Budapest, Torino

b) Zur zweiten, endgültigen Abolition

Die Arbeiten zur endgültigen Abschaffung der Sklaverei lassen sich in drei Gruppen einteilen

- die Studien zur wirtschaftlichen Krise der auf Sklavenarbeit beruhenden Zuckerwirtschaft in der französischen Karibik,²⁵
- den Arbeiten zum Wirken der französischen Abolitionisten, besonders um die „Lichtgestalt“ Victor Schoelcher,²⁶
- den Untersuchungen zu den Vorgängen während der Abolition auf den Inseln selbst, z. B. dem Sklavenaufstand in Martinique, der den Gouverneur zwang, die Sklaven eher freizulassen, als es das Gesetz vorsah, und heute ein wesentlichen Bestandteil martiniquaischen Selbstbewusstseins darstellt²⁷.

Die Studien zum französischen Abolitionismus²⁸ zeigen, dass es sich um eine elitäre, keine Volksbewegung wie in England handelte, die kaum Appelle an die öffentliche Meinung richtete, was aber unter Gesetzen der Juli-Monarchie aber auch schwieriger war als in England mit seiner weitgehenden Versammlungs- und Pressefreiheit. Die Popularität des Abolitionismus wurde durch die Anglophobie vieler Franzosen beeinträchtigt, die die Antisklavereibewegung als britisches Projekt betrachteten. Der französische Abolitionismus, getragen von Liberalen oder Protestanten, war sehr gemäßigt und trat für eine schrittweise Abolition ein, nur die freien Farbigen aus den Kolonien waren radikaler. Die Lobby der kolonialen Plantagenbesitzer war stärker als in England, sie wollte die Abolition vor allem durch Höhe der Entschädigungsforderungen verhindern. Im Gegensatz zum angelsächsischen Raum spielten Frauen in der französischen Anti-Sklaverei-Bewegung, von wenigen Ausnahmen – der Feministin und Girondistin Olympe de

2002; R. Belenus (Hrsg.), *Les abolitions de l'esclavage aux Antilles et en Guayane françaises: 1794–1848, textes et recueil de documents sur l'émancipation des esclaves*, Pointe-à-Pitre 1998; Dubois, *A Colony of Citizens*; D. Geggus, *Esclaves et gens de couleur libres de la Martinique pendant l'époque révolutionnaire et napoléonienne: trois instants de résistance*, in: *Revue historique*, CCXCV (1996), Heft 1, S. 105-132; D. Geggus/D. B. Gaspar (Hrsg.), *A turbulent time: the French Revolution and the Greater Caribbean*, Bloomington 1997; F. Régent, *Esclavage, métissage, liberté, la Révolution française en Guadeloupe, 1789–1802*, Paris 2004.

25 C. Schnakenbourg, Christian, *La crise du système esclavagiste 1835–1847*, Paris 1980; Tomich, *Slavery in the circuit of sugar*.

26 L. Jennings, *French Anti-Slavery Movement for the abolition of slavery in France 1802–1848*, Cambridge 2000. P. Motylewski, *La Société française pour l'abolition de l'esclavage, 1834–1850*, Paris 1998; N. Schmidt, *Victor Schoelcher et l'abolition de l'esclavage*, Paris 1999; dies., *Abolitionnistes de l'esclavage et réformateurs des colonies: 1820–1851, analyse et documents*, Paris 2000; dies., *L'abolition de l'esclavage: cinq siècles de combats, (XVIIe – XXe siècle)*, Paris 2005; A. Midas, *Victor Schoelcher and Emancipation in the French West Indies*, in: Beckles/Shepherd (Hrsg.) *Caribbean Slave Society and Economy*, S. 446-453; F. Federini, *L'abolition de l'esclavage de 1848. Une lecture de Victor Schoelcher*, Paris, Montréal 1998.

27 L. Elisabeth, *L'abolition de l'esclavage à la Martinique, Société d'histoire de la Martinique, Fort-de-France 1983*. A. Nicolas, *La Révolution antiesclavagiste de Mai de 1848 à la Martinique*, Fort-de-France 2. Aufl. 1967. M.-H. Léotin, *La révolution antiesclavagiste de mai 1848 en Martinique*, Fort-de-France 1991; E. Lépiné, *Dix semaines que ébranlèrent la Martinique: 25 mars-4 juin 1848*, Paris 1999; G. Pago, *1848: chronique de l'abolition de l'esclavage*, Fort-de-France 2006; G. Théliet/P. Alibert, *Le grand livre de l'esclavage, des résistances et de l'abolition*, Chevagny-sur-Guye 1998.

28 Jennings, *French Anti-Slavery Movement*. S. Drescher, *British Way, French Way: Opinion Building and revolution in the Second French Slave Emancipation*, in: *The American Historical Review*, 96 (1991) 3, S. 709-734.

Gouges, der Schriftstellerin Germaine de Staël-Holstein und der frühen Sozialistin Flora Tristan – abgesehen, kaum eine aktive Rolle, 1847 unterzeichneten die „Damen von Paris“ eine Petition gegen die Sklaverei²⁹.

Ganz zum Ende der Sklaverei gab es auch katholische Orden, die die Missionierung von SklavInnen und freien Farbigen in der französischen Karibik ernsthaft betrieben und für eine graduelle Abschaffung der Sklaverei eintraten³⁰. Der 1839 veröffentlichte apostolische Brief von Papst Gregorius XVI. *In Supremo* richtete sich gegen den Sklavenhandel aus Afrika und die Misshandlung von Sklaven, forderte aber nicht die Abschaffung der Sklaverei selbst³¹.

In der Debatte um die Abolition seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert spielten *gender*-Fragen dagegen eine wichtige Rolle, schon bei Raynal, auch bei Schoelcher, und natürlich auch bei den englischen AbolitionistInnen. Wesentliche Argumente gegen die Sklaverei waren die sexuelle Ausbeutung von Sklavinnen, die Rücksichtslosigkeit gegenüber schwangeren und stillenden Frauen, die Trennung von Müttern und Kindern durch Verkauf und die Tatsache, dass Sklavinnen keine Ehefrauen und Mütter im Sinne der bürgerlichen Familie sein konnten³².

Was die Rolle der französischen Abolitionisten, besonders Schoelchers, bei der Abschaffung der Sklaverei einerseits und die Rolle des Sklavenaufstandes von 1848 andererseits anbetrifft, so sind die meisten Arbeiten darüber sehr kritisch zu lesen, weil es eine aktuelle, emotional aufgeladene politische Debatte darüber gibt, ob der 27. April (Dekret zur Abolition) oder der 22. Mai 1848 (Sklavenaufstand) als Feiertag der Beendigung der Sklaverei zu begehen ist. Die Frage ist brisant, weil die Anhänger eines Verbleibens Martiniques in der französischen Republik Schoelcher wie eine Ikone verehren und die Rolle der französischen Revolution von 1848 für die Abolition betonen und die martiniquanischen Nationalisten, die für die staatliche Unabhängigkeit Martiniques eintreten,

29 G. Pago, *Les femmes et la liquidation du système esclavagiste à la Martinique 1848–1852*. Guadeloupe, Guayana, Martinique 1998, S. 62 ff., S.203-204: *Pétition des Dames de Paris en faveur de l'abolition de l'esclavage*, 1847.

30 Deslisle, *Histoire religieuse* (Anm. 14), S. 49-74, 101-130: Zum Engagement der „*Sœurs de Saint-Joseph*“ und der „*Frères de Ploërmel*“.

31 J. F. Quinn, „Three Cheers for the Abolitionist Pope!“, *American Reaction to Gregory XVI condemnation of the slave trade, 1840–1860*, in: *The Catholic Historical Review*, 90 (2004), 1, S. 67-93. P. Gravatt, *L'Église et l'esclavage*, Paris 2003, S. 107-108.

32 G. T. F. Raynal, *Histoire philosophique et politique des Etablissements & du commerce des Européens dans les deux Indes*, Den Haag 1774, Band IV, S. 157. „Ce ne sont pas les negres qui refusent de se multiplier dans les chaînes de leur esclavage. C'est la cruauté de leurs maîtres qui a su rendre inutile le voeu de la nature. Nous exigeons des négresses des travaux si durs, avant & après leur grossesse, que leur fruit n'arrive pas à terme, ou survit peu à accouchement. Quelquefois même, on voit des meres désespérées par les châtements que la foiblesse de leur état leur occasionne, arracher leurs enfants du berceau pour les étouffer dans leurs bras, & les immoler avec une fureur mêlée de vengeance & de pitié, pour en priver des maîtres barbares.“ V. Schoelcher, *Histoire de l'esclavage*, Band 1, Fort-de-France, Paris 1973, S. 411-431; J. Ramsay, *Behandlung der Negersklaven in den Westindischen Zuckerinseln vorzüglich der englischen Zuckerinsel St. Kitts*, in: *Beiträge zur Völker- und Länderkunde*, 5 (1786), S. 3-74, S.38-39: kritisiert, dass Schwangere bis zur Geburt arbeiten müssten und daher häufig Aborte erlitten, dass sie nichts hätten, worin sie ihre Säuglinge einhüllen könnten, dass man ihnen nur drei-vier Wochen Schonung nach der Geburt gewähre und dass die Sklavinnen danach ihr Kind mit aufs Feld zur Arbeit nehmen müssten, wo es schutzlos Sonne und Regen ausgesetzt sei.

die Verdienste Schoelchers minimieren und der Auffassung sind, dass die Abolition eigentlich Ergebnis des Handels der aufständischen Sklaven war³³.

Die Rollen von Frauen und Männern beim 1848er Sklavenaufstand hat bisher nur Gilbert Pago untersucht und die aktive Teilnahme der Skavinnen an dem Aufstand, vor allem bei den Straßenkämpfen von St. Pierre, belegt und auch nachgewiesen, dass schwarze und weiße Frauen, die „békées“, im Mai 1848 ihre traditionelle Rolle hinter sich ließen³⁴. Es gibt außerdem einige Studien zur Erinnerung an die Sklaverei, ihre Auswirkungen auf Wirtschaftsstrukturen und die politische/kulturelle Ausgrenzung von AfromartiniquianerInnen im französischen Staat³⁵. Mit der Erinnerungspolitik gegenüber Sklaverei in Französisch-Westindien hat sich jüngst auch Catherine A. Reinhardt befasst.³⁶ Diese wird dadurch kompliziert, dass die ehemaligen Kolonien noch heute als Überseedepartements zu Frankreich gehören. Dessen Politiker beziehen sich gern auf die Abolition der Sklaverei als Errungenschaft und konstituierendes Merkmal der *grande nation* und ihrer humanitären Ideale, ignorieren aber die zentrale Rolle von *marronage* und Aufständen der Sklaven bei der Abolition und behandeln ungern das Thema der Profite aus der Sklaverei und der Zwangsarbeit danach, das vergessen werden soll.

3. Bisherige Forschungsergebnisse zu Postemanzipation und Gender in Französisch-Westindien

Zu Haiti nach dem Sieg der Sklavenrevolution haben unter anderem Bernecker, Lundahl, LaCerte, Fick, Stein, Trouillot³⁷ gearbeitet und dabei gezeigt, wie die Versuche Toussaint L'Ouvertures, Jean-Jacques Dessalines und Henri Christophes, mit der Sklaverei sehr ähnlichen Methoden der Zwangsarbeit die exportorientierte Plantagenwirtschaft auf-

33 E. Lépine, Questions sur l'histoire antillaise, Fort-de-France 1978, Sur l'abolition de l'esclavage, S. 25-166. Das Buch ist mit Vorsicht zu rezipieren. Der Autor lässt ebenfalls in starkem Maße seine politischen Ideen in die Diskussion historischer Zusammenhänge einfließen.

34 G. Pago, Les femmes (Anm. 29), S. 107-112, 129-131.

35 A. Latige-Zabulon, Les politique de la mémoire relatives à l'esclavage de 1946 à nos jours, Paris 2005 (Thèse Université Panthéon-Sorbonne), C. Chivallon, Espace et identité à la Martinique: Paysannerie des mornes et reconquête collective 1840–1960, Paris 1998. K.E. Browne, Creole Economics and the Débrouillard: From Slave-Based Adaptations to the Informal Economy in Martinique, in: Ethnohistory 49 (2002), 2, S. 373-403. M. Chilcoat, In/Civility, In Death: On Becoming French in Colonial Martinique, in: boundary 2, 31 (2004), 3, S. 47-73.

36 C. A. Reinhardt, Claims to Memory. Beyond Slavery and Emancipation in the French Caribbean, New York/Oxford 2006.

37 Bernecker, Kleine Geschichte Haitis; M. Lundahl, The rise and the fall of the Haitian Labour Movement, in: Cross, Malcolm/Heumann, Gad (Hrsg.) Labour in the Caribbean. From Emancipation to independence, London/Basingstoke 1987, S. 88-119; R. LaCerte, The Evolution of Land and Labour in the Haitian Revolution, 1791–1820, in: Beckles/Shepherd (Hrsg.), Caribbean Freedom, S. 42-47. C. Fick, Emancipation in Haiti. From Plantation Labour to Peasant Proprietorship, in: Slavery & Abolition, 21 (2002), 2, Special Issue: After Slavery. Emancipation and its Discontents, S. 11-40; R. L. Stein, Revolution, land reform, and plantation discipline in Saint Domingue, in: Revista de historia de América, (1983), 96, S. 173-186; D. Nicholls, From Dessalines to Duvalier, Race, Colour and National Independence in Haiti, 3. Aufl., London/Basingstoke 1996; M.-R. Trouillot, The Inconvenience of Freedom. Free People of Color and the Political Aftermath of Slavery in Dominica and Saint-Domingue/Haiti, in: F. McGlynn/S. Drescher (Hrsg.), The Meaning of Freedom: economics, political, and culture after slavery, Pittsburgh 1992, S. 147-182.

rechtzuerhalten, scheiterten und sich *share cropping* (im Pachtsystem der *métayage*) und Subsistenzwirtschaft in den Gärten der schwarzen LandarbeiterInnen durchsetzten. Haiti exportierte nach 1804 kaum noch Zucker, obwohl alle seine Staatschefs mit einem Code Rural die besitzlosen Schwarzen zu Zwangsarbeit auf dem an die schwarzen Generäle verteilten Staatsland oder den privaten Ländereien der „Mulatten“³⁸ zwingen wollten. Diese flohen aber in die Berge und bauten als Kleinbauern in den Gebirgstälern oder als squatter auf verlassenen Plantagen Lebensmittel und etwas Kaffee an. Die Farbigen nahmen in vielen Fällen die früher den Weißen vorbehaltenen Machtposten ein. Mit dem Export von Kaffee und Edelhölzern erzielten sie bescheidene Einnahmen, niemals aber Gewinne, die einen Lebensstil nach dem Vorbild der *grands blancs*, der früheren weißen Plantagenbesitzer und Sklavenhalter ermöglicht hätte. Mimi Sheller hat die „peasant economic, political and civic agency“ in Jamaika und Haiti in der Postabolitionsperiode untersucht und so eine „Geschichte von unten“ geschrieben³⁹. Sie hat auch untersucht, wie die Verknüpfung von Nationalstaatsmythen und Männlichkeit in Haiti – der Staatsbürger war der bewaffnete Mann, der gegen Sklaverei und Kolonialmacht gekämpft und Haiti gegen seine Feinde verteidigte, die politische Elite organisierte sich in Freimaurerlogen, die Frauen ausschlossen – die Exklusion von Frauen von politischen Rechten und der staatlichen Öffentlichkeit überhaupt bewirkte⁴⁰.

Die Existenz der sogenannten „Negerrepublik“ Haiti versetzte die zeitgenössischen Sklavenhalter in Panik. Sie verschärften überall die Repression, um die Wiederholung einer erfolgreichen Sklavenrevolution zu verhindern. In den insgesamt nicht sehr zahlreichen Arbeiten, die sich explizit der Postabolitionsperiode in der französischen Karibik widmen, und in den Standard-Landesgeschichten von Bangou (Guadeloupe) und Nicolas (Martinique)⁴¹, die diesen Zeitraum behandeln, werden Themen der gender history selten erwähnt: sie konzentrieren sich meist auf das Studium der bzw. die Kritik an der Kolonialpolitik und die politischen Auseinandersetzungen der Postemanzipationsperiode⁴² und die Transition von Sklavenarbeit zu Kontraktarbeit, Lohnarbeit und *share cropping* sowie auf die Konflikte um die Häuser und Gärten der ehemaligen SklavInnen

38 Den an sich pejorativen Begriff des „Mulatten“ bzw. „mulâtre“ durch „Farbiger“ zu ersetzen, ist problematisch, weil er auch eine Autodefinition der hellhäutigeren Haitianer gegenüber den als sozial unterlegen definierten „Schwarzen“ darstellt.

39 M. Sheller, *Democracy after slavery: black publics and peasant radicalism in Haiti and Jamaica*, Gainesville 2000.

40 M. Sheller, *Mimi, Sword-Bearing Citizens: Militarism and Manhood in Nineteenth-Century Haiti*, in: *Plantation Society in the Americas*, IV (1997), 2+3, S. 233-278; C. Charles, *Sexual Politics and Mediation of Class, Gender and Race in Former Plantation Societies: The Case of Haiti*, in: Bond, George Clement (Hrsg.), *Social construction of the past: representation as power*, London, 1994, S. 44-58.

41 H. Bangou, *La Guadeloupe, où les aspects de la colonisation après l'abolition de l'esclavage, 1848–1939*, II, Paris 1987; A. Nicolas, Armand, *Histoire de la Martinique*, Band 2, Paris 1996.

42 L. I. Oruno, *La liberté assassinée: Guadeloupe, Guayana, Martinique et la réunion en 1848–1856*, Paris 2005; J.-P. Sainton, *Les nègres en politique: couleur, identités et stratégies de pouvoir en Guadeloupe au tournant du siècle*, Thèse pour le doctorat en histoire, Aix-en-Provence 1997.

auf Plantagenland⁴³. Weitere Arbeiten konzentrieren sich auf die indische, afrikanische und chinesische Arbeitseinwanderung⁴⁴.

Zwei Arbeiten aus den 1990er Jahren machen dabei eine Ausnahme und behandeln Aspekte der Frauen- und Geschlechtergeschichte: die erwähnte Studie Pagos zur Rolle der Frauen bei der Abschaffung der Sklaverei 1848–1852 und Josette Fallopes Studie zu Guadeloupe, die sich auch mit Ehen und Paarbeziehungen der ehemaligen SklavInnen, Hierarchien nach ethnischer Zugehörigkeit, Klasse und Geschlecht und dem politischen Engagement der Ex-SklavInnen befasst.⁴⁵

Myriam Cottias hat zu den Konflikten von ehemaligen SklavenhalterInnen und SklavInnen vor den Arbeits(Schieds)gerichten (den Jurys cantonaux, 1848–52), zur Namensgebung von Ex-SklavInnen und der darin enthaltenen Widerspiegelung von Verwandtschaftsbeziehungen sowie Erinnerungsdiskursen zur Sklaverei gearbeitet und dabei gender-Aspekte umfassend berücksichtigt⁴⁶. Zur Rolle der Frauen im sogenannten „Aufstand des Südens“ gibt es nur eine kleine Studie von Odile Krakovitch⁴⁷.

Das Bild, das sich aus der vorhandenen Literatur ergibt, stellt sich etwa so dar:

Die Pflanzler auf Martinique und Guadeloupe, die durch die 1848er Revolution in Frankreich und durch eine gleichzeitige Sklavenrebellion mit der sofortigen Abschaffung der Sklaverei konfrontiert wurden, versuchten, ihre ehemaligen Sklaven durch für diese sehr ungünstige Assoziations- und Pachtverträge an die Zuckerplantagen zu binden. Den Versuchen der ehemaligen SklavInnen, sich schlechten Bedingungen zu entziehen und anderswo besser bezahlte Arbeit und/oder Siedlungsland zum Aufbau einer kleinbäuerlichen Wirtschaft – wofür auf Guadeloupe die Bedingungen besser waren als in Martinique – zu suchen, begegnete die Kolonialmacht, vor allem unter Napoleon III., mit Arbeitszwang durch ein Arbeitsbuchsystem (*livret*) und harschen Strafen gegen *vagabondage* sowie einer Kopfsteuer, die die Landarbeiter zwang, entlohnte Arbeit zu suchen. Die von der republikanischen Regierung eingeführten kostenlosen Grundschulen für

43 R. Massé, *La fin des plantations? Evolution des formes de soumission du travail dans deux sociétés néocoloniales: Martinique et Guadeloupe*, Ste. Marie 1980; R. Renard, *Labour Relations in Martinique and Guadeloupe, 1848–1870*, in: Beckles/Shepherd (Hrsg.), *Caribbean Freedom*, S. 80–92; D. Tomich, *Contested Terrains: Houses, Provision Grounds and the Reconstitution of Labour in Post-Emancipation Martinique*, in: M. Turner (Hrsg.), *From Chattel Slaves to Wages Slaves. The Dynamics of Labor Bargaining in the Americas*, Bloomington 1995, S. 241–257.

44 D. Northrup, *Indentures Indians in the French Antilles. Les immigrants indiens engagés aux Antilles Françaises*, in: *Outre-mer: revue d'histoire*, 87 (2000), S. 245–271; Renard, *Immigration in the French West Indies*; J. Smeralda-Amon, *La question de l'immigration indienne dans son environnement socio-économique martiniquais 1848–1900*, Paris/Montréal 1996. J. L. Cardin, *L'immigration chinoise à la Martinique*, Paris 1990.

45 Pago, *Les femmes*; J. Fallope, *Esclaves et citoyens. Les noirs à la Guadeloupe au XIXe siècle dans le processus de résistance et d'intégration (1802–1910)*, Basse-Terre 1992.

46 M. Cottias, *Droit, justice et dépendance dans les Antilles françaises (1848–1852)*, in: *Annales, Histoire, Sciences Sociales*, 59 (2004), 3, S. 547–567; M. Cottias, *Le Partage du nom. Logiques et usages chez les nouveaux affranchis des Antilles après 1848*, in: *Cahiers du Brésil contemporain*, (2003), Heft 53/54, S. 163–174; M. Cottias, *O esquecimento, o perdão e o ressentimento: a cidadania na Martinica (1848–1850)*, in: *Estudos Afro-Asiáticos* (37), S. 29–43.

47 O. Krakovitch, *Le rôle des femmes dans l'insurrection du Sud de la Martinique*, in: *Nouvelle Questions Feministes, Les Antillaises*, (1985), Heft 910, S. 35–51.

farbige Kinder in den Städten wurden unter Napoleon III. kostenpflichtig, wurden z. T. geschlossen oder hatten weniger Schüler, weil die Eltern gezwungen wurden, ihre Kinder mit auf den Plantagen arbeiten zu lassen, um die neue Steuer zu bezahlen und sie bestenfalls in „Landschulen“ schicken konnten, wo sie nur religiöse Unterweisung, keine Bildung erhielten. Das allgemeine Wahlrecht, das auch für die befreiten (männlichen) Sklaven gegolten hatte⁴⁸, wurde 1851 wieder aufgehoben und erst 1871 wieder eingeführt.

In Martinique hatten die meisten SklavInnen sich schon während der Sklaverei durch eine Nebenlandwirtschaft auf ihnen zugewiesenen Parzellen auf den Plantagen mit Lebensmitteln versorgen müssen und hatten die Produkte ihrer Arbeit auf den Sonntagsmärkten selbst vermarktet. Damit verfügten sie über die Fähigkeiten, die selbstständige Kleinbauern haben mussten, aber um solche zu werden, fehlten ihnen zunächst einmal das Land und das Kapital.

Daher blieben in Martinique zunächst zwei Drittel der ehemaligen SklavInnen auf der Plantage, wo sich ihre Häuschen und Gärten befanden und auf der sie zuvor gearbeitet hatten und versuchten, ihre Arbeitsbedingungen neu auszuhandeln. Dabei kam es zu heftigen Konflikten zwischen Plantagenbesitzern und Arbeitern, die ihre ehemaligen Sklaven der „Desertion“ und illegaler Landbesetzungen beschuldigten und das Besitzrecht der Ex-SklavInnen an Häusern und Gärten bestritten. Die Arbeitskräftefrage versuchte man, durch *share-cropping*-Systeme zu lösen. Meist arbeiteten die ehemaligen SklavInnen direkt nach der Abolition als Kontraktarbeiter nach einem sogenannten *contrat d'association* zwischen dem Grundbesitzer und der Gemeinschaft seiner ehemaligen Sklaven. Nach einem solchen Vertrag konnten ExsklavInnen Häuser und Gärten weiter nutzen, wenn sie neun Stunden täglich, fünf Tage in der Woche weiter auf der Plantage arbeiteten. Sie mussten sich selbst versorgen und erhielten einen Anteil an der Zuckerernte, üblicherweise ein Drittel des Bruttoertrages oder die Hälfte des Nettoertrages, den sie selbst vermarkten mussten. In der Praxis kombinierten die ExsklavInnen Plantagenarbeit mit anderen Aktivitäten wie Fischerei, Produktion von Lebensmitteln im eigenen Garten oder Töpferei und arbeiteten nicht immer fünf Tage am Stück auf dem Land des Besitzers, wie gefordert wurde⁴⁹, auch weil sie ohne Eigenversorgung und andere Einnahmen bis zum Erhalt ihres Anteils an der Ernte einen Kredit bei ihrem ehemaligen Herrn hätten aufnehmen müssen.

Angesichts der vielfältigen Probleme mit den *contrats d'association* ging man später zu Pachtverträgen des Systems *colonage partiaire* über. Der Landbesitzer verpachtete Land an Einzelpächter, die eine Pacht entrichteten (meist zwei Drittel des Ertrages) und selbst Lohnarbeiter einstellten. Ihren Anteil am Zuckerrohr (das verbleibende Drittel) mussten sie selbst vermarkten. Die Pächter belieferten die traditionellen Zuckerplantagen (*habitations sucrières*), deren Benutzer oft verschuldet waren und Land verkauften mussten,

48 Im Zusammenhang mit dem Bürgerrecht, das allen *affranchis* verliehen wurde, die seit sechs Jahren in den französischen Inseln lebten. M. Cottias, *Le Partage du nom*.

49 D. Tomich, Dale, *Contested Terrains*.

und die neuen, mit britischem und französischem Kapital gegründeten größeren und mechanisierten Zuckerzentralen (*usines centrales*). Während sich die wirtschaftlichen Probleme der traditionellen Zuckerbetriebe durch die Abolition verstärkten, konnten sich die Zuckerzentralen mit dem *share cropping system* gut arrangieren und dominierten nach gewissen Anfangsschwierigkeiten die Wirtschaft Martiniques. Neben den *contrats d'association* und der *colonage partiaire* gab es echte Lohnarbeit, bezahlt nach Arbeitsstagen oder Arbeitsaufgaben, der Tageslohn eines Mannes betrug einen Franc, der einer Frau 80 centimes⁵⁰.

Die Gesetze gegen *vagabondage* und Arbeitsbuchsystem führten zu einem regelrechten Zwangsarbeitssystem, vor allem unter Gouverneur Gueydon. Immer mehr Afroamerikaner wurden wegen *vagabondage* zu Geldstrafen, Zwangsarbeit in bei öffentlichen Arbeiten in *ateliers de discipline* oder zu Gefängnis verurteilt⁵¹. Wer Steuerschulden hatte, musste diese in den *ateliers de discipline* oder auf privaten Pflanzungen abarbeiten, wobei der Arbeitsrhythmus sich von dem der Sklaverei nicht unterschied. Zum Ausgleich wurden obrigkeitstreue und fleißige ArbeiterInnen, die ihre ehemaligen Besitzer nicht verließen, mit Medaillen und Prämien belohnt⁵². Insgesamt aber dominierte ein System von Repression und Zwang. Die Tatsache, dass die systematische Gewalt des kolonialen Staates die willkürliche Gewalt des Sklavenhalters ersetzt hatte, verbesserte die Situation der ehemaligen SklavInnen nur unwesentlich.

Daher waren die Jahre nach der Abolition durch Unruhen und Widerstandsaktionen der Afromartiniquianer gegen Arbeitszwang und Diskriminierungen geprägt, verbreitet waren die Plünderung und Zerstörung von Plantagen. Als „Täter“ werden in den Strafprozessakten meist Männer, aber vereinzelt auch Frauen genannt⁵³. Sehr selten sind

- 50 Zu den Arbeitsverhältnissen: J. Fallope, *Josette, Esclaves et citoyens, les noirs à la Guadeloupe au XIX siècle, dans le processus de résistance et d'intégration (1802–1910)* Thèse pour le doctorat d'état en histoire, Université de Paris X-Nanterre 1989, S. 739-743 ; Tomich, *Contested Terrains, Cottias, Droit, justice*. Muster eines contrat d'association : E. und R. Forster (Hrsg.), *Sugar and slavery, family and race, the letters and diary of Pierre Desalles, planter in Martinique, 1808–1856*, Baltimore 1996, S. 325-327; Beispiele für Verträge nach „*colonage partiaire*“ bzw. „*bail partiaire*“: CAOM (Centre des Archives d'Outre-Mer, Aix en Provence) DPPC (Dépôt des Papiers Publique des Colonies), NOT MAR (Notariat/Martinique) 1604: 1849 (La Trinité; Jean Victor Joyau).
- 51 A. Nicolas, *Histoire de la Martinique*, 1996, Band 2, S. 48, wachsende Zahl von Fällen von *vagabondage* bei *police de travail* (1851: 1740 Fälle, 1855: 3940 Fälle), von 6.381 Beschuldigten 5.020 verurteilt zu öffentlichen Arbeiten, Geldstrafen, 510 zu Gefängnis. CAOM ; Aix-en-Provence, Fonds Ministerielles, Série Generalités: Travail, Martinique/Guadeloupe Carton 145 = *Police du Travail 1850–1876*, Dossier 1227 zu Martinique: « *Relevé de condamnations prononcées en vertu du décret du 13 de février 1852* » (Verurteilte nach dem Dekret gegen Arbeitsverweigerung und *vagabondage* vom 13.02.1852) « *concernant les engagements et la police du travail* », nach Übersicht vom 9.4.1853 (Trimester Januar 1853): 172 Personen; nach Übersicht vom 9.7.1853 (Trimester April 1853): 191 Personen; nach Übersicht vom 19.11.1855 (Trimester Juli 1855): 653 Personen; nach Übersicht vom 28.4.1856 (Trimester Januar 1856): 1.236 Personen; nach Übersicht vom 18.10.1856 (Trimester April 1856): 1.005 Personen; nach Übersicht vom 10.12.1856 (Trimester Juli 1856): 1.514 Personen.
- 52 R. Renard, *Labour Relations in Martinique and Guadeloupe, 1848–1870*, in: Beckles/Shepherd, *Caribbean Freedom*, S. 88-89.
- 53 Beispiele: CAOM, DPPC, Greffes, *Cour d'Assises (Martinique Fort-de-France 910. 20.11.1848 Verfahren wegen « pillages, destructions, dégradations et dégats » auf der habitation Lantibois gegen Alexandre, 45 Jahre, Petit Frère, 28 Jahre, Augustin Fanfan, 22 Jahre, Landarbeiter, Vorkommnisse in Trou-au-Chat im Vormonat. Greffes, Cour d'Assises, St. Pierre 924 b, 22.09.1849: Verfahren gegen Alexandre Alligal, 44 Jahre, Landarbeiter, geboren in Afrika, und 7 männliche sowie eine weibliche Mitangeklagte (Zelie, 35 Jahre, blanchisseuse (Wäscherin), gebo-*

dabei auch Äußerungen der Beteiligten überliefert. So soll ein Pierre Marie-Louise, 40 Jahre alt, Landarbeiter in Trinité bei einem Aufruhr an diesem Ort gesagt haben: « il me faut la tête d'un Gendarme ou du Capitaine, moi, je suis un nègre, capable de mettre le feu à toutes les habitations » , wofür er mit zwei Jahren Gefängnis bestraft wurde⁵⁴. 1870 kam es im Süden von Martinique, in Rivière-Pilote, zu einem Aufstand der Afromartiniquianer, der, abgesehen von der allgemeinen Unzufriedenheit wegen des Arbeitszwangs und der Diskriminierung, mit den Versorgungsengpässen auf der Insel im Zusammenhang mit dem deutsch-französischen Krieg von 1870 zusammenhing und von der Affäre Lubin ausgelöst wurde⁵⁵. Der Afromartiniquianer Léopold Lubin war am 19.8.1870 verhaftet und zu fünf Jahren Gefängnis und einer gewaltigen Entschädigungssumme (1500 Francs) wegen Körperverletzung an dem Weißen Augier de Maintenon verurteilt worden. Dabei hatte er sich nur für einen vorausgegangenen Angriff Augiers gerächt, den die Behörden nicht ahnden wollten, obwohl Lubin bei diesem erheblich verletzt worden war. Der Aufstand der ehemaligen Sklaven und afrikanischen Einwanderer begann am 23.9., dem Tag der Proklamation der Republik. An ihm waren viele Frauen, Landarbeiterinnen, Schneiderinnen und Hausangestellte beteiligt, die wegen ihrer aktiven und führenden Teilnahme an Brandstiftungen und Plünderungen oft zu langjährigen Strafen verurteilt wurden⁵⁶. Da Weiße getötet, Herrenhäuser und Plantagen abgebrannt wurden, löste der Aufstand eine *grand peur*, „große Furcht“ der Weißen aus, die den Aufstand am 25.09.1870 niederschlugen. Viele Beteiligte wurden sofort erschossen, dazu kamen Todesurteile (fünf ausgeführt) und zahlreiche Verurteilungen zu Verbannung und Zwangsarbeit in Guyana und Gefängnis vor Gericht. Die Aufständischen wollten die Weißen ausweisen, ihr Land konfiszieren und eine Republik nach dem Vorbild Haitis schaffen, ihr Ideal war eine Demokratie der kleinen Land-Eigentümer, das Ende aller Zwangsarbeit und Klassen- und Rassenjustiz.

Trotz der Repression, die die ehemaligen SklavInnen und ihre Nachkommen zur Fortsetzung der Arbeit auf den Pflanzungen ihrer ehemaligen Besitzer zwingen wollte, wanderten immer mehr von ihnen in die Städte, vor allem nach der Fort-de-France und St. Pierre aus. Ehemalige SklavInnen siedelten sich auf staatlichem Land an, wo sie Lebensmittel für sich selbst und lokale Märkte anbauten. Um diese Menschen auf den Zuckerrohrfeldern zu ersetzen, kaufte Frankreich in Afrika, vor allem im Kongo, Sklaven „frei“, um sie neben Indern und Chinesen als Kontraktarbeiter auf seine karibischen Inseln

ren in Afrika) wegen Anstiftung zur Rebellion und Aufstachelung zum Hass gegen die Weißen am 4.05.1849 in Bourg de Trinité.

54 CAOM DPPC Greffes, Cour d'Assises, St. Pierre 924 b, 22.09.1849, siehe vorangegangene Anmerkung. Übersetzung des Zitats: „Ich will den Kopf eines Gendarms oder eines Kapitäns, ich bin ein Schwarzer und fähig, in allen Plantagen zu Feuer zu legen“.

55 Nicolas, Histoire de la Martinique, Band 2, S. 78-93. A. Nicolas, L'insurrection du Sud à la Martinique (septembre 1870), Fort-de-France 1971. CAOM, DPPC, Greffes, Cour d'Assises, Martinique; Fort-de-France, 915 (1868-1872), 19.08.1870 Procédure criminelle contre Léopold Lubin.

56 Krakovitch, Le rôle des femmes.

zu verschiffen und damit die Löhne der ehemaligen SklavInnen zu drücken⁵⁷. Nach Martinique wurden ca. 10.000 Afrikaner und ca. 25.000 Inder, nach Guadeloupe 6.000 Afrikaner und 40.000 Inder eingeführt⁵⁸. Die AfrikanerInnen waren überwiegend schon in Afrika Sklaven oder wurden unmittelbar bei der Rekrutierung von ihren Angehörigen oder ihrem Dorf an die französische Regierung verkauft, die sie unter der Bedingung „befreite“, dass sie einen Arbeitsvertrag für die französische Karibik unterschrieben⁵⁹. Von 2571 Personen, die im Kongo gekauft wurden, waren 1790 Männer, 1075 Frauen, 106 Kinder. Mehr Frauen als Männer waren schon in ihrer Heimat Sklavinnen, acht von ihnen wurden verkauft, weil sie sich nicht verheiraten wollten, zwölf, weil sie ihrem Ehemann untreu gewesen waren⁶⁰. Auf den Schiffen aus Afrika war die Sterblichkeit genauso hoch wie zu Zeiten des offiziellen Sklavenhandels, 1857–1859 betrug sie z. B. 14%. Viele der Ankommenden waren Kinder zwischen sechs und acht Jahren, die niemals einen Vertrag unterzeichnet hatten⁶¹. Obwohl die „neuen“ Afrikaner auf Guadeloupe zunächst stark dazu tendierten, untereinander zu heiraten bzw. jemanden zu ehelichen, der mit einem der letzten Sklaventransporte auf die Insel gekommen war, wurden sie insgesamt schnell in die afwestindische Bevölkerung integriert⁶².

Die Inder kamen über die französischen Stützpunkte Pondichéry und Karikal in Südostindien, aber auch aus Britisch-Indien, in die Karibik. Sie wurden angesichts von Hungersnöten und Armut in Indien mit dem Versprechen von Wohlstand auf die französischen Inseln gelockt und wussten meist nicht, wie weit weg man sie von ihrer Heimat verbrachte. Bei den einwandernden indischen Frauen, nach 1870 40 %, davor weniger, handelte es sich um Prostituierte (oder was die extrem sittenstrenge indische Gesellschaft dafür hielt), verlassene Ehefrauen und arme Witwen. Diese indischen *engagés* unterlagen ebenfalls der Arbeitspflicht. Nach einem britisch-französischen Abkommen von 1861 wurden mit ihnen Fünfjahres-Verträge über eine Arbeitswoche von sechs Arbeitstagen à neun Stunden abgeschlossen. Die Sterberate der indischen Kontraktarbeiter verhielt sich zu ihrer Geburtenrate wie 3:1. Etwa die Hälfte der Kontraktarbeiter kehrte in ihre Heimat zurück, nicht alle freiwillig, weil Kranke und Alte abgeschoben wurden. Jeder zehnte Inder ging mit bescheidenen Ersparnissen, jeder 100. mit einem kleinen Vermögen zurück, Frauen sparten von niedrigeren Löhnen mehr. Andere Inder wurden zu Verlängerungen ihres Arbeitskontraktes gezwungen oder verlängerten ihren Aufenthalt freiwillig⁶³.

57 H. Bangou, Henri, *La Guadeloupe, où les aspects de la colonisation après l'abolition de l'esclavage, 1848–1939*, II, Paris 1987, S. 37 ff.

58 Massé, *La fin des plantations*, S. 27–28. Nach Guadeloupe wurden 500, nach Martinique 754 Chinesen verbracht (L. Chauleau, *La vie quotidienne*, S. 42).

59 Smeralda-Amon, *La question de l'immigration*, S. 327–329, S. 328. S. 330, 333: 9.125 von 10.521 Afrikanern wurden aus dem Kongo nach Martinique gebracht, 1862 lebten von diesen noch 7.742.

60 Smeralda-Amon, *La question de l'immigration*, S. 328.

61 Nicolas, *Histoire de la Martinique*, II, S. 56.

62 Fallope, *Esclaves et citoyens, Basse-Terre* 1992, S. 507.

63 Alle Angaben zur Einwanderung aus Indien: Northrup, *Indentured Indians in the French Antilles*; (S. 267: nach Martinique kamen 25.732 InderInnen, nach Guadeloupe 42.408, nach Guayana 8.199).

In der Historiographie über die indische Einwanderung in andere karibische Regionen wird diskutiert⁶⁴, ob die Frauen eher Opfer waren – durch wirtschaftliche Überausbeutung, sexuelle Übergriffe von Plantagenbesitzern und Verwaltern, Gewalt durch ihre eigenen Ehemänner (Rhoda Reddock, Jeremy Poynting, Rosemarijn Hoefte, Verene Shepherd, David Trotman⁶⁵) – oder ob die Emigration in Richtung Karibik ihnen die Möglichkeit eröffnete, sich vom repressiven, misogynen Gesellschaftssystem Indiens zu emanzipieren und ihre ökonomische Situation zu verbessern (David Galenson, Piet C. Emmer, David Northrup⁶⁶). Für Martinique ist dies noch kaum diskutiert worden.

In der Hierarchie, die sich in Französisch-Westindien nach 1848 herausbildete, standen nach wie vor die Weißen an der Spitze (zuerst die großen Zuckerplantagen und -fabrikenbesitzer, dann die Beamten, die Mittelschichten und Kleinbürger, die armen Weißen und immigrierte europäische Arbeiter), dann folgten in einer unsicheren Position die asiatischen Einwanderer, dann die freien Farbigen (die Altfreien rangierten vor den 1848 Freigekommenen), dann die Schwarzen (die Altfreien, die 1848 Freigekommenen, die Einwanderer von den Nachbarinseln, die afrikanischen Einwanderer nach 1848), und ganz unten in der sozialen Pyramide standen die indischen Kontraktarbeiter⁶⁷.

Unter den ehemaligen SklavInnen kam es unmittelbar nach der Abolition zu einem deutlichen Anstieg der Eheschließungen⁶⁸. Die Hindernisse, die die Sklaverei der Ehe entgegengestellt hatte, waren entfallen. Mit einer legitimen Heirat strebten die SklavInnen vermutlich eine soziale Statusverbesserung und die Bekräftigung ihrer neuen Position als freie Personen in der kolonialen Gesellschaft an. Welche Wirkungen die Politik von Kolonialmacht und Klerus, die ehemaligen Sklaven und Sklavinnen durch Verbreitung der christlichen Ehe zu „moralisieren“ und die gesellschaftliche Ordnung in der Kolonie durch patriarchalisch organisierte Familien zu stärken, auf die SklavInnen

64 Zusammenfassung der Debatte und Literaturangaben: V. Shepherd, *Maharani's misery. Narratives of a Passage from India to the Caribbean*, Kingston 2002, S. XVI-XVIII, 155-156.

65 R. Reddock, *Indian Women and Indentureship in Trinidad and Tobago 1845–1917: Freedom denied*, in: *Caribbean Quarterly*, 32 (1986), S. 27-47. J. Poynting, *East Indian Women in the Caribbean: Experience and Voice*, in: D. Dabydeen/B. Samaroo (Hrsg.), *India in the Caribbean*, London 1987, S. 231-263. R. Hoefte, *Female Indentured Labor in Suriname: For Better or Worse?*, in: *Boletín de Estudios Latinoamericanos y del Caribe*, 42 (1987), S. 55-70. V. Shepherd, *Transients to Settlers: The Experience of Indians in Jamaica, 1845–1945*, Leeds and Warwick 1994. V. Shepherd, *Gender, Migration and Settlement: The Indentureship and Post-indentureship Experience of Indian Females in Jamaica, 1845–1943*, in: Shepherd/Brereton/Bailey (Hrsg.), *Engendering History*, S. 233-257; D.V. Trotman, *Women and Crime in Late Nineteenth Century Trinidad*, in: Beckles/Shepherd (Hrsg.), *Caribbean Freedom*, S. 251-259.

66 D. Galenson, *The Rise and the Fall of Indentured Servitude: an Economic Analysis*, in: *Journal of Economic History*, 44 (1984), 1, S. 1-26; P. C. Emmer, *The Great Escape: The Migration of Female Indentured Servants from British India to Surinam 1873–1916*, in: D. Richardson (Hrsg.), *Abolition and its aftermath. The Historical Context 1790–1916*, London 1985, S. 245-266; D. Northrup, *Indentured Labor in the Age of Imperialism, 1834–1922*, Cambridge 1995.

67 Fallope, *Esclaves et citoyens* (Anm. 48), S. 695-696.

68 Fallope, *Esclaves et citoyens* (Anm. 44) S. 419: 1848–1863: Zahl der Eheschließungen unter Schwarzen steigt auf Guadeloupe von 101 auf 907 jährlich. M. Cottias, *Mariage et citoyenneté dans les Antilles françaises*, in: L. Abenon u. a. (Hrsg.), *Construire l'histoire antillaise, Mélanges offerts à Jacques Adélaïde-Merlande*, Paris 2002, S. 332: 1835–1844 Martinique: Heiratsquote 1,9 von 1000, 1845–1854 10,6 von 1000. A. Gautier, *Les familles esclaves aux Antilles françaises*, S. 985: in weniger als zehn Jahren gab es in Guadeloupe, Guayana, Martinique und Réunion 40.000 Eheschließungen, 20.000 Legitimationen und 30.000 Kindesanerkennungen.

hatte, ist schwer zu klären⁶⁹. Jedenfalls ging die Eheschließungsquote schon bald wieder zurück und die Zahl der unehelichen Geburten stieg auf Martinique insgesamt von 61 % (1845–1865) auf 70 % 1885⁷⁰, es gab viele matrifokale Haushalte. Dabei ist zu beachten, dass die Statistik *visiting unions* und Familienbeziehungen jenseits eines Haushalts nicht erfasst. Die Geschlechterforschung hat oft auch nicht beachtet, dass Männer vielleicht keine wichtige Rolle im Leben ihrer eigenen Kinder spielten, wenn sie nicht mit diesen zusammenlebten, aber sehr wohl die männliche Bezugsperson der Kinder ihrer Schwester sein konnten.

4. Offene Fragen zu Postemanzipation und Gender in Französisch-Westindien und mögliche Quellen zu ihrer Klärung

Die Mikrogeschichte der geschlechtsspezifischen wirtschaftlichen und kulturellen Überlebensstrategien der ehemaligen Sklavinnen und Sklaven in der Stadt und auf dem Land in der Periode der Postemanzipation ist bisher nicht umfassend untersucht worden. Es fehlt aber nicht nur die Erforschung wirtschaftlichen und sozialen *agency* der ehemaligen SklavInnen, sondern auch der Diskurse von ehemaligen SklavInnen über *gender* und *race* und der Aufarbeitung inner- und interethnischer Konflikte zwischen den Geschlechtern in der Postemanzipationsphase, in Quellen, die eine „Geschichte von unten“ ermöglichen. Es fehlen bisher völlig Untersuchungen, die Auffassungen der ehemaligen SklavInnen zu Paar- und Familienbeziehungen, zu Elternpflichten, zur Frage, wer zu einer Familie gehörte und Anspruch auf materielle und moralische Unterstützung hatte, analysieren würden und zu den tatsächlich gelebten afromartiniquianischen Paar- und Familienbeziehungen. Forschungen sollten folgende Fragen klären:

Wie versuchten ehemalige SklavInnen die Arbeitsbedingungen auf der Plantage neu auszuhandeln, wenn sie da blieben? Wie kämpften sie gegen Bestrebungen, ihnen den Besitz an Häusern, Küchengärten und Vieh streitig zu machen und die Löhne zu drücken? Welche Rolle spielten dabei Protestaktionen, welche Rückgriffe auf rechtliche Möglichkeiten? Wohin gingen ehemalige SklavInnen, wenn sie die Plantagen verließen? Besetzten sie Land, gelang es ihnen, welches zu kaufen? Wurden Sie Kleinbauern/bäuerinnen oder NebenerwerbslandwirtInnen, die auch Lohnarbeit verrichteten? Inwieweit waren ihre wirtschaftlichen Strategien den Notwendigkeiten der Überlebensökonomie oder eigenen Präferenzen, z. B. dem Wunsch nach freier Verfügung über die eigene Arbeits- und Lebenszeit, geschuldet? Welche Jobs bot ehemaligen SklavInnen die Stadt, welche nahmen sie an? War Wandern, „Vagabundieren“ in der Diktion der Kolonialherren, eine freiwillig gewählte Lebensform oder Resultat des Fehlens adäquater Arbeitsplätze?

Wie gestalteten sich Familienbeziehungen in der Freiheit? Inwieweit wurden Lebensentscheidungen ehemaliger SklavInnen durch den Wunsch geprägt, Familienangehörige

69 Cottias, *Mariage et citoyenneté*, S. 319–334.

70 Ebd., S. 332. Heiratsquote 1855–1866 4,9 von 1000; 1877–1881 3,4 von 1000.

zunächst wieder zu finden und dann auf Dauer mit ihnen an einem Ort zusammenzuleben zu können, für ihre Kinder Bildung und medizinische Betreuung zu erlangen? Waren neue geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen gewollt oder Ergebnis ökonomischer Zwänge?

Fanden die ehemaligen SklavInnen Verbündete in der altfreien farbigen Bevölkerung für ihre wirtschaftlichen und sozialen Bestrebungen oder bei der Verteidigung gegen polizeiliche und juristische Repression? Welchen Diskurs führten ehemalige SklavInnen untereinander, gegenüber staatlichen Autoritäten, Plantagenbesitzern und Weißen im allgemeinen, über Arbeit, Lohn, Ehre, Geschlechterbeziehungen, Familie, Gemeinde und ethnische Zugehörigkeit? Welche Rolle spielten dabei religiöse Überzeugungen und Gemeinschaften? Versuchten ehemalige SklavInnen, formale Bildung zu erwerben und diese als Mittel gesellschaftlichen Fortkommens einzusetzen? Welche Rolle spielten Klientelbeziehungen zur weißen Oberschicht bei der Verbesserung des sozialen Status und der Erlangung von Eigentum? Welche persönlichen und Gruppenbeziehungen entwickelten sich zwischen ehemaligen SklavInnen und neuen EinwanderInnen aus Afrika, Asien und Europa? Gab es inner- und interethnische Konflikte der Geschlechter bei der Neuorganisation des Lebens in Freiheit? Wie wurden diese ausgetragen?

Natürlich ist die Quellenlage schwierig, wenn Diskurse und Aktionen ehemaliger SklavInnen rekonstruiert werden sollen. Das gilt besonders, weil es keine offizielle Übergangsphase von der Sklaverei zur Freiheit wie das englische System des *apprenticeship* oder das kubanische *patronato* mit entsprechenden Beschwerdeinstanzen (*Special Magistrate/Juntas de patronato*) gab. Eine wichtige Quelle sind allerdings die Unterlagen der *juryes cantonaux* im im Überseearchiv in Aix-en-Provence, (theoretisch) paritätisch besetzten Schiedsgerichten zur Schlichtung von Konflikten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die von 1848 bis 1852 bestanden⁷¹. Auch wenn die Anträge von ehemaligen SklavInnen dort nur summarisch aufgeführt werden, werden ihre Anliegen deutlich: es geht um das Einklagen von Lohn und Schadenersatz sowie die Besitzsicherung von Häusern und Küchengärten auf Plantagenland. Die Beteiligung von Männern und Frauen ist statistisch erfassbar. Die ehemaligen Sklavenhalter beklagen sich über mangelnden Gehorsam und Respekt ihrer ehemaligen SklavInnen und „Aufruhr“, „Arbeitsverweigerung“, „illegale Besetzung von Land und Häusern“ auf den Plantagen u. ä.

In den Akten der *juryes cantonaux* von 1848/49 kommen Frauen als Klägerin oder Beklagte vor: Jeanne Rose, eine *cultivatrice* (Landarbeiterin), wurde zu einer hohen Geldstrafe und Entschädigung wegen „illegaler Besetzung“ eines Hauses verurteilt, der Kläger war in diesem Fall der Polizeikommissar von Marin. Eine weitere Strafe bekam sie als Verantwortliche für einen *trouble de travail*, d. h. sie hatte Unruhe am Arbeitsplatz gestiftet, weshalb sie ihr Arbeitgeber Pierre Montet, Grundbesitzer in Rivière Pilote, verklagt hatte. Die *cultivatrice* Marceline aus Lamentin klagte von ihrem Arbeitgeber Daimé Ste. Marie erfolgreich ausstehenden Lohn für drei bis vier Wochen Arbeit ein (22 Francs).

71 Siehe auch: Cottias, Droit, justice et dépendance.

Die Witwe Saint-Felix vertrieb vier ehemalige Sklaven, zwei Männer, zwei Frauen von ihrem Land, die außerdem zu verschiedenen Zahlungen an ihre ehemalige Besitzerin verurteilt wurden. Der Polizeikommissar von St. Pierre warf der ehemaligen Sklavin Salvatine *manquements graves*, schwere Verfehlungen, gegenüber dem Verwalter der Zuckerplantage Grande Case, Sr. Raolo de Goursolas, vor, wofür sie fünf Francs Strafe und die Verfahrenskosten zahlen musste⁷².

Die einseitige Parteinahme der *jurys cantonaux*, aber auch der Polizei und anderer staatlicher Behörden, gegen die ehemaligen SklavInnen, die oft von Pflanzungen vertrieben wurden, obwohl sie „ihre“ Häuser und Gärten darauf als ihren rechtmäßigen Besitz ansahen, lässt verständlich erscheinen, warum soziale Unruhen und Proteste eine ständige Erscheinung im Martinique nach der Sklaverei waren. An diesen waren übrigens Personen beiderlei Geschlechts beteiligt.

Berichte über diese Unruhen, verfasst von dem Kommissar der französischen Republik in Martinique, Perrinon, den Gouverneuren und anderen französischen Beamten in Martinique⁷³, und in der Presse (Journal Officiel de la Martinique, La Liberté, Le Courier de la Martinique) sind ebenfalls eine wichtige Quelle für die Rekonstruktion des Handelns ehemaliger SklavInnen und der auf sie folgenden Repression, hin und wieder geben sie auch Äußerungen der beteiligten AfromartiniquianerInnen wieder.⁷⁴

Gerichtsprotokolle sind eine der wenigen historischen Quellen, in denen Diskurse von meist analphabetischen Angehörigen der Unterschichten, auch der Frauen, deutlich werden, bei aller Problematik der besonderen Situation einer Person, die als Angeklagte(r), Zeuge/in oder Opfer vor Gericht auftritt und deren Aussagen von einem Gerichtsschreiber aus einer anderen sozialen Schicht zusammengefasst werden.

Ein Beispiel für diese Art Quelle im Hinblick auf Martinique ist folgende Akte: ein Begnadigungsantrag, der den Erfolg hatte, dass die 1861 ausgesprochene Todesstrafe für den Landarbeiter Victorin Thodirac in lebenslange Zwangsarbeit in Guayana umgewandelt wurde.

Dem Bericht des *Procureur Général* über den Fall im *Conseil Privé*, einem Rat aus martiniquianischen Notabeln, kann man entnehmen, dass Victorin Thodirac verurteilt

72 CAOM, Fonds Ministériels, Série géographique (FM SG), Martinique, carton 164, dossier 1499: Bericht des Admirals und Generalgouverneurs (Armand-Joseph Bruat) an den Minister der Marine und Kolonien über die Jurys cantonaux, 6.07.1849, Anlagen: Pièce C. Matière civile, Décisions rendues en matière civile par les huit jurys cantonaux de la Colonie depuis leur création jusqu'au 30 de juin 1849 (Fall Marceline : Bericht über Lamentin, Fall Dame Saint-Felix, Bericht über Fort-de-France); Pièce D. Matière penale. Jugemens rendus par les huit jurys cantonaux de la Colonie depuis leur création jusque'au 30 juin 1849 (Fall Jeanne-Rose: Bericht über Marin/Rivière-Pilote; Fall Salvatine: Bericht über Saint Pierre).

73 CAOM, Papiers Perrinon ; CAOM, FM SG Martinique, carton 56, dossiers 463-464, Dokumente zur « situation depuis l'abolition », CAOM, FM SG Martinique, cartons 11 + 12, Korrespondenz mit den Gouverneuren Martiniques, CAOM Généralités (GEN): Commission du régime de, travail, Police de travail. CAOM, FM SG Amérique carton 8, Repression d'emeutes de 1848 à la Martinique. CAOM, FM SG Martinique, carton 21, dossiers 183-184 Insurrection du Sud. ADM, Série M Lettres et dépêches ministériels.

74 ADM (Archives Départementales Martinique), Série U-Justice, Band 4097 (Arrêts d'Assises), 21.2.1852: Némorin Séverin, Honoré Sermon (in Afrika geboren) und Jules Zouzone Lomonas aus Vauclain werden verurteilt wegen „troubler la paix public en excitant le mépris et la haine des citoyens les uns contre les autres“, ihre Äußerungen gegen Felicien Scélerat, den sie als „Weißenfreund“ bezeichnen und bedrohen, werden zitiert.

wurde, weil er auf der Plantage Vivé in Grand-Anse das bewohnte Haus von Théobald Monand angezündet hatte, wobei das Feuer auch zwei Nachbarhäuser erfasste und eine Person tötete. Bei den Häusern handelte es sich um die Wohnungen der Pächter auf besagter Plantage. Théobald Monand war der Chef der Pächter. Aus dem Text geht leider nicht hervor, ob „Chef“ so etwas wie Vorarbeiter bedeutet oder ob Théobald Monand derjenige war, der mit dem Plantagenbesitzer einen Vertrag nach dem Prinzip *colonmage partiaire* abgeschlossen hatte und die anderen Landarbeiter seine Angestellten waren. Théobald Monand vermutete sogleich die Täterschaft von Victorin Thodirac und dessen Lebensgefährtin Julie Goldia. Thodirac hatte ohne Erlaubnis Monands Waren auf dessen Namen gekauft, worauf es einen Streit und eine körperliche Rangelei zwischen beiden Männern gegeben hatte. Julie Goldia hatte Théobald Monand ebenfalls Rache angedroht, so dass dieser es vorgezogen hatte, nicht in seinem Haus zu übernachten. Die Verfasser des Berichts beschreiben Victorin Thodirac und Julie Goldia als „zum Schlechten, zum Diebstahl und zur Faulheit“ neigend, Victorin Thodirac als Lügner, der den Diebstahl noch abstreite, wenn er mit der Beute in der Hand erwischt werde, Julie Goldia aber als „nature peu cultivée“, die ihre schlechten Taten immer zugebe. Natürlich sind solche Charakterisierungen von oben nach unten innerhalb eines Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse gegen den Strich lesen: Victor Thodirac und Julie Goldia waren offenbar Menschen, die sich gegen die schlechten Arbeits- und Lebensverhältnisse auf der Plantage zur Wehr setzten. Jedenfalls bestritt Victorin Thodirac die Brandstiftung, aber Julie Goldia beschuldigte ihren Lebensgefährten der Tat. Sie soll gesagt haben: „Victorin hat das Feuer gelegt, ich habe drei Kinder von ihm und wenn das nicht die Wahrheit ist, würde ich ihn nicht anklagen.“ Julie Goldia definiert ihre Beziehung zu Victorin Thodirac nicht durch ihr Zusammenleben, nicht in emotionalen Kategorien, sondern durch die Tatsache, dass er der Vater ihrer Kinder ist.

Warum sie ihn beschuldigte, bleibt offen: Ging es ihr darum, nach ihrer Drohung gegen Théobald Monand nicht selbst angeklagt zu werden? War sie verärgert, weil er mit der Brandstiftung auch ihre Kinder in Lebensgefahr gebracht und um die Existenz ihrer Familie auf der Plantage gebracht hatte? War sie schlicht der Meinung, dass man vor Gericht die Wahrheit sagen muss oder hatte man sie bei den Verhören bedroht oder sogar misshandelt? Die Aussage Julie Goldias und weitere Umstände führten jedenfalls dazu, dass Victorin Thodirac als Brandstifter angeklagt und verurteilt wurde. Das Gericht nahm an, dass er Théobald Monand dabei hatte töten wollen, und daher sprach sich der *Procureur Général* gegen die Begnadigung aus, die aber doch erfolgte⁷⁵.

Wie man sieht, enthalten Dokumente dieser Art eine Menge Details aus dem Alltagsleben der LandarbeiterInnen, meist ehemaligen SklavInnen, auch Paarbeziehungen, Familienleben, männliche und weibliche Konfliktlösungsstrategien. Natürlich lassen sie so viele Fragen offen wie sie beantworten, und die Aussagen der Beteiligten werden indirekt

75 CAOM, FM SG, Martinique, carton 168, Dossier 1530: Demandes en grâces: « Rapport en Conseil Privé », unterzeichnet vom Procureur LaRougery vom 9.07.1861, « Commutation de la peine de mort en celle de travaux forcés » = Dekret Napoleons vom 22.01.1862.

und verfremdet wiedergegeben: Dichter kommt man aber selten an die Lebenswelt der kolonialisierten Unterschichten heran. Die Untersuchung der *agency* und Bruchstücke von Diskursen ermöglichen eine Konstruktion der Vergangenheit, die Lücken lässt, aber doch ein ganz anderes Bild von der Postemanzipationsphase hinterlässt, als wenn man sich auf die Analyse der Sichtweise der Kolonialherren und PlantagenbesitzerInnen beschränkte.

Eine weitere wichtige Quelle für die *agency* von ehemaligen SklavInnen sind Notariatsakten, die z. B. für die Postemanzipationsgeschichte Kubas von Michael Zeuske und Rebecca Scott in größerem Umfang herangezogen wurden⁷⁶, weil sie wirtschaftliches (z. B. den Kauf eines Hauses oder von Land) oder soziales Handeln (z. B. die Anerkennung eines unehelichen Kindes) belegen.

Für die französische Karibik sind diese Quellen bisher kaum genutzt worden, was vermutlich mit dem enormen Zeitaufwand ihrer Nutzung und den im Folgenden erläuterten Problemen zu erklären ist.

In den im Überseearchiv in Aix-en-Provence vorhandenen Notariatsbüchern und Gerichtsunterlagen der erstinstanzlichen Tribunale, der Schwurgerichte und des Berufungsgerichtes sind, wenn letzte sich nicht direkt mit dem Aufruhr auf Zuckerpflanzungen befassen, ehemalige SklavInnen schwerer fassbar als z. B. in Kuba⁷⁷. Die Namensgebung (z. B. wenn die Beteiligten nur Vornamen haben⁷⁸) kann ein Indiz sein, ist aber kein stichfester Beweis für die Sklavenherkunft. Auch kann man davon ausgehen, dass die meisten unmittelbar nach der Abolition als *cultivateur/cultivatrice* bezeichneten Personen ehemalige SklavInnen waren. Zum Teil wird die Herkunft aus Afrika erwähnt (was in Kombination mit einem französischen, nicht afrikanischen Namen auf eine Einfuhr vor der Abolition schließen lässt, weil Neueinwanderer aus Afrika nach dem Ende der Sklaverei mit ihren afrikanischen Namen bezeichnet wurden) oder es lässt sich die Geschichte einer Person durch verschiedene Aktengruppen zurückverfolgen. Die französischen Gerichtsprotokolle Greffes im Überseearchiv in Aix enthalten leider nicht die

76 M. Zeuske, Ciudadanos „sin otro apellido“. Nombres esclavos, marcadores raciales e identidades en la colonia y en la República, Cuba 1879–1940, in: O. Portuondo Zúñiga/M. Zeuske (Hrsg.), Ciudadanos en la nación, Santiago de Cuba 2002, S. 59–108; M. Zeuske/R.J. Scott, Demandas de propiedad y ciudadanía: Los exesclavos y sus descendientes en la región central de Cuba, in: Illes e Imperis, 5, (2001), S. 109–134; M. Zeuske, Lux Veritatis, vita memoriae, magistra vitae –Diecosés vidas y la Historia de vida, in: Visitando la Isla. Temas de historia de Cuba, hrsg. von J. Opatry und C. Naranjo Orovio (Cuadernos de Historia Latinoamericana), Madrid 2002, S. 161–190; R. J. Scott/M. Zeuske, Le „droit d’avoir des droits“. Les revendications des ex-esclaves à Cuba (1872–1852), in: Annales, Histoire, Sciences sociales, 59 (2004), 3, S. 521–547; R. J. Scott, Reclaiming Gregoria’s Mule: The Meaning of Freedom in the Arimani and Cannao Valleys, Cienfuegos, Cuba, 1880–1899, in: Past & Present 170 (2001), 1, S. 181–216. (Auswahl aus einer größeren Anzahl von Artikeln)

77 Nach der Abolition ist die Identifizierung einer Person als ehemaliger Sklave oder Sklavin durch das Tragen des Nachnamens eines großen Sklavenhalters einer Region möglich (die Sklaven übernahmen oft, nicht immer, den Namen ihres Besitzers), durch die Erwähnung der Herkunft aus Afrika, die noch bis 1893 verwendete Kennzeichnung als *moreno/a* bzw. *pardo/a* (Schwarz/e, Farbige/r), durch die Tatsache, dass die Person nur einen Nachnamen trug und vom Notar durch das Kürzel „s.o.a.“, „sin otro apellido“, „ohne weiteren Nachnamen“ als (unehelich geborener) Afrokubaner markiert wurde. Eine absolut sichere Zuordnung ist aber nur möglich, wenn der ehemalige Sklavenstatus direkt erwähnt wird. (Zeuske, Ciudadanos „sin otro apellido“).

78 M. Cottias, Le Partage du nom, S. 163–174.

Aussagen der Beschuldigten und Zeugen, wie das die entsprechenden Gerichtsakten zu Kuba in den *Miscelanea de Expedientes* des Nationalarchivs tun, sondern nur Angaben zu Person, Delikt und Strafe, die vor allem durch eine geschlechtsspezifische quantitative Analyse Aussagen zu Konflikten innerhalb der Gruppe der ehemaligen SklavInnen, im Verhältnis zu den Patrons und anderen Einwandern ermöglichen. Unterlagen über Begnadigungen⁷⁹ dagegen enthalten z. T. Angaben nach den Beratungen des Falls im *Conseil Privé*, die die Lebensumstände der Beteiligten und den Kontext der Straftaten näher erläutern und die Aussagen von Tätern und Zeugen wiedergeben.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass eine Postemanzipationsgeschichte Französisch-Westindiens „von unten“, unter Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse, im Gegensatz zur Sklavereigeschichte erst bruchstückhaft vorhanden ist, vor allem für Regionen jenseits Haitis. Vergleichende Untersuchungen zu anderen karibischen Regionen gibt es kaum, denn die Barrieren zwischen der französisch-, spanisch-, niederländisch-, dänisch- und englischsprachigen Forschung zur Karibik sind immer recht hoch. Das Kolloquium *Recherches francophones sur les traites, les esclavages et leurs productions sociales et culturelles: bilan et perspectives* (Juni 2006 Paris) mit einer Sektion *Héritages politiques, culturels et sociaux de l'esclavage* und in einem Panel *Famille et femmes en sociétés esclavagistes* zeigte, dass die französische Sklaverei- und Nachsklavereiforschung sehr auf das ehemalige französische Kolonialreich fixiert ist und Forschungen zu anderen Regionen nur eingeschränkt zu Kenntnis nimmt.

79 CAOM: FM SG Martinique: carton 98 (dossiers 863-864), carton 140 (dossiers 1263-1264), carton 168 (dossiers 1529-1531), carton 174 (dossier 1610) carton 175 (dossier 1612): Grâces. Protokolle des Conseil Privé.

FORUM

Der Wertewandel der 1960er und 1970er Jahre und soziale Ungleichheit – Neue Befunde zu wider- sprüchlichen Interpretamenten

Tobias Sander

In jüngster Zeit werden die 1960er Jahre immer mehr als formative Phase oder gar Wendezeit der Geschichte der Bundesrepublik begriffen. Zuerst bei intellektuellen Eliten erkennbare umfangreiche Liberalisierungsprozesse diffundierten in Staat und Gesellschaft und unterwarfen so unterschiedliche Felder wie Alltagskulturen, Vergangenheitsdeutungen und Politikstile einem weit reichenden Veränderungsdruck.¹ Eine ganz andere Entwicklung, die Wohlstandsentwicklung der Nachkriegsepoche, gilt bereits seit geraumer Zeit als Ursache eines grundlegenden, weniger auf Öffentlichkeit und Politik bezogenen, sondern stärker in den Alltagskulturen und schichtenspezifischen Mentalitäten „geerdeten“ Wandlungsprozesses. In den 1980er Jahren avancierte dieser Zusammenhang von materiellem Wohlstand und Lebensstilen/Mentalitäten zu einem zentralen Gegenstand sowohl der noch jungen Werteforschung als auch einer Ungleichheitssoziologie, die das Lebensstil-Mentalitäten-Paradigma in ihren Kanon aufzunehmen begann. In diesem Zuge wurde jedoch nicht offen diskutiert, dass beide Forschungsrichtungen von unterschiedlichen, ja tendenziell widersprüchlichen Effekten des wirtschaftlichen „Booms“ ausgingen.

Folgt man dem Common Sense der Werteforschung, waren an der Kernphase des Wertewandels in den 1960er und 1970er Jahren in erster Linie obere Berufs-, Einkommens- und Bildungslagen beteiligt. Nahezu ausschließlich in den korrespondierenden Milieus haben sich stärkere ideelle Bedürfnisse wie auch höhere Ansprüche an die individuelle und kollektive Selbstentfaltung herausgebildet. Diese Veränderung grundsätzlicher Be-

1 C.v.Hodenberg, Intellektuelle Aufbrüche und Generationen im Konflikt. Neue Literatur zum kulturellen Wandel der sechziger Jahre in Westdeutschland, in: Archiv für Sozialgeschichte 41 (2001), S. 677-692; U. Herbert (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung, Göttingen 2003; A. Schildt/D. Siegfried/K. C. Lammers (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000; A. Schildt/A. Sywottek (Hrsg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993.

dürfnishorizonte zog in ihrem Fahrwasser auch den Wandel konkreter, bereichsbezogener Normen nach sich. Diese Folgeerscheinungen betrafen die Einstellungen gegenüber der Erwerbsarbeit, den Geschlechterrollen und gegenüber Staat und Politik. Eindeutig schichtenübergreifende Konturen schrieb die Werteforschung diesen Entwicklungen schließlich erst für die 1980er Jahre zu.²

Dahingegen hat sich in der Ungleichheitssoziologie im wesentlichen zeitgleich die These Ulrich Becks vom „Fahrstuhleffekt“ durchgesetzt. Diesem Interpretament zu Folge sind in den 1960er und 1970er Jahren – in denen der wirtschaftliche „Boom“ seine lebensweltliche Prägekraft entfaltete – vor allem die Werte und Einstellungen der unteren Einkommens- und Bildungslagen in Bewegung geraten.³ Hier führte die Wohlstandsentwicklung zu einer besonderen, für untere Soziallagen überdurchschnittlich spürbaren Entlastung von materiellen Zwängen. Die wohl wesentlichste Folgewirkung bestand in der deutlichen Annäherung an bis dato vornehmlich mittelständische und bürgerliche alltagskulturelle Muster. Insbesondere in dem sehr basalen, andere Lebensstile mitprägenden Bereich einer langfristig planenden Hauswirtschaft und Alltagsorganisation schwächten sich die Unterschiede ab. Entsprechend wandelten sich Hauswirtschaft und Sparverhalten, aber beispielsweise auch Familienplanung und Bildungsorientierung.⁴ Der auf unmittelbaren Genuss und Verbrauch ausgerichtete, bis in die 1950er Jahre hinein von den intellektuellen Beobachtern vielzitierte „Mangelkonsum“ der Arbeiterschaft war demzufolge fortan als historisches Phänomen zu begreifen.

Eine Folge dieser neuen, freilich weniger „verbürgerlichten“ als – wie M. Rainer Lepsius bereits zeitgenössisch hinwies – vielmehr „verkleinbürgerlichten“⁵ Lebensweise war auch der Wandel der Freizeitstile sowie der grundsätzlichen Bedeutung von Familie und Öffentlichkeit. Die Zeitbudgets der Arbeiterfamilien waren in bisher ungekanntem Maße auf die Wohnung als familiärem Rückzugsort zugeschnitten, während sich die außerhäusliche Freizeit zunehmend um die neuartigen Leitmotive von Erholung und Erleben gruppierte. Für die in den 1980er Jahren entstehende Lebensstilsoziologie bildet ein solcher, von zahlreichen Milieus geteilter alltagskultureller Trend das Signum prosperierender spätindustrieller Gesellschaften. Zwischen proletarischen, kleinbürgerlichen und Teilen bürgerlicher Soziallagen können demzufolge zumindest keine „grob“ Unterschiede in den Lebensstilen mehr erkannt werden.

Die soziale Lage bzw. ihre Verbesserung im Zuge des allgemeinen Wohlstandswachstums hatte seit den 1950er Jahren also sehr umfassend den Bereich der Lebensstile und

2 B. Schloeder, Soziale Werte und Werthaltungen, Opladen 1993; H. Klages/H.-J. Hippler/W. Herbert (Hrsg.), Werte und Wandel. Ergebnisse und Methoden einer Forschungstradition, Frankfurt a. M. 1992.

3 U. Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M. 1986, S. 121-143; J. Mooser, Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt a. M. 1984.

4 G.-R. Rückert, Die Kinderzahl der Ehen in der Bundesrepublik Deutschland im Intergenerationenvergleich, in: H. Tegtmeier (Hrsg.), Soziale Strukturen und individuelle Mobilität, Wiesbaden 1979, S. 319-36.

5 M. R. Lepsius, Zum Wandel der Gesellschaftsbilder in der Gegenwart, in: Kölner ZfSS 14 (1962), S. 449-58, hier S. 451. Dagegen wurden die beschriebenen Entwicklungen bis in die 1990er Jahre hinein vornehmlich unter dem politisch imprägnierten Begriff der „Verbürgerlichung“ diskutiert. Vgl. exemplarisch B. Mahnkopf, Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats, Frankfurt a. M./New York 1985.

Mentalitäten beeinflusst. Aus der Sicht weiter Teile der Lebensstil- und Milieusozio-
logie hatte sich damit jedoch gleichzeitig der kausale Zusammenhang zwischen sozialer
Lage einerseits und Lebensstilen/Mentalitäten andererseits (selbst) abgeschafft.⁶ In der
„Wohlstandsgesellschaft“ – seit den 1970er Jahren schichtenübergreifend zu konstatie-
ren – konnten soziale Lagen bzw. im weiteren Sinne *materielle* Handlungsspielräume
keine prägende Wirkung auf die Alltagskulturen mehr entfalten. Lebensstil- und Werte-
milieus sagten fortan nur noch wenig über die Lebensbedingungen aus, konnten sich im
Einzelfall auch diametral zu den Einkommen, Arbeitsbedingungen und Bildungsniveaus
entwickeln. Obgleich eine detaillierte empirische Überprüfung weiterhin aussteht, ist
diese Sichtweise längst in zahlreiche sozialgeschichtliche Überblicksdarstellungen ein-
gegangen.⁷

Handelte es sich beim Wertewandel also eher um eine sozial übergreifende Entwicklung,
in der ein Bedeutungsverlust von materiellen Zwängen und eine stärkere Orientierung
an ideellen Werten zu erkennen ist und welche – wenn auch in höheren nicht folgen-
los – naheliegenderweise in unteren Schichten ausgeprägter ausgefallen sein müsste?
Oder bestand der Wertewandel zunächst aus einer sozial relativ exklusiven „antiauto-
ritären“ (bildungs-)bürgerlichen Bewegung, die nur zum Teil aus der Wohlstands-ent-
wicklung erklärbar ist? Aus theoretischer Perspektive impliziert letztere Interpretation
schließlich auch, dass weniger Wohlstandswachstum und Veränderungen der sozialen
Lagen als vielmehr der Alltag selbst als historischer Ursprungsort des Wandels zu be-
greifen wäre. Eine zunehmend „kritische“ Öffentlichkeit hätte sich gewissermaßen aus
ihren eigenen kommunikativen Zusammenhängen heraus entwickelt. Davon gehen
neuere Studien sozialhistorischer Provenienz aus, wenn sie Liberalisierungstendenzen
vor allem bei akademischen Berufsgruppen verorten und hier bestimmten Teilgruppen
(Journalisten, Pädagogen) Initialwirkungen zuschreiben.⁸ Dabei soll der Schlüsselbegriff
der Liberalisierung nicht nur den konkreten Normenwandel wie im Falle der Geschlech-
terrollenbilder erfassen. Gleichzeitig beansprucht dieser Terminus, die deutlich grund-
legenderen Veränderungen auf der Ebene der Bedürfnishaushalte zu beschreiben - wie
etwa die Verschiebung von materiellen auf zunehmend immaterielle Orientierungen.
Streng genommen hatten beide Interpretationen also die gleichen Gegenstandsbereiche
im Blick. Die These vom zunächst bildungsbürgerlich getragenen Wertewandel geht
schließlich ebenso davon aus, dass die entsprechenden Einstellungsmuster aufgrund der
Multiplikatorenfunktion ihrer primären Träger(berufs)gruppen in der Folgezeit allge-
meinere Bedeutung erlangen konnten, mithin in mittlere und untere Schichten und

6 Zur Debatte auf ihrem Höhepunkt vgl. überblicksartig die Beiträge in dem älteren Sammelband J. Blasius/J.
Dangschat (Hrsg.), *Lebensstile in den Städten*, Opladen 1994.

7 Die umfangreichste, obgleich auch nahezu einzige empirische Überprüfung wurde bisher immer noch von
Mooser unternommen: *Arbeiterleben in Deutschland* (Anm. 3). Allerdings beschreibt Mooser in den entspre-
chenden Abschnitten („Wohn- und Familienleben“) weniger die Alltagspraxis als die Bedingungen derselben.

8 Hodenberg, *Intellektuelle Aufbrüche und Generationen im Konflikt* (Anm. 1); Herbert (Hrsg.), *Wandlungspro-
zesse in Westdeutschland* (Anm. 1); Schildt/Siegfried/Lammers (Hrsg.), *Dynamische Zeiten* (Anm. 1).

Milieus diffundierten. Transformationen können hier demgemäß erst seit den späten 1970er Jahren beobachtet werden.

Zur Beantwortung der somit aufgeworfenen Fragen sollen im folgenden repräsentative Umfragen des Bielefelder Emnid-Instituts und des Allensbacher Instituts herangezogen werden, die – obgleich in der Mehrzahl publiziert – erstmals unter diesem Gesichtspunkt ausgewertet werden. In ihrer Gesamtheit spiegeln sie die zunehmende Bedeutung ideeller Bedürfnisse ebenso wieder wie die abnehmende Bindung an traditionelle, auf Pflicht und Leistung ausgerichtete Normen und Leitbilder. Neben diesen vornehmlichen Wirkungsbereichen des Wertewandels wird zudem der Wandel der Arbeits- und Freizeiteinstellungen zu untersuchen sein. Die zurückgehende Akzeptanz der Erwerbsarbeit, ebenfalls seit den 1960er Jahren aufzuweisen, kann dabei sowohl als Folge materieller Entlastung weiter Bevölkerungskreise wie auch als Folge des Rückgangs eines ehemals mentalitätshistorisch tief verwurzelten Pflichtbewusstseins verstanden werden. Vorausgreifend kann an dieser Stelle bereits gesagt werden, dass – wer hätte es anders erwartet – untere, mittlere und obere Schichten beide Tendenzen des Wandels mitvollzogen, so dass sich vor allem soziale Schwerpunkte und nicht Ausschließlichkeiten erkennen lassen.

Das liegt zu einem guten Teil auch an dem zur Verfügung stehenden Quellenmaterial. Entsprechend der bis zu den 1970er Jahren gängigen sozialstatistischen Praxis differenzieren die Umfragen lediglich in Arbeiter, Angestellte/Beamte und Selbständige. Um überhaupt „Unterschichten“ und „Oberschichten“ konstruieren zu können, werden im folgenden Arbeiter mit den – sozialstrukturell freilich äußerst heterogenen – Angestellten und Beamten verglichen. Zum einen, weil für die Angestellten im Gegensatz zu den Selbständigen zumindest punktuell hierarchische Unterteilungen in leider nur ungenau definierte „leitende“ und „einfache“ Angestellte/Beamte vorliegen. Zum anderen zeigt eine induktive Herangehensweise, dass bei den Angestellten/Beamten stärkere Tendenzen des Wertewandels zu beobachten sind als unter den Selbständigen.

Dieser Befund vermag dabei zum einen den sozialen Lagen der Gruppen zu entsprechen, indem der „Neue Mittelstand“ größere Anteile genuin bildungsbürgerlicher Gruppen zu seinen Reihen zählte als sich unter den Selbständigen die wirtschaftsbürgerlichen, „größeren“ Selbständigen fanden. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass hier bereits Milieudifferenzen zwischen einem konservativ verhafteten Wirtschafts- und einem – von vorneherein womöglich in vielerlei Hinsicht libertärer ausgerichteten – Bildungsbürgertum sichtbar werden. Die Differenzen innerhalb eines gemeinsam gebildeten „Bürgertums“, bestehend aus den Soziallagen der größeren Selbständigen sowie der akademischen und protoakademischen Berufsgruppen, hätten sich damit verstärkt – und zwar entlang der von Bourdieu hervorgehobenen „Kapital“-Zusammensetzung.⁹ Schließlich bleibt darauf hinzuweisen, dass das eigentlich avisierte bildungsbürgerliche Milieu im vorliegenden Zusammenhang freilich nur als relativ kleine Teilmenge der Angestellten/Beamten greifbar wird.

9 Nach ökonomischem oder kulturellem bzw. Bildungskapital.

1. Materielle vs. ideelle Bedürfnisse

Im Bereich der grundlegenden Bedürfnishaushalte ist die Lage zunächst klar: Zwischen 1956 und 1975 ging die Bedeutung des *Grundrechts der Freiheit von Not*, so die Fragestellung, bei den Arbeitern stärker zurück als bei den Angestellten. In den 1970er Jahren waren die Unterschiede ungeachtet der schließlich nur leicht zurückgegangenen Einkommensdifferenzen nur noch unwesentlich (Tabelle 1). Die Wohlstandsentwicklung brachte also analog zu der These Becks vor allem die Mentalitäten der unteren Schichten in Bewegung.

Tabelle 1: wichtigste Grundrechte (in Prozent)

		Arbeiter	Angestellte	Beamte	Gesamtbevölkerung
Freiheit der Religion	1956	12	13	13	16
	1963	10	13	14	14
	1964	9	10	10	11
	1956	42	48	53	44
Freiheit der Meinungsäußerung	1963	58	63	66	56
	1964	49	51	56	48
	1975	55	55	68	54
	1956	9	10	11	10
Freiheit von Furcht	1963	10	9	12	10
	1964	11	11	10	10
	1975	15	17	16	16
	1956	35	25	22	28
Freiheit von Not	1963	17	11	6	15
	1964	26	22	18	25
	1975	25	24	13	23

Quellen: Emnid-Informationen: 1959 Nr. 4; 1963 Nr. 32; 1964 Nr. 30; 1975 Nr. 6.

Erläuterungen: Emnid Repräsentativerhebung (n=>2000); Beruf des Haushaltsvorstandes; Beamte einschließlich Angestellte im öffentlichen Dienst; Einfachnennungen; Spaltenprozent im jeweiligen Erhebungsjahr; übrige v. H.: keine Angabe.

In den Alternativantworten zu dieser Erhebung drücken sich die wachsende Sensibilität für die physische Bedrohung durch Kriege (*Freiheit von Furcht*), schwindende religiöse Bindungen (*Freiheit der Religion*) sowie das steigende Bedürfnis nach Freiheits-, womöglich auch nach Partizipationsrechten aus (*Freiheit der Meinungsäußerung*).¹⁰ Auch die

10 Dabei könnte in den abnehmenden Voten für Freiheit der Religion entsprechend der Formulierung auch den

Unterschiede in der Beurteilung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung sind ab Mitte der 1960er Jahre nicht mehr aufzufinden.¹¹ Selbst die in der Öffentlichkeit weithin präsente ökonomische Krisenstimmung nach dem „Ölschock“ von 1973 änderte hieran nichts.¹² Freilich handelte es sich dabei nicht nur um öffentliche Befindlichkeiten; mit der – bei Arbeitern stärker als bei Angestellten – steigenden Arbeitslosigkeit besaß die Entwicklung auch eine veritable materielle Substanz. Schließlich spiegeln die von Emnid ebenfalls regelmäßig erfragten *Wünsche für das neue Jahr* diese neue Schere zwischen Arbeitern und Angestellten wieder, nicht zuletzt, weil sie konkretere Orientierungen offen legen. 1977 äußerten hier 29 Prozent der Arbeiter- und 20 Prozent der Angestelltenfamilien auf Arbeit und Beruf bezogene Erwartungen, während in den 1950er und 1960er Jahren beide Gruppen noch stets gleichauf gelegen hatten (Tabelle 2). Die Erfahrung wachsender materieller Spielräume wurde von der Arbeitslosigkeit bemerkenswerterweise aber nicht erschüttert. Die „Wohlstandsgesellschaft“ wurde in den 1970er Jahren offenbar als derart selbstverständlich und unverrückbar wahrgenommen, dass die neue Krisenhaftigkeit nicht mit ihr in Verbindung gebracht wurde, die neu hinzutretenden Symptome also vielmehr isoliert wahrgenommen wurden.¹³

Tabelle 2: *Wünsche für das neue Jahr 1958–1977 (in Prozent)*

	1958			1963			1974			1977		
	I	II	III									
Gesundheit	28	25	26	44	36	40	39	39	39	58	59	53
Zufriedenheit	24	27	30				6	9	8	9	13	11
Frieden und Freiheit				29	36	48	21	25	26	7	8	19
politische und wirtschaftliche Lage				5	7	7	11	12	17	0	4	4
Geld, Wohlstand	35	21	18	5	1	2	11	10	5	13	10	13
Arbeit	8	8	12	6	7	5	21	17	11	29	20	17

I Arbeiter
 II Angestellte
 III Beamte

Bedeutungsschwund eines Freiheitsrechtes ausgedrückt worden sein. Das wachsende Bedürfnis nach Freiheit der Meinungsäußerung scheint aber eher darauf hinzudeuten, dass sich hier tatsächlich die zurückgehenden religiösen Bindungen spiegeln.

11 Emnid-Informationen: 1958 Nr. 1; 1964 Nr. 18; 1966 Nr. 12 und 1973 Nr. 5/6.

12 Die letzte entsprechende Emnid-Erhebung stammt von Mai 1973.

13 Vgl. auch die Umfrageergebnisse bei P. Pawlowsky, Arbeitsorientierungen zwischen neuen Ansprüchen und alten Strukturen, in: M. v. Klipstein/B. Strümpel (Hrsg.), *Gewandelte Werte, erstarrte Strukturen. Wie die Bürger Wirtschaft und Arbeit erleben*, Bonn 1985, S. 155-178, hier S. 159-63.

*Quellen: Emnid-Informationen: 1958 Nr. 26; 1963 Nr. 9; 1974 Nr. 1; 1977 Nr. 1.
Erläuterungen: Emnid Repräsentativerhebung (n=>2000); Beruf des Haushaltsvorstandes; 1958:
Einfachnennungen, 1963–1977: Mehrfachnennungen möglich; Spaltenprozente; übrige v. H. keine
Angabe.*

Der Beginn des Wandels gegen Mitte der 1960er Jahre – in beiden Erhebungen ist er bei der 1963er Auflage zuerst erkennbar – weist zudem darauf hin, dass die wohl wichtigste aller „Klassenerfahrungen“ der Arbeiterschaft, die ständige Bedrohung durch materiellen Mangel, begrifflicherweise erst mit einer gewissen Zeitverzögerung in den Hintergrund getreten ist. Das bislang unbekanntes Niveau materieller Sicherheit, zunächst sicherlich als wachsende Handlungsspielräume im Bereich der Hauswirtschaft in Erscheinung tretend, musste seinen strukturellen Charakter im Bereich der Lebenswelt erst durch eine gewisse Dauerhaftigkeit unter Beweis stellen, bevor etablierte Deutungsmuster aufbrechen konnten. Wie Detailuntersuchungen des Konsumverhaltens zeigen, entspannte sich die Lebenshaltung der mittleren und unteren Schichten schließlich bereits gegen Ende der 1950er Jahre. Gesteigerter Genussmittelkonsum, aber auch gewachsene Sparquoten deuten auf die alltagsweltliche Relevanz der Wohlstandsentwicklung bereits in diesem Zeitabschnitt hin.¹⁴ Wie über die Diagnose Becks hinaus als nachgewiesen gelten kann, spielten zunächst die gesteigerten materiellen Handlungsspielräume sowie das damit in der Folge gestärkte Sicherheitsgefühl eine wesentliche Rolle bei der stärkeren Integration familiärer Häuslichkeit in den arbeitertypischen Lebenszuschnitt.¹⁵

2. Arbeits- und Freizeiteinstellungen

Wohl eng zusammen mit dieser Entlastung von existenziellen Fragen im weiteren Sinne hing der Wandel der relativen Bedeutung der beiden Lebensbereiche Arbeit und Freizeit. Im Selbstbild der Arbeiter und Angestellten der 1950er bis 1970er Jahre wurde die Arbeit unwichtiger und die Freizeit wichtiger.¹⁶ Diese Entwicklung gründete sich sicherlich nicht allein auf die oft hervorgehobenen steigenden – in der Freizeit umgesetzten – Selbstverwirklichungsansprüche im Zuge der Entlastung von der materiellen Existenzsicherung. Vielmehr sind die Gründe für die wachsende Attraktivität der Freizeit auch in der Freizeit selbst zu suchen, namentlich in ihrem steigenden zeitlichen Umfang (Arbeitszeitverkürzung) und neuen, insgesamt vielfältigeren Optionen der Erholung und Unterhaltung. Ein solcher Qualitätsgewinn der Freizeit selbst oder vielmehr ihrer Wahrnehmung lässt sich schließlich ebenso wie die Wohlstands-

14 M. Wildt, Vom kleinen Wohlstand. Eine Konsumgeschichte der 50er Jahre, Frankfurt a. M. 1996.

15 Mooser, Arbeiterleben in Deutschland (Anm. 3).

16 Zur Untersuchung der Arbeits- und Freizeitorientierung in den 80er Jahren vgl. auch R. Lautmann, Soziale Werte in der Konstitution sozialer Probleme, Bremen 1980; Pawlowsky, Arbeitsorientierungen (Anm. 13), S. 55-178.

entwicklung als Ursache eines „hedonistic turn“, der zunehmenden Orientierung an selbstverwirklichenden Aspekten des Alltags begreifen.¹⁷

Tabelle 3: Arbeit vs. Freizeit (in Prozent)

Es mögen am liebsten die Stunden...	...während der Arbeit			...während sie nicht arbeiten				Es mögen beide gern		
	1962	1974	1975	1962	1974	1975	1962–1975 in %	1962	1974	1975
leitende Angestellte / Beamte	5	6	6	16	31	27	+ 69	72	60	67
nichtleitende Angest. / Beamte	2	4	3	30	37	41	+ 37	62	57	52
Facharbeiter	3	2	2	34	47	47	+ 38	56	49	46
übrige Arbeiter	3	3	2	34	48	46	+ 35	51	46	49

Quellen: Allensbacher Archiv, IFD-Umfrage 253, 3002, lfd. Nr. der Fragesammlung: C-3:9, in: Kmieciak 1976, Tabelle IV, 6 a+b; Allensbacher Jahrbuch, Bd. 6: 204.

Erläuterungen: Allensbach Repräsentativerhebung (n=>2000); Berufstätige: 1962 Berufstätige zwischen 16 und 60, 1974 und 1975 zwischen 16 und 65 Jahren; Einfachnennungen; Spaltenprozente; übrige v.H.: „unentschieden“.

Die Attraktivität der Freizeit im Kontrast zur Arbeitszeit stieg bei Arbeitern und Angestellten zwischen 1962 und 1975 in sehr ähnlichem Maße. Bleibt man eng an den Zahlen in Tabelle 3, so fiel die Tendenz nur bei den „leitenden Angestellten/Beamten“ noch ausgeprägter aus. Unter dieser diachronen, die Qualität der Entwicklungen vergleichenden Perspektive erweisen sich die Unterschiede zwischen den einfachen Angestellten/Beamten, den Facharbeitern und den an- und ungelerten Arbeitern schließlich als marginal. 1975 bevorzugten jeweils gut ein Drittel mehr Befragte wie noch im Jahr 1962 das Leben außerhalb der Arbeit. Bestätigt wird diese insgesamt weitgehend parallele Entwicklung beider Seiten der „Kragenlinie“ von der Allensbach-Frage *Glauben Sie, es wäre am schönsten zu leben, ohne arbeiten zu müssen?*¹⁸). Mit *ja* antworteten 1952 18 Prozent der Arbeiter und 12 Prozent der Angestellten/Beamten, 1972 waren es 28 Prozent der Arbeiter und 19 Prozent der Angestellten/Beamten. Diese auch 1955, 1958, 1960 und 1963 durchgeführte Erhebung lässt erkennen, dass sich die Haltungen bis 1963 kaum veränderten, die Bindung an die Erwerbsarbeit also erst in der Folgezeit zurückging. Dabei blieb die Selbstdefinition über die Arbeit freilich das prägende Moment; auch 1972 beantworteten mehr als zwei Drittel der Berufstätigen jene Frage mit *nein*.

17 Ähnlich auch Beck, Risikogesellschaft (Anm. 3), 124. Vgl. als entschiedensten Vertreter dieser, hier allerdings stärker auf die Folgezeit der späten 1970er, 1980er Jahre bezogenen Diagnose zudem G. Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. M. 1992.

18 P. Kmieciak, Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 1976, Tab. IV, 4 (nach Allensbacher Archiv, IFD-Umfragen 055, 082, 1020, 1031, 1042, 1078, 2082, 2096, 3002, lfd. Nr. der Fragesammlung: C-2:1).

Bei dieser Entwicklung sind die Unterschiede zwischen den einfachen/mittleren Angestellten und den Arbeitern, bei denen die Qualifikationsstufe zwischen den Facharbeitern und den angeleiteten Arbeitern keine Differenz ergab, bis Mitte der 1970er Jahre fast völlig verschwunden. Die Unterschiede zu den leitenden Angestellten blieben dagegen manifest. Dass hier die „Kragenlinie“ offenbar kaum eine Schwelle darstellte, deutet darauf hin, dass die Berufsbindung weniger mit Milieugrenzen und „äußeren“ Statusaspekten des Berufes korreliert, sondern eher mit Qualifikation, tatsächlicher Tätigkeit und Arbeitsinhalten. Schließlich verläuft die markanteste qualifikatorische und arbeitsinhaltliche Trennlinie in der Arbeitnehmerschaft traditionell innerhalb der Angestelltenschaft. Von den äußeren Tätigkeitsmerkmalen wie Autonomiegrad und Wiederholungscharakter der Arbeitsaufgaben aus betrachtet, unterscheidet sich die große Zahl der mittleren Angestellten mit Berufsausbildung kaum von den Facharbeitern. Dagegen beginnt in der Hierarchie direkt oberhalb dieser „Gelernten“ eine Gruppe, die sich durch entweder menschenführende oder hochqualifizierte, zunehmend protoakademische und akademische Tätigkeiten recht deutlich von den mittleren Ebenen abhebt. Dabei lehnte sich die Allensbacher Definition der „leitenden Angestellten“ eng an die sozialstatistisch gängige Definition der Leistungsgruppe II für Industrieangestellte an und dürfte daher die angesprochene angestellteninterne Differenzierung recht gut widerspiegeln.

Wie Untersuchungen der Qualifikationsprofile und Arbeitsinhalte zeigen, wurden im Zeitverlauf auch für die unteren Leitungspositionen der Gruppenleiter zunehmend Weiterbildungstitel zur Voraussetzung.¹⁹ Ein entsprechender, auch für Nichtakademiker symbolisch überformter Spezialistenethos nährte die hohe Identifikation mit der Berufsarbeit. Bei einer isolierten Betrachtung des höheren Managements sowie der nahezu ausschließlich akademisch besetzten Expertenpositionen in Forschung und Entwicklung, der höheren Beamtschaft u. ä. dürfte das Identifikationsniveau freilich noch höher ausgefallen sein. Vor allem die Gruppe der Akademiker mag wiederum einen Sonderfall innerhalb der Angestellten- und Beamtschaft darstellen. Von den Aufsteigern, die durch Weiterbildungstitel und berufliche Bewährung auf eine Karrieremobilität zurückblicken konnten, unterschieden sich die Akademiker anhand der ausgeprägteren Berufsvererbung innerhalb eines bürgerlich-akademischen Milieus. Gemeinhin bekannt, lockerten sich diese Grenzen erst in Folge der rapide steigenden Akademikerzahlen der 1970er Jahre auf.²⁰

Die zurückgehende Identifikation mit der Berufsarbeit fußte bei den Angestellten schließlich auf einer zunehmend negativen Wahrnehmung der Arbeit, während bei den

19 J. Kocka/M. Prinz, Vom „Neuen Mittelstand“ zum angestellten Arbeitnehmer. Kontinuität und Wandel der deutschen Angestellten seit der Weimarer Republik, in: W. Conze/M. R. Lepsius (Hrsg.), Sozialgeschichte der BRD. Beiträge zum Kontinuitätsproblem, Stuttgart 1983, S. 210-55.

20 Über Kaelble hinaus (H. Kaelble, Soziale Mobilität und Chancengleichheit im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1983), dessen Quellenbasis nur bis in die 1960er Jahre reicht, vgl. in Ermangelung von Trenddaten zur sozialen Mobilität für die Folgezeit die unveröffentlichte Arbeit von R. Vogel, Intergenerationale Mobilität in der Bundesrepublik Deutschland am Beispiel der Beamten und der Angestellten. Unveröffentlichte Magisterarbeit am Lehrstuhl für Sozialgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin 2000.

Arbeitern eine immer stärkere positive Bindung an die Freizeit zugrunde lag. Das zeigen die ebenfalls erhobenen detaillierten Arbeitseinstellungen. Sie verknüpfen die Bindung an die Erwerbsarbeit mit bestimmten motivisch-funktionalen Ausprägungen, obgleich mit ihrer Hilfe ebenfalls die Rolle der Erwerbsarbeit im gesamten Lebenszuschnitt greifbar gemacht werden kann. Das Bielefelder Emnid-Institut fragte seit Mitte der 1950er Jahre, ob man die Arbeit als *schwere Last* und *notwendiges Übel*, als *Möglichkeit, Geld zu verdienen*, als *befriedigende Tätigkeit* oder als *Erfüllung einer Aufgabe* sehe (Tabelle 4). Eine bei Arbeitern grundsätzlich virulentere instrumentelle Distanz (*Schwere Last, notwendiges Übel* und *Möglichkeit, Geld zu verdienen*) und die bei Angestellten ausgeprägtere positive Eingebundenheit in die Arbeit (*befriedigende Tätigkeit* und *Erfüllung einer Aufgabe*) stehen sich hier gegenüber.

Tabelle 4: Die Rolle der Berufsarbeit (in Prozent)

Arbeit empfunden als...		Arbeiter	Angestellte	Beamte und Angestellte im öff. Dienst	alle Berufstätigen
schwere Last, notwendiges Übel	1955	20	8	11	18
	1958	19	10	13	
	1960	15	10	5	
	1962	13	9	4	
	1965	11	8	9	9
	1974	24	18	11	18
Möglichkeit, Geld zu Verdienen	1955	42	26	15	35
	1958	44	26	23	
	1960	48	25	21	
	1962	41	26	11	
	1965	31	21	10	24
	1974	39	32	22	28
befriedigende Tätigkeit	1955	26	44	40	28
	1958	21	36	34	
	1960	24	35	46	
	1962	27	39	43	
	1965	20	30	31	24
	1974	19	28	31	23

Erfüllung einer Aufgabe	1955	10	20	33	18
	1958	15	28	29	
	1960	12	29	28	
	1962	17	26	42	
	1965	22	26	38	26
	1974	14	19	40	19

Quellen: Emnid-Informationen: 1956 Nr. B8; 1962 Nr. 49; 1965 Nr. 14; 1974 Nr. 45.
Erläuterungen: Emnid Repräsentativerhebung (n=>2000); Berufstätige; Einfachnennungen;
Spaltenprozentage im jeweiligen Erhebungsjahr; übrige v. H.: keine Angabe.

Die höhere Selbstdefinition über Arbeit und Beruf ließ bei Angestellten vor allem nach der 1962er Erhebung nach, bei den Arbeitern änderte sich fast nichts.²¹ Zugunsten der häufigeren Zustimmungen sowohl zu *schwere Last* als auch zu *Möglichkeit, Geld zu verdienen* ging bei den Angestellten fast ausschließlich die Einschätzung der Arbeit als einer *befriedigenden Tätigkeit* zurück; die Entwicklung der gesondert ausgewiesenen Beamten und der Angestellten im öffentlichen Dienst war ganz ähnlich. Ein stark von Pflichtmaximen durchwirktes Berufsethos (*Erfüllung einer Aufgabe*) verlor dagegen nichts von seiner relativen Bedeutung. Der zunehmend distanziert-instrumentellen Arbeitseinstellung der Angestellten lag also weniger die schwindende Bindungskraft eines – empirisch schwer greifbaren – Arbeitsethos als vielmehr eine eingehende Beurteilung der Arbeitsbedingungen zugrunde, die sich an konkreten Merkmalen festmachte (interessante Tätigkeit, nette Kollegen, Anerkennung der Leistung usw.). So darf man *befriedigende Tätigkeit* in Abgrenzung zu *Erfüllung einer Aufgabe* wohl letztendlich verstehen. Die Antwortvorgaben *schwere Last*, *notwendiges Übel* und *Möglichkeit, Geld zu verdienen* sind sich dagegen ähnlicher: wer die Arbeit als Übel ansieht, für den kann sie naheliegenderweise nur den Zweck der materiellen Versorgung haben.²² Die Wahrnehmung der Arbeit als *immer interessant* ließ zwischen 1953 und 1979 schließlich auch bei Arbeitern etwas nach, stärker noch war dies allerdings wiederum bei den einfachen und mittleren Angestellten der Fall.²³

Da also bei den Angestellten die Arbeit selbst bzw. die Arbeitsbedingungen zunehmend negativer wahrgenommen wurden, bei Arbeitern hier aber so gut wie keine Veränderung

- 21 Die Kategorie der instrumentellen Distanz spielte in der Arbeits- und Ungleichheitssoziologie der späten 1950er und der 1960er Jahre eine wichtige Rolle. Den Konsequenzen dieser Einstellung, wie z. B. einer vergleichsweise geringen Bedeutung des sozialen Aufstiegs in Arbeiterfamilien, widmeten sich zahlreiche ambitionierte zeitgenössische Studien. Vgl. als Zusammenfassung dieser zeitspezifischen Debatte H. Ortman, Arbeiterfamilie und sozialer Aufstieg, München 1971, S. 52-56.
- 22 Vgl. die ganz ähnlichen Ergebnisse bei H. Meulemann, Arbeit und Selbstverwirklichung in Balance. Warum ist den Franzosen die Arbeit, den Deutschen die Freizeit wichtiger?, in: R. Köcher/J. Schild (Hrsg.), Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten, Opladen 1998, S. 133-50, hier S. 136 f.
- 23 Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach. Eine Generation später, Bundesrepublik Deutschland 1953–1979. Eine Allensbacher Langzeit-Studie, Allensbach 1981, S. 58 (Frage, ob die Arbeit als interessant oder eintönig wahrgenommen werde).

erkennbar ist, lassen sich Rückschlüsse auf die eng damit verknüpfte Arbeit-Freizeit-Dichotomie ziehen. Der Hinwendung zur Freizeit lag bei den Angestellten offenbar die negative Arbeitswahrnehmung zu Grunde, während sich bei den Arbeitern als Erklärungsvariable – gewissermaßen *ex negativo* – vor allem ein Attraktivitätszuwachs der Freizeit selbst anbietet. Bei abnehmender sozialer Schicht stellte die Freizeit also in zunehmendem Maße eine eigene Bedürfniskategorie dar. Diese „Emanzipation“ von dem Sozialisationsfaktor Berufsarbeit mag auch als Hinweis darauf gelten, warum mit der absolut verbesserten sozialen Lage der Arbeiterschaft in der Nachkriegsepoche nicht unbedingt stärkere Orientierungen an sozialem Aufstieg einhergingen.²⁴ Zumindest nicht in dem Umfang, wie zeitgenössisch von linksliberaler Seite Hoffnungen in diese Richtung geäußert wurden. Natürlich hatte die zunehmende soziale Integration der Arbeiterschaft in die bürgerliche Gesellschaft, insbesondere die markant gewachsenen materiellen Handlungsspielräume sowie noch viel mehr die zunehmende Ausrichtung des Alltags auf ein in vielerlei Hinsicht „geordnetes“ Familienleben, solche Erwartungen nahe gelegt. Der hier zu erkennende milieuspezifische, besondere Eigenwert von Familie und Freizeit kann womöglich als Überkompensation oder auch paradoxe Integration gedeutet werden. Es wurden eben nicht alle mittelständischen bis bürgerlichen Orientierungsmuster (sozialer Aufstieg) übernommen, sondern gewissermaßen nach Maßgabe bereits zuvor bestehender aber unerfüllt gebliebener Bedürfnisse selektiert.

Die wachsende Distanz der Angestellten zur Erwerbstätigkeit ließe sich nun damit erklären, dass bei den Angestellten die Selbstverwirklichungsansprüche stärker als bei Arbeitern gestiegen sind, also eine verstärkt auf das persönliche Wohl bedachte Einstellung zu einer kritischeren Beurteilung der Arbeit und der Arbeitsbedingungen führte. Genau nachvollziehen ließe sich ein möglicher Wandel der Ansprüche an die Erwerbsarbeit aber nur anhand noch weiter differenzierender Arbeitseinstellungen. Erhebungen zu den *extrinsischen* (Bezahlung, geregelte Freizeit, sicherer Arbeitsplatz etc.) und den *intrinsischen* Erwartungen an die Arbeit (selbständige Arbeit, Verantwortung, Anerkennung, die Möglichkeit, Menschen zu führen etc.) wurden aber erst seit Mitte der 1970er Jahre durchgeführt.²⁵ Die vorliegenden Fragemethoden legen schließlich lediglich nahe, dass bei Angestellten die extrinsischen Erwartungen zugenommen haben: Die Arbeit wurde immer stärker als „Möglichkeit, Geld zu verdienen“ begriffen. In jedem Fall ist die zunehmende Unzufriedenheit der Angestellten mit ihrer Tätigkeit nicht ohne die Berücksichtigung der spezifischen Gestaltveränderungen der Arbeitsorganisation der 1950er und 1960er Jahre zu beurteilen. Wenn die zeitgenössischen Diagnosen von der „Vermassung“, von einem neuen Taylorisierungsschub die Entwicklung auch dramatisieren mögen, so deutet allein die Expansion dieser Tätigkeiten, das zahlenmäßige Wachstum

24 Vogel, Intergenerationale Mobilität in der Bundesrepublik (Anm. 20).

25 Kmiecik, Wertstrukturen und Wertwandel (Anm. 18), Tab. I, 1b, Tab I, 2a. Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 3000 sowie Infas-Repräsentativerhebung Nordrhein-Westfalen, Mai 1972. Vgl. auch T. Bargel, Überlegungen und Materialien zu Wertdisparitäten und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland, in: H. Klages/P. Kmiecik (Hrsg.) Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel, Frankfurt a. M./New York 1981, S. 147-84.

der Angestellten in unteren und mittleren Hierarchieebenen auf den empirischen Gehalt solcher Interpretationen.²⁶

Ungeachtet der genannten methodischen und empirischen Grenzen zeigt die Gegenüberstellung der Arbeits-/Freizeitorientierungen mit den Arbeitswerten aber ganz deutlich den doppelten Charakter dieses Wertebereichs: bei den Angestellten waren „antiautoritäre“ Tendenzen ausgeprägter und führten schließlich zu einer kritischeren Beurteilung der Arbeit und zu einer Infragestellung von überlieferten Vergesellschaftungs- und Integrationsmodi. Dagegen rückte bei den Arbeitern die Erwerbsarbeit in einem gewissermaßen grundlegenden, den kompletten Lebenszuschnitt berührenden Sinne in den Hintergrund. Bei ihnen ist die Abwendung von der Erwerbsarbeit eher als Bedürfnisverschiebung von materiellen zu ideellen zu begreifen und damit wesentlich eindeutiger auf die gewachsenen materiellen Spielräumen zurückführbar.

3. Die Loslösung von autoritären Leitbildern: Kindererziehung, Geschlechterrollen und Einstellungen zum Staat

Seit Mitte der 1960er Jahre haben auch Wahrnehmungsmuster an Virulenz verloren, die in dem Staat gegenüber den Bürgern, in den Eltern gegenüber den Kindern und in dem Mann gegenüber der Frau legitime Autoritäten sehen. Im Gegenzug wurden in der Politik subsidiären Meinungsbildungsprozessen, in der Kindererziehung der eigenen Entscheidung des Kindes und im Geschlechterverhältnis eine gleichberechtigte Position der Frau stärker vertreten. Trotz der schichtenübergreifenden Konturen dieses Wandels sind die beschriebenen Tendenzen in der Angestellten- und Beamtschaft stärker ausgefallen. Diese Gruppe wurde gewissermaßen schneller modernisiert, so dass die Differenzen zum Arbeitermilieu Mitte der 1970er Jahre als etwas ausgeprägter einzuschätzen sind als noch in den 1950er Jahren.

Gehorsam und Unterordnung erwarteten 1956 29 Prozent der Arbeiter und 25 der Angestellten von ihren Kindern; 1976 waren es nunmehr 12 bzw. 9 Prozent. Im Gegenzug wollten Arbeiter und Angestellte zwar gleichermaßen ihren Kindern mehr *Selbständigkeit und freien Willen* zugestehen. Bei den Arbeitern verlor aber die dritte in dieser Erhebung vorgelegte Maxime, *Ordnungsliebe und Fleiß*, etwas weniger an Zustimmung (Tabelle 5). Bei ihnen blieben also eine elterliche Erwartungshaltung und Orientierungen an Pflicht und Leistung wichtiger. Die Kombination von Pflicht und Leistung darf dabei wohl als wesentliches Element eines im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert mittlerweile schichtenübergreifend gültigen, ursprünglich vornehmlich mittelständisch und bürger-

26 J. Kocka, Die Angestellten in der deutschen Geschichte. 1850–1980, Göttingen 1981. Vgl. als Überblick zur zeitgenössischen Angestelltensoziologie und die Einordnung der Diagnosen in eine übergreifende Perzeption von einer „Massengesellschaft“ H.-P. Bahrdt, Das Problem der Hierarchie im industrialisierten Bürobetrieb, in: Frankfurter Hefte 12 (1957), S: 174–82 und 236–42; D. Claessens, Angestellte und Arbeiter in der Betriebspyramide, Berlin 1959.

lich apostrophierten Wertesystems begriffen werden.²⁷

Tabelle 5: Erziehungsziele 1956–1976 (in Prozent)

		Arbeiter	Angestellte	Beamte u. Angestellte im öff. Dienst	Gesamt- bevölkerung
Gehorsam u. Unterordnung	1956	29	25	30	31
	1964	27	23	21	25
	1965	19	13	14	19
	1974	18	12	17	17
	1976	13	9	7	10
Ordnungsliebe u. Fleiß	1956	51	48	44	51
	1964	46	41	40	45
	1965	52	48	58	53
	1974	44	32	31	44
	1976	41	33	32	41
Selbständigkeit u. freier Wille	1956	33	44	37	32
	1964	29	40	38	31
	1965	30	41	37	31
	1974	52	70	64	53
	1976	49	61	63	51
Sonstiges	1956	4	7	4	4
	1964	1	2	1	1
	1965	2	3	2	2
	1974	1	1	3	1
	1976	-	-	-	-

Quellen: *Emnid-Informationen*: 1956 Nr. 25; 1964 Nr. 42; 1965 Nr. 50; 1974 Nr. 8/9; 1976 Nr. 6/7. *Erläuterungen*: *Emnid Repräsentativerhebung* (n=>2000); *Beruf des Haushaltsvorstandes*; *Mehrfachnennungen möglich*; *Spaltenprozente im jeweiligen Erhebungsjahr*. Zur Erhebung von 1956 merkt *Emnid ebd. an*: „Unter den sonstigen Nennungen wurden überwiegend religiös betonte Erziehungsziele zusammengefasst. Auch Charakter und Ehrlichkeit wurden häufig betont.“

Der Todesstrafe und dem Tragen von Uniformen in der Öffentlichkeit standen Arbeiter in den 1950er Jahren noch ablehnender gegenüber als Angestellte und Beamte. Dieses Verhältnis kehrte sich bis Mitte der 1970er Jahre um.²⁸ In der ursprünglich starken Ablehnung dieser Symbole staatlicher Räson und des staatlichen Gewaltmonopols – in der Todesstrafe kommt freilich auch ein ethisch-moralisches bzw. religiöses Moment zum

27 Kmiecik, Wertstrukturen und Wertwandel (Anm. 18), S. 316-345.

28 Allensbacher Jahrbuch, Bd. 1 (1954), S. 206; *Emnid-Informationen* 1973 Nr. 4; 1974 Nr. 6/7; 1977 Nr. 4 (zur Todesstrafe); 1955 Nr. 39; 1964 Nr. 21; 1974 Nr. 6/7 (zum Tragen von Uniformen).

Tragen – drückt womöglich eine in Teilen des Arbeitermilieus der 1950er Jahre noch auffindbare, in der Folgezeit aber deutlich zurückgehende Distanz zur bürgerlichen Gesellschaft und ihren Institutionen aus. Darüber hinaus können hier natürlich auch humanistische Leitbilder mitgeschwungen haben, die bei einem Teil der Arbeiterfamilien in den 1950er Jahren auch von einer noch wirksamen Arbeiterbewegungsideologie geprägt gewesen sein mögen. Schließlich deutet nichts darauf hin, dass religiöse Vorbehalte im Arbeitermilieu verbreiteter waren. Gleichermassen ist eine besondere Abschreckungswirkung der nationalsozialistischen Genozid- und Hinrichtungspraxis sowie eugenischer Denktaditionen – sogenannte Schwerverbrecher wurden in den 1950er Jahren in der Regel noch als Erbkrankte betrachtet – in der Arbeiterschaft dieser Zeit nicht zu erkennen; gerade dort stand man dem Nationalsozialismus in toto, wie einzelnen freilich nicht durchgängig bekannten oder auch verdrängten Praktiken eher unverfangen gegenüber.²⁹

Die Einstellungen zu den Geschlechterrollen fanden im Gegensatz zur „antiautoritären Erziehung“ erst Eingang in den Fragenkatalog der Demoskopie, als das Thema Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre in die öffentliche Debatte Einzug hielt. Hier gaben stets knapp vier Fünftel Arbeiter und Angestellten/Beamte an, für *die Gleichberechtigung von Mann und Frau einzutreten, nichts gegen eine Frau als Chef zu haben* und ähnliches.³⁰ Die häufigere Erwerbstätigkeit von Arbeiterfrauen und eine auf diese Art und Weise praktizierte Gleichberechtigung im Alltag haben hierbei offensichtlich eine Rolle gespielt.³¹ Ging es nämlich um Frauen in der Politik, waren die Vorbehalte im Arbeitermilieu noch deutlich größer: *Politik für Männersache* hielten 1974 38 Prozent der Frauen von angelernten, 32 Prozent der von Facharbeitern, aber nur 18 Prozent der von einfachen und 15 Prozent der Frauen von leitenden Angestellten und Beamten; bei den Männern fielen die Unterschiede etwas geringer aus.³² An der bereits 1959 gestellten Frage, ob Frauen bei gleicher Qualifikation gleich viel wie Männer verdienen sollten, zeigt sich die auch an den Einstellungen zur Todesstrafe und zu den Uniformen erkennbare größere Verbreitung von konservativ-autoritären Gesellschaftsbildern in der Beamtschaft: 69 Prozent der Beamten, 77 Prozent der Arbeiter und 80 Prozent der Angestellten sprachen sich für eine gleiche Entlohnung der Geschlechter aus.³³ Diese gesellschaftliche Position der Beamten, die sich freilich aus einer professionellen Staatsnähe erklärt, kehrte sich im Laufe der 1960er Jahre nachgrade um. Sogar noch ausgeprägter als die Angestellten traten sie für Gleichberechtigung ein, waren gegen die Todesstrafe und für im weiteren Sinne antiautoritäre Erziehungsstile.

Bei der Kindererziehung macht die erst für die 1970er Jahre vorliegende Aufgliederung der Erhebung nach Schulbildung deutlich, dass ein Einstellungswandel, der traditionelle Autoritäten zunehmend in Frage stellte, vor allem von einem hochgebildeten Milieu

29 Mooser Arbeiterleben in Deutschland (Anm. 3), S. 203 f.

30 Allensbacher Jahrbuch, Bd. 6 (1976), S. 158 f.; Emnid-Informationen 1969 Nr. 6; 1976 Nr. 10/11).

31 Mooser Arbeiterleben in Deutschland (Anm. 3), S. 140-160.

32 Allensbacher Jahrbuch, Bd. 6 (1976), S. 159.

33 Allensbacher Jahrbuch, Bd. 3, S. 383.

getragen wurde, den kleinen aber wachsenden Teil der Angestellten mit Hochschulreife und Hochschulausbildung also vermutlich wesentlich stärker erfasste. Zwar wollten Befragte mit Abitur schon im Jahr 1956 zu 58 Prozent gegenüber nur 28 Prozent der Volksschüler ihrem Kind *freien Willen* gewähren. Während die Konstellation bei diesem Erziehungsziel bis Mitte der 1960er Jahre stabil blieb, sanken die Votes für *Gehorsam und Unterordnung* bei den Abiturienten von 26 auf 13 Prozent und nahmen im Kontrast dazu bei den Volksschülern lediglich von 33 auf 28 Prozent ab.³⁴

Wenn man an die soziale Basis der Neuen Sozialen Bewegungen denkt, die ganz wesentlich an solche weniger affektiven, sondern in der milieuspezifischen Teilöffentlichkeit verhandelten antiautoritären Tendenzen anknüpfen, hat man diese sozialen Schwerpunkte eigentlich immer schon gekannt. Wie die Untersuchungen der Sinus-Forschungsgruppe zu den 1980er Jahren ergeben haben, setzte sich dieses „modernisierte“ bildungsbürgerliche Milieu mit der vergleichsweise geringen Bedeutung materieller Ziele, mit einer weitgehenden Ablehnung der traditionellen Geschlechterrollenaufteilung und den Reform- und Mitbestimmungsansprüchen in Staat und Gesellschaft damit auch markant von einem mittelständischen einerseits und einem wirtschaftsbürgerlichen Milieu andererseits ab.³⁵ Gegenüber der hiermit zu erhärtenden Diagnose, dass die Entwicklung zum Antiautoritarismus in den 1960er Jahren noch weitgehend milieuspezifische Züge besaß, liegt für die Folgezeit vielmehr das Umgekehrte nahe. Die hohe Medienpräsenz von pädagogischen Fragen, die Begrifflichkeit der antiautoritären Erziehung war 1972 immerhin 70 Prozent der erwachsenen Bevölkerung bekannt und wurde vielsagenderweise im selben Jahr in den Allensbacher Fragenkatalog aufgenommen, aber auch des Geschlechterrollenthemas und ähnlicher „weicher“ Inhalte der Post-68er-Bewegung zeitigten eine maßgebliche soziale Diffusion. Dabei müssen jedoch sozial unterschiedliche Affektivitätsniveaus berücksichtigt werden. Bei unteren Schichten mögen in dieser Phase der Aneignung die Einstellungen noch wenig verinnerlicht gewesen sein, so dass die leichte Auseinanderentwicklung der Schichten und Milieus schließlich noch zu unterstreichen wäre.

4. Schluss

Die Eingangs dieser Untersuchung aufgestellte Frage nach dem sozialen Schwerpunkt des Wertewandels wieder aufgreifend, lassen sich nunmehr zwei Tendenzen des Wandels unterscheiden: der in unteren Schichten stärker ausgeprägte Trend zu ideellen Bedürfnissen und die in höheren Schichten stärker zurückgehende Bereitschaft, traditionelle Herrschafts- und Legitimationsmuster zu akzeptieren. Dies zeigte sich an symbolisch stark aufgeladenen, daher für die Akteure intentional leichter greifbareren Einstellungen

34 Ennid-Informationen 1956 Nr. 25; 1964 Nr. 42. Die Differenzierung nach dem Ausbildungsniveau wurde von Ennid in der Folgezeit leider aufgegeben.

35 M. Vester u. a., Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Köln 1993.

(Staat, Kindererziehung) wie auch an den – im Vergleich dazu möglicherweise stärker affektiven – Einstellungen zur Erwerbsarbeit. Wie Lebensstil- und Milieustudien aus den frühen 1990er Jahren nahe legen, blieben die demzufolge teils abgeschwächten und teils schärfer gewordenen Unterschiede zwischen Arbeitern und Angestellten zumindest in den 1980er Jahren weitestgehend bestehen.³⁶

Es ist also sowohl der Fahrstuhleffekt-These Ulrich Becks zuzustimmen, als auch der Interpretation der Werteforschung. War die Becksche These ohnehin weniger ausschließlich formuliert worden, so kann die Werteforschung insofern korrigiert werden, als der Wertewandel in seiner ganzen – hier ebenfalls nur grob abgesteckten – Bandbreite auch in der Anfangsphase der 1960er Jahre keinesfalls auf obere Sozialschichten begrenzt blieb. Allerdings vermag man den Werteforschern zu Gute halten, dass sie sich zusehends auf konkrete Normen konzentrierten, den ursprünglich miteinbezogenen Wandel der basalen Bedürfnishaushalte (materiell vs. immateriell) immer weiter in den Hintergrund ihres Erkenntnishorizontes treten ließen. Die These eines Oberschichten-Wandels mag daher in Teilen vom Gegenstandsbereich präjudiziert gewesen sein.³⁷

Mit dem Befund, dass es zwei sozial unterschiedliche Stoßrichtungen eines übergreifenden Wertewandels gab, ist freilich über die apostrophierten Ursachenfaktoren noch nichts gesagt. Während sich bei der Arbeiterschaft durchaus die Hinweise dahingehend verdichteten, die Wohlstandsentwicklung als ursächlichen Faktor begreifen zu können, bleibt offen, ob dem Wandel in höheren Schichten nicht ebenfalls eine materielle Entlastung zugrunde lag. Die von der Werteforschung ebenfalls in Teilen vertretene spezifizierte These von einem prosperitätsinduzierten Wandel der oberen Schichten kann also (noch) nicht als widerlegt gelten. Das grundsätzliche andere Niveau, auf dem das Wohlstandswachstum in mittelständischen und bürgerlichen Milieus im Vergleich zur Arbeiterschaft stattfand, könnte die unterschiedlichen Effekte zumindest prinzipiell erklären: Aufwertung ideeller Bedürfnisse in unteren Schichten, auf Basis ohnehin stärkerer ideeller Orientierungen eine Weiterentwicklung zum kritischen Antiautoritarismus in oberen Schichten.

Demgegenüber haben aber die präziseren Kategorisierungen der Angestellten in einfache und höhere/leitende bei den Arbeitseinstellungen und den Erziehungs- und Geschlechtervorstellungen gezeigt, dass es sich um eine zunächst recht eindeutig abgegrenzte Entwicklung eines tendenziell bildungsbürgerlichen Milieus gehandelt hat. Dafür mag allein schon sprechen, dass es sich bei den vornehmlichen Feldern eines Mentalitätswandels der oberen Sozialschichten, nämlich Kindererziehung, Wahrnehmung von Staat und Politik, zum Teil auch bei der Berufstätigkeit, um Bereiche handelte, die in vergleichsweise hohem Maß kommunizierbar sind. Zumindest der Tendenz nach stellten diese

36 Ebenda.

37 Schloeder, *Soziale Werte und Werthaltungen* (Anm. 2), S. 188 f.; H. Klages, *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsdiagnosen, Prognosen*, Frankfurt a. M. 1984; R. Inglehart, *Culture Shift in Advanced Industrial Society*, Princeton 1990; H. Kaelble, *Wertewandel in Frankreich und Deutschland. Wieviel nationale Divergenz, wieviel europäische Konvergenz?* in: R. Köcher/J. Schild (Hrsg.), *Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten*, Opladen 1998, S. 309-324.

Aspekte weniger individuelle Erfahrungshorizonte als soziale Verhandlungsprozesse dar. Solche beschränken sich schließlich naturgemäß, d. h. von den Kontaktkreisen und den kommunikativen Rahmenbedingungen her, zumindest in ihrer Entstehungsphase auf bestimmte Milieus.

Die in den Quellen leider nur punktuell angegebenen – und daher hier nicht durchgängig wiedergegebenen – Bildungsgrade sprechen schließlich eine noch eindeutiger Sprache in diese Richtung. Die Grenzen wurden also verkürzt gesagt eher von milieu-spezifischen Kommunikationsprozessen gesetzt als von Einkommensniveaus. Man kann also der jüngeren sozialhistorischen Forschung folgen, wenn sie solchen „Auflockerungsprozessen“ in den hochkulturellen Debatten seit den späten 1950er Jahren eine Initialwirkung zuschreibt.³⁸ Eine detaillierte Rekonstruktion der Medienlandschaft, ihrer Rezeptionsgruppen und -formen fehlt in dieser Hinsicht indes noch.

Abschließend bleibt noch darauf hinzuweisen, dass die These Ulrich Becks vom „Fahrstuhleffekt“ noch immer keine präzise Überprüfung im Sinne einer umfassenden Mentalitätsstudie erfahren hat. Eine solche hätte nicht nur die Werte sondern auch die Lebensstile unterer Schichten mit denen mittlerer und höherer zu vergleichen und damit die oben beschriebene Annäherung auch für andere Bereiche der Alltagswelt zu überprüfen. Schließlich scheint sich bei einer kursorischen Betrachtung des Freizeitverhaltens anzudeuten, dass sich hier neue Unterschiede herausbildeten. Die im historischen Längsschnitt neuartige, von Arbeitszeitverkürzungen und Realeinkommenssteigerungen ermöglichte, Häuslichkeit und Konzentration auf die familiäre Lebenswelt im Arbeitermilieu ist offenbar mit einem vergleichsweise starken Rückzug aus jeglicher Form von Öffentlichkeit (Freunde und Bekannte, Interesse an Politik etc.) einhergegangen.³⁹

38 Herbert (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland (Anm. 1).

39 Zu einer ersten Zusammenstellung diachron vergleichbarer Umfragen zur Zeitverwendung vgl. neben den Emnid-Informationen: Institut für Demoskopie Allensbach: Die Freizeit. Eine sozialpsychologische Studie unter Arbeitern und Angestellten, Allensbach 1958, für die 1950er und K. Maase, „Leben einzeln und frei wie ein Baum und brüderlich wie ein Wald...“ Wandel der Arbeiterkultur und Zukunft der Lebensweise, Frankfurt a. M. 1985 für die frühen 1970er Jahre.

BERICHT

Comparing societies or unfolding entanglements? International Conference on Comparative History at the Central European University (Budapest)

Zoltán Cora

Pasts, Inc. Center for Historical Studies was established in April 2002 as the core of an international, interdisciplinary, and intercultural network of scholars based on the Central European University in Budapest. This organisation cooperates with CEU's Department of History and other units, such as the Humanities Center and the Center for Arts and Culture. Besides publications, the *Center* organises lectures, international workshops as well as conferences and its projects cover a wide thematic range: history of empires; symbolic geographies; theory of historical studies; social history; cultural history; history of ideas; and historical aspects of religion and literature.

The *Center* focuses on the study of East Central European History within European and global perspectives which by itself requires the method of the comparative approach. Since comparative historical research of this region is relatively neglected in relation to Western Europe, a new initiative, the Comparative History Project, was launched by the *Center* to promote this research. The primary aim of the project that might be considered a unique initiative in Hungary and the region is to acquaint the participating scholars with the theoretical as well as practical problems, questions, and especially results of international comparisons. Furthermore, the project wishes to urge the participants to a more active discourse, thus, reconsidering the methods, theories, and concepts of comparative studies.

The first step in this direction was an international conference, entitled, "Comparative History in/on Europe – The State of the Art", organised in Budapest 9-11 November, 2006. Discussing the state of this discipline and method implies serious considerations of its validity. The important aspects of 20th century European history, such as European integration, the extension of international trade, internationalisation, and globalization

serve as a means of research and it is indispensable to carry out analyses within the realm of comparative approaches. In spite of these modern challenges, comparative perspective should be by no means regarded as a new development, since it reaches back to the 1920s. Similarly to sociology and other related social sciences and in interaction with them, comparative historical method represents a systematic and explicit approach, which uses well-established and clear-cut notions. It compares two or more past societies concentrating on their analogous as well as different properties. The systematic and explicit study describes and analyses the similarities and differences of the elements of comparison, and parallel to this it creates hypotheses, at the same time, while testing their validity.¹

However, the application of comparison raises severe methodological and even philosophical questions which were partly discussed in the course of the conference. Lectures were grouped in the following sections: theories and practices of comparative history, also expanding the limits of comparison; towards a comparative history of Europe; empires and European regions in comparison. Each section was concluded by a discussion. Although the limits of this report does not allow an overall examination of the lectures, still I endeavour to introduce the questions most relevant to the present state of comparative historical research.

The conference laid considerable stress on dealing with epistemological and methodological questions, as other branches of historical studies bitingly criticised the comparative perspective in the latest years. Since almost all of the lectures tended to find a critical answer to this challenge, there was no real difference in their theoretical stand. Jürgen Kocka (*Comparative History and its Enemies*) gave a relatively narrow definition of comparisons: “discuss two or more historical phenomena with similarities and dissimilarities to better understand”. In this context he differentiated between four functions which might overlap. *Heuristic*: identify questions and problems that were neglected or missed; *descriptive*: profile of cases with contrasting and elaborating, first characterisations of phenomena and claims on particularity as well; *analytic*: causal (why) questions; *paradigmatic*: distance from the best known case, deprovincialising, also exercising an opening effect with consequences on the style and profession of the historian. He especially drew attention to the fact that the units of comparison must be separated from each other analytically, and clear-cut notions must be applied.

In accordance with the title of his lecture, Kocka’s theoretical principle can be regarded as a way of legitimization as opposed to the „enemies” of the comparative perspective.

1 For methodological issues of historical comparisons see H. Kaelble, *Der historische Vergleich*. Frankfurt a. M./New York 1999; H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.): *Geschichte und Vergleich*. Frankfurt a. M./New York 1996; H.-G. Haupt, *Comparative History*, in: N. J. Smelser/P. Baltes (eds.): *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, Amsterdam etc. 2001, vol. 4, p. 2397-2403; C. Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit: Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln 1997. For the method of comparative history in Hungary M. Keller, *A megértés lehetősége – az összehasonlító történetírás hasznáról*, in: *Aetas*, 20. évf. 2005. 4. sz. 102-111; B. Tomka, *Az összehasonlító módszertan a történetírásban – eredmények és kihasználatlan lehetőségek*, in: *Aetas*, 20. évf. 2005. 1-2. sz. 243-258.

One of the most essential aspects of the conference was the occasionally sharp critical attitude towards the “enemies” which was a possible reflection to the challenges pertaining to comparisons. In my opinion, the substance of the comparative method unfolds in Kocka’s answer. Well, who are the “enemies”? On the one hand, entangled history (entanglement, *Verflechtungsgeschichte*, *histoire croisée*), on the other hand, transnational history. In relation to this, Michael Werner’s scholarly activities have to be mentioned who elaborated the theory and method of cultural transfer which is a key notion of these historiographies.² Both entangled and transnational history endeavour to examine cultural transfers and eradicate the isolation of national cultures.

Entangled history realises approaches that cross borders even to world regions not by distinguishing with the help of comparison, rather by probing and investigating the mutual processes and moves across borders. It also concentrates on how these international social practices change while travelling from one part to the other. Since this discipline goes beyond the traditional national history, and examines different historical phenomena of countries and regions, therefore, it naturally challenges comparative history.

Transnational history explores actors, movements, and forces that cross boundaries. As Matthias Middell (*Debates on Transnational History*) expounded, it primarily means supranational moves and changes which cut into the fabric of nations. The discipline presupposes concrete systems of national histories, consequently, it is based on Europe as a framework for history, because until the beginning of the 20th century the term ‘nation’ in its classical meaning, that is, its 19th century form, could have been extended and interpreted only in Europe. Nevertheless, transnational history analyses supranational and international processes beyond national limits. Participants of social and cultural transfer can be located on a “grander-than-nation” horizon for thought and action that postulates supranational modernity and perspective. As Middell says, a sense of openness and experimentation is outmost characteristic of the discipline wherein the capacity of individuals and collectives to act (agency) and the so-called spacial turn, which interprets space as a social construct and construant, have a very peculiar role. Both entangled and transnational history by themselves are of comparative nature, so they cast doubt on the autonomous state of the comparative method.

This leads us to the question of comparison, specifically comparableness. In connection with this, Chris Lorenz (*Beyond Comparison? Some Remarks on the Present Debate*) spoke about the identification of some fundamental faults and weaknesses as well as refinements on the method. He thinks that the fundamental weakness of entangled history lay in the fact that this approach does not dissociate well-defined units for the examination, since it claims that international processes are inseparably and mutually bound to each

2 For the notion of cultural transfer, connectivism and transnational see M. Espagne, *La construction d’une référence allemande en France. Genèse et histoire culturelle*, in: *Annales ESC* (1987), p. 969-992; M. Middell, *Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis*, in: *Comparativ*, 10 (2000), N. 1, p. 1-32; M. Werner/B. Zimmerman, *Penser l’histoire croisée: entre empirie et réflexivité*, in: *Annales. Histoire, sciences sociales* 58 (2003), 7-36; M. Werner/B. Zimmerman, *Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), p. 607-636.

other, thus, in strict sense of the word guidelines comparisons are in fact impossible. On the contrary, Lorenz argues that if there is no separable elements for the examination, then entanglement itself becomes a system of hardly verifiable assumptions which has neither real object, nor refined research method. As opposed to this, comparative history can answer causal questions so that it has concrete research object and method.

In the case of transnational history a further methodological weakness arises. According to Middell, this approach reflects its object, while comparative perspective rather constructs its own object. Both Lorenz and Middell counterpose the well-established theoretical basis to the statement of transnationalists. Lorenz ventures further in the critique of transnationalist theory, for he argues that by analysing supranational processes only systems, such as region, nation, ideas, are compared, so it by itself makes a firm demand for the comparative method, forming all such histories into comparative history.

Intellectual challenges and poststructuralist theories require the refinement of the method itself. Due to the borrowings from historical sociology, Kocka emphasized the selection of the points and units of comparison which in a comprehensible way entails certain selection, abstraction, and decontextualisation to some degree. Nonetheless, a broader context must be kept in mind in which the units and concepts of comparison still remain understandable. Similarly to Lorenz, on the one hand, Kocka argues with the application of well-defined units, adequate method, and consistent use of clear-cut notions against transnationalists. On the other hand, he does not suppose a biting opposition between comparative and transnational history.

The methodological posing of the problem by Lorenz is of philosophical nature. In his view, the problem of causality can be best approached by the typology of 'why' questions.³ The first type of the four 'why' questions tackles with some kind of phenomenon: for example, why is democracy only found in Western Europe? The second type explains a property: property "A": Germany, property "B": dictatorship, property "C": democracy. Why does it happen that "A" correlates with "C" in 1933, while "A" with "B" in 1935? The third type analyses the cause of a relation: property "A": authoritarian political system, property "B": illiberal bourgeoisie, property "C": liberal bourgeoisie. Why is it that in a given period of time property "A" supposed property "B" in Germany, while property "A" occurs with property "C" in France? The fourth type examines different propositions and the temporal: Why did the First World War break out in 1914, and not, for example, in 1916? Consequently, Chris Lorenz sets a concrete system against entangled and transnational history. In accordance with his argumentation, all why questions are contrastive questions, therefore, a historian has to make comparisons to be able to answer them.

The relationship between these disciplines of history was approached in a different way by Arnd Bauerkämper (*Europe as a Social Practice: An Interactive Approach to Modern*

3 To better understand the system of Lorenz, it is worth rephrasing the logic of causality by John Stuart Mill: if property "A" is present when property "B" also exists, then is there a situation when property "A" occurs without property "B" and vice versa? Consequently, we separate units during causal examinations.

European History). His lecture argued that two narratives could be possible in the historiography of European nations. The one is based on the traditional national concept, and realises the construction of otherness, that is, the history of each European nation is treated as separate phenomenon, and focuses on contrasting. The other is a construction of unity which, on the contrary, concentrates on intercultural communication, interaction, and exchange. This latter supposes technological and cultural transfers as well as social practices which can be understood only by doing comparisons. The lecture touched upon the point that these questions are feasible to be tackled on the basis of entanglements, but in that case the researcher would be faced with surprising difficulties because these transfers do not depend on either national paradigms, or a system of mutual entanglements. As it has been discussed earlier, the central nature of entangled history is the international interdependency. In compliance with this, Bauerkämper recommends an interactive approach which analyses the relationship of nations as well, however, reaches beyond the “web of entanglement” and tries to explain the process of concrete cultural appropriation or accommodation of social actors. In the context of this approach, comparative perspective helps to understand how the different social practices change in the course of interaction and transfer.

With due respect to social practice, Patrick Joyce (*Comparing What? Thoughts on the Limits of Comparison*) called attention to the influence of power on society. He is convinced that power is rooted in material as well as immaterial structures, thus, its role in social relationships cannot be analysed as a closed structure. He also alluded to Michel Foucault who supported the idea of open-ended and pliable structures instead of closed-up structures in his critique of traditional historiography, since no analysis should work with rigid and fixed notions and methods without the danger of forcing its own interpretation on its object. Parallely, Joyce emphasized that in using the theory and practice of comparative method, social structures and their relations to power have to be treated in a pliable way, for they usually change, therefore, a closed interpretative framework cannot be applied to them. The same ideas were expressed when Jürgen Kocka verbalised his demand for a more opened future attitude of historians. In connection with this, Matthias Middell commented that politics and political economy, which influence social processes and plays a determinant role in decisions concerning the bureaucracy and development of sciences, should be a highly important factor in historical research because governments and countries can give different priorities to certain economic or social political measures.

Concerning interaction and transfer, comparative perspective might develop the analyses of notions pertaining to European history and national identities as well. Just like Bauerkämper, Jan Ifversen (*Writing European Post-War History*) differentiated between two master narratives. The first, as I have already touched upon, focuses on the differences, while the second is forming around the motive of intergration in the interpretation of the notion of Europe, and aims at debunking the often distorted ideas European countries develop of each other. In accordance with Jürgen Habermas, Ifversen interprets history as a *learning process*, and concentrates on the consciousness of the collective which

is the more so important because it is the community of the European nation states that can enable the survival of their national identities in opposition to globalisation.

Every identity is a construction, an alloy of some mythical element and social-historical experience, then again, a necessary part of the life of a nation. But it seems that the constituents have an impact on the supranational existence as well. According to Ifversen, post-war Europe needs a new myth, for, on the one hand, pre-war forms of international thinking, such as opposition of nation states, grief policy, etc., cannot be rehearsed again, on the other hand, a new European identity is required due to the erosion and dissolution of opposing cold war systems. To achieve this aim, European nations have to familiarise themselves with each other, introduce a new chapter in their modern history which means a new historical discourse as well.

Parallely to Ifversen, Stefan Troebst (*Historical Meso-Regions: A Framework for Comparative Research*) offered a reinterpretation of the European regions which might serve as a geographical framework for comparisons. Within the question of forming and forging identities, György E. Szőnyi (*"Extraterrestrial" Aspects of Comparative History: Genres and Media of Cultural Representations with a Special Emphasis on the Early Modern Period*) spoke of the notion of cultural representation by which he meant stories told by us to ourselves. The cultural representation that not only influences but also reflects identity can be either text or visual image.

As a relatively witty closing act of the methodological and philosophical train of thought might stand the interesting lecture of Antonis Liakos (*The Implied Canon of European History: Framework of Comparative Activities*) which analysed the inherent comparative aspect of self-representation and self-interpretation. According to Liakos, the canonical discourse of European historiography is a representation as well, if we assess our present and past in relation to something, and we are almost exclusively able to understand this in comparison. He goes on to say that this canon was so much embedded in Western culture that the moment of comparison became a nearly constant element of historical and literal thinking.

Miroslav Hroch's lecture counts particular (*Doing Comparative History in Real Socialism: A Personal Account*). Hroch represented the comparative method, in compliance with contemporary Western European humanities, under the Czechoslovakian communist regime as a legitim discipline of history which was exceptional if other socialist countries are taken into consideration from this viewpoint. One of his most important pieces of research was the comparative analysis of the Czech revolution of 1948. During this study he searched for connections with other revolutions, tested hypotheses, and tried to ascertain the causes and laws of the process. In accordance with Jürgen Kocka's functional categorization, he preferred the analytical function, and did not much differ from Kocka's method as well. Hroch chose certain processes and structures for comparison, then examined their analogous characteristics, finally tried to explain their general or specific features. Besides choosing the processes or phenomena for making a comparison, it is also indispensable to consequently apply the criteria of analysis. Hroch drew attention to the fact that the more elements are compared, the less comparative viewpoints are to be applied.

The participating humanists discussed the issues of the theory, method, and some practical considerations of comparative history during the conference. The protagonists of the comparative perspective emphasized the importance of this method in the field of contemporary historical research, while the supporters of entangled and especially *transnational history* concentrated on the processes of history. It was remarkable that the expression of transnational comparison had been increasingly employed by the end of the conference which might be a sign of future convergence of the approaches. Accordingly, the conference made a decisive step towards clarifying the conceptual framework of historical comparisons, however, the debate could hardly be called finished. The benefits of the conference might manifest themselves in the improvement of the international cooperation of historians, since, as has already been discussed in the introduction, it was the first stage of a multilevel initiative. To give a boost to East-Central European comparative historical research, *Pasts, Inc. Center for Historical Studies* plans further similar conferences and international workgroups. The Comparative History Project founded by *CEU Pasts, Inc.*, enlarged by the participants of the conference, can be regarded as such a workgroup. The *Center* also intends to evaluate and discuss the results of European comparative history with a special emphasis on East-Central European history.

BUCHBESPRECHUNGEN

Katja Gesche, Kultur als Instrument der Außenpolitik totalitärer Staaten. Das Deutsche Ausland-Institut 1933–1945, Köln: Böhlau Verlag 2006, 416 Seiten.

Rezensiert von
Frank-Rutger Hausmann, Freiburg

Die einzige aus den Quellen gearbeitete Studie zum Deutschen Ausland-Institut (DAI) in Stuttgart stammt aus dem Jahr 1976.¹ In der Zwischenzeit sind im Gefolge der deutschen Wiedervereinigung die Aktenbestände aus der Zeit des ‚Dritten Reiches‘ in den diversen Bundesarchiven allgemein zugänglich geworden. Dies hat das Erscheinen einer Reihe von quellengesättigten und methodengestützten Untersuchungen zu verschiedenen staatlichen wie zwischenstaatlichen kulturellen Einrichtungen befördert, die sich mit der nationalsozialistischen Volkstumspolitik² bzw. der Instrumentalisierung der deutschen Kultur im Ausland vor und im Zweiten Weltkrieg befassen. Genauer behandelt wurden das Ahnenerbe e.V. der SS³, die Deutsche Akademie in München⁴, die Deutsche Auslandswissenschaftliche Fakultät in Berlin⁵, die Deutschen Wissenschaftlichen Institute in diversen europäischen Hauptstädten⁶, die Europäische Schriftstellervereinigung in Weimar⁷, das Iberoamerikanisches In-

stitut Berlin⁸, um nur die wichtigsten zu nennen. Man durfte also gespannt sein, in welche Richtung die neue Studie von Katja Gesche zum DAI, eine Stuttgarter politikwissenschaftliche Dissertation, weisen würde.

Die Aufgaben des DAI waren bei seiner Gründung im Jahr 1917 in einer Satzung festgelegt worden und betrafen im wesentlichen zwei Punkte: „1. Dem Auslandsdeutschtum und der Verbindung zwischen Ausland und Heimat zu dienen und seine Interessen zu fördern; 2. Auslandskunde zu verbreiten“. Diesen Zwecken sollte das DAI durch Veröffentlichungen und Vorträge, eine Auskunfts- und Vermittlungsstelle, ein Archiv, eine Bücherei und ein Museum dienen. Informationsbedarf bestand trotz Ritters einlässlicher Recherchen noch im Hinblick auf die informativen und propagandistischen Aktivitäten des DAI und sein networking mit vergleichbaren Einrichtungen, vor allem mit der Auslands-Organisation der NSDAP (AO) unter Gauleiter Ernst Wilhelm Bohle. Zwar sollte sich die AO eigentlich nur um deutsche Staatsbürger im Ausland kümmern (etwa 500.000), doch bildeten die 10 bis 20 Millionen Deutschstämmigen, die sich durch die im Vertrag von Versailles festgelegten Grenzveränderungen vor allem in Osteuropa mit fremdem Paß, aber deutscher Volks- und Kulturzugehörigkeit wiederfanden, eine große Herausforderung. Derartige Fragen interessieren Katja Ge-

sche jedoch nicht. Der Leser erfährt weder etwas Neues zur Geschichte des DAI noch zur damaligen Volkstumspolitik. Diesbezüglich schreibt die Verfasserin die Studien von Ritter, Fahlbusch⁹, Nachtmann¹⁰ und vor allem Scholten¹¹ aus. Ihr geht es um etwas ganz anderes, um die Anwendung konstruktivistischer Theorien auf die nationalsozialistische Kulturpolitik. „Die konstruktivistischen Theorien nehmen an, dass Interessen und Präferenzen von den handelnden Akteuren selbst im gegenseitigen Austausch mit der sozialen Umwelt konstruiert werden und die Internalisierung von Normen das Akteurshandeln anleiten“ (S. 12). Je stärker eine Norm internalisiert wird, so lautet die Hypothese, desto mehr ist das jeweilige Verhalten normgeleitet und nicht von reinen Machtinteressen bestimmt. Die Verfasserin konstruiert einen Gegensatz zwischen normativem und zweckrationalem Handeln. Sie verwendet Zweidrittel ihrer Dissertation darauf, einen Katalog von neun Normen zu erstellen (S. 190), die zum Inhalt haben, die kulturelle und rassische Überlegenheit des Deutschtums zu unterstreichen, Zusammenarbeit mit rassisch gleichwertigen Völkern zu privilegieren, die Eigenständigkeit des deutschen Volkstums zu fördern, den Nationalsozialismus zu stärken, den deutschen Kultur- und Machteinfluß zu mehren, antimodernistisch, antisemitisch und antibolschewistisch orientiert zu sein und einem Blut- und Boden-Ideal zu huldigen. Als Ergebnis wird festgehalten (S. 67), daß die Spitze des DAI sich mal pragmatisch verhielt, wenn es galt, ihren Einfluß zu sichern, mal normenkonform, wo das NS-Regime dies unbedingt forderte. Das ist nun nicht weiter überraschend,

denn der NS-Staat war bekanntlich polykratisch, da Hitler sich vorzugsweise für Außen- und Militärpolitik interessierte und die übrigen Bereiche seinen Paladinen überließ, um im Streitfall als quasi-neutraler Schlichter ein Machtwort zu sprechen. Das DAI war nur eine von zahlreichen ähnlichen Einrichtungen ohne nennenswerten Einfluß. Die Ergebnisse sind daher den argumentatorischen Aufwand nicht wert, zumal die Normen aus fremden Studien herausdestilliert und nicht aus eigener Forschungsarbeit gewonnen wurden. Der NS-Staat war bekanntlich eine Mischung aus Normen- und Maßnahmenstaat, in dem die Normen (Gesetze) durch immer neue Maßnahmen und Verordnungen ad hoc konterkariert werden konnten, die den jeweiligen Entwicklungen des NS-Staates Rechnung trugen. Hitlers Kabinett und der Reichstag traten nur sporadisch zusammen, betrieben weder eine planvolle Politik noch gab es eine parlamentarische Kontrolle.

Der juristische Normbegriff ist hier jedoch offenbar nicht gemeint: es geht der Verfasserin um festgefügte Ideologeme des Nationalsozialismus, die Hitler in *Mein Kampf* formuliert hatte und nach der Machtergreifung in die Tat umsetzte und denen sie normativen Charakter zumißt. In der hier gebotenen Form wirken sie altbekannt. Das wäre nicht weiter störend, wenn die Verfasserin ihre ‚Normen‘ statistisch durch Verlautbarungen der wichtigsten NS-Führer bzw. durch Analysen der vom DAI ausgegebenen Publikationen und der von ihm durchgeführten Veranstaltungen ermittelt und abgesichert hätte, aber dem ist nicht so. Hierbei wäre übrigens länderspezifisch und in chrono-

logischen Schichtungen vorzugehen gewesen, da z. B. die deutsche Außenpolitik immer wieder ihre Zielvorgaben änderte, man denke an die Beziehungen zu Italien, Frankreich, Großbritannien, Polen, die Tschechoslowakei oder die Sowjetunion, die mal positiv, mal negativ betrachtet wurden. Auch wenn Katja Gesche an die Bedeutung ihrer Untersuchung glaubt und sich selber Lob spendet, steht zu befürchten, daß sich ihre neue Methode, die Bekanntes in Schaubilder und Statistiken preßt und in einer höchst unbeholfenen Sprache, die mit den Grammatik- und Stilregeln auf Kriegsfuß steht, analysiert, nicht durchsetzt. Das klingt wie folgt: „Diese Arbeit hat gezeigt, dass über den Nationalsozialismus noch lange nicht alles geschrieben wurde. Es wurde ein aus den Theorien der Internationalen Beziehungen stammender neuer Blickwinkel auf die kulturpolitischen Tätigkeiten des Dritten Reiches geworfen, der, so hofft die Autorin, nicht nur die Anwendbarkeit des Konstruktivismus auf ein historisches Fallbeispiel beweist, sondern ebenso belegt, wie überraschend komplex und vielfältig die inneren Prozesse eines auf den ersten Blick vermeintlich monolithischen Gebildes wie dem Dritten Reich abliefen – und welche motivierenden Faktoren bei diesen Prozessen eine Rolle spielten“ (S. 403). Dies ist nur ein Zitat von vielen, und ihre Summe läßt nur den Schluß zu, daß Doktorvater, Zweitkorrektor und Verlagslektorat ihren Pflichten nicht nachgekommen sind. Das DAI hatte, wie verwandte Institutionen auch, in erster Linie kulturpolitische Funktionen, die den Einfluß des NS-Staates im In- und Ausland mehrten und festigen sollten. Daß dies nur im Rahmen der sog. Gleich-

schaltung möglich war, mußte nicht mehr bewiesen werden. Wie dieser Prozeß im einzelnen ablief, wäre allerdings zu präzisieren gewesen. Welch umfangreiches Quellenmaterial zur Verfügung steht, wie eine aktualisierte Bibliographie aussieht oder wie Sach- und Namensindices angefertigt werden, kann man beispielsweise Tammo Luthers Studie entnehmen (S. 179-186). Der vorliegenden Arbeit wäre ein Mehr an faktischen Analysen und ein Weniger an theoretischem Aufwand gut bekommen. Sie geht von einem rationalistischen Konzept der ‚Internationalen Politik‘ aus, das sich im NS-Staat nur in Ansätzen nachweisen läßt. Sicherlich, „eine Gesamtdarstellung der auswärtigen Kulturpolitik im Dritten Reich steht [...] weiterhin aus“ (S. 12). Angesichts unklarer Kompetenzen, fehlender Planungen und willkürlicher Entscheidungen Hitlers und seiner Minister ist diese Gesamtdarstellung jedoch kaum zu schreiben. Allerdings sind punktuelle Untersuchungen zu einzelnen Einrichtungen der nationalsozialistischen Kulturpolitik sinnvoll und wichtig. Die bis jetzt vorliegenden erlauben es durchaus, das Wechselspiel der Akteure des damaligen Kulturgeschehens (die Ministerien für Volksaufklärung und Propaganda, für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, für Inneres, das Auswärtige Amt, das Amt Rosenberg, das Ahnenerbe e.V. der SS, die Auslandsorganisation der NSDAP usw.) nachzuzeichnen und zu analysieren. Die vorliegende Untersuchung ist dabei leider nicht besonders hilfreich.

Anmerkungen:

- 1 E. Ritter, Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart 1917–1945. Ein Beispiel deutscher

- Volkstumsarbeit zwischen den Weltkriegen, Wiesbaden 1976.
- 2 T. Luther, Volkstumspolitik des Deutschen Reiches 1933–1938. Die Auslandsdeutschen im Spannungsfeld zwischen Traditionalisten und Nationalisten, Stuttgart 2004.
 - 3 M. Kater, Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, München 42006.
 - 4 E. Michels, Von der Deutschen Akademie zum Goethe-Institut. Sprach- und auswärtige Kulturpolitik 1923-1960, München 2005.
 - 5 G. Botsch, „Politische Wissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Deutschen Auslandswissenschaften“ im Einsatz 1940-1945, Paderborn 2006.
 - 6 F.-R. Hausmann, „Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg, Göttingen 22002.
 - 7 F.-R. Hausmann, „Dichte, Dichter, tage nicht!“ Die Europäische Schriftsteller-Vereinigung in Weimar 1941-1948, Frankfurt am Main 2004.
 - 8 R. Liehr, G. Maihold, G. Vollmer (Hrsg.), Ein Institut und sein General. Wilhelm Faupel und das Ibero-Amerikanische Institut in der Zeit des Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2003.
 - 9 M. Fahlbusch, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die ‚Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften‘ von 1931-1945, Baden-Baden 1999.
 - 10 W. Nachtmann, Karl Strölin. Stuttgarter Oberbürgermeister im „Führerstaat“, Stuttgart 1995.
 - 11 D. Scholten, Sprachverbreitungspolitik des nationalsozialistischen Deutschlands, Frankfurt am Main 2000.

Martin Lynn (Hg.), *The British Empire in the 1950s. Retreat or Revival*, Basingstoke: Palgrave MacMillan 2006, 242 Seiten.

Rezensiert von
Anne Friedrichs, Leipzig

Könnte man die Fortdauer imperialer Strukturen an ihrer diskursiven Aktualisierung messen, dann hätte das britische Empire bis heute wohl kaum an seiner Bedeutung verloren: Die Diskursproduktion jedenfalls boomt auch nach dem politischen Zerfall jenes Imperiums, der sich – folgt man den einleitenden Worten des Bandes – ab dem Zweiten Weltkrieg wenn auch mit rückläufigen Momenten vollzogen habe.

Retreat or Revival – Rückzug oder Wiederbelebung des britischen Empire nach dem Zweiten Weltkrieg bildet auch die leitende Frage des vorliegenden Tagungsbandes, der auf das Wiles Kolloquium an der Queen's University of Belfast zurückgeht. Zur Beantwortung dieser Frage – so erfährt man in der synthetisierenden Einleitung – soll die zeitgenössische Perspektive der Akteure auf die damals noch keineswegs eindeutigen Verfallsprozesse des Imperiums gegenüber der rückblickenden Sicht des Historikers stark gemacht werden. Als gemeinsamer Ausgangspunkt wurde dazu die bislang wenig untersuchte Dekade der 1950er Jahre gewählt, die der Herausgeber Martin Lynn vom Regierungsantritt der Konservativen 1951 bis 1959, dem Beginn der rapiden Dekolonisierung unter dem Staatssekretär für die Kolonien Iain Mac-

leod, ansetzt. Damit deutet sich bereits die dominierende Struktur des Bandes an, dessen Beiträge sich überwiegend dem Einstellungswandel zum Empire in der britischen Politik widmen. Freilich: Nicht alle der insgesamt zehn Beiträge folgen den zentralen Vorgaben, wodurch der Band insbesondere an den abweichenden Stellen an Spannung gewinnt. Anders gewendet, gelingt es dem Band als Ganzem, wenn auch bei ungleicher Gewichtung eine erhebliche Spannbreite an Ansätzen zu präsentieren, die sich in der Konzeptualisierung und Beantwortung der Leitfrage unterscheiden.

Betrachtet man zunächst die Konzeptualisierung, dann bestätigt sich erstens, dass sich sieben der zehn Beiträge auf den Wandel der Haltung von politischen Akteuren zum auseinanderbrechenden Imperium konzentrieren. Daneben finden sich jedoch drei weitere Artikel, die sich der britischen Dekolonisierung aus dezidiert welthistorischer (John Darwin), wirtschaftlicher (Nicholas J. White) und kultureller Perspektive (Stephen Howe) nähern. Zweitens dominiert entsprechend dem eng gesteckten zeitlichen und räumlichen Rahmen die Textgattung der hochspezialisierten, empirischen Untersuchung. Doch bieten Darwin und Howe im ersten bzw. letzten Beitrag des Bandes auch umfassenderen historische Deutung der Dekolonisierung an.

Löst man die einzelnen Beiträge einmal aus ihrer Abfolge im Tagungsband heraus und ordnet sie unter der leitenden Fragestellung neu, dann lassen sich drei bzw. vier verschiedene Antworten unterscheiden.

Die erste – und den Band zweifellos dominierende – Antwort lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers zunächst auf die britischen

Wiederbelebungsbemühungen des Empire zu Beginn der 1950er Jahre, die sich dann jedoch – mit den kolonialen Erhebungen sowie den neuen internationalen Machtverhältnissen konfrontiert – zu einem politischen Rückzug des Imperiums wenden. Gemeinsam ist dieser Antwort, dass sie den britischen Rückzug weniger als politisch gesteuertes, strategisches Vorgehen, als vielmehr als Reaktion auf an anderen Orten gestaltete Prozesse interpretiert. Unterschiede bestehen darin, ob die britische Reaktion entweder stärker auf koloniale Emanzipationsbestrebungen in den ehemals beherrschten Gebieten oder aber auf gewandelte Machtverhältnisse in den internationalen Beziehungen zurückgeführt wird.

Koloniale Emanzipationsbestrebungen betonen: S. R. Ashton, der die Politik des Colonial Office im Spannungsfeld zu drei weiteren, in den 1950er Jahren mit imperialen Angelegenheiten betrauten Whitehall Departments herausarbeitet; Philipp Murphy mit seinem Beitrag zur Gründung der Central African Federation (die er anders als die zentrale Studie Hyams als Wiederbelebungsmaßnahme umdeutet, indem er den Schwerpunkt der Erklärung von der Rückdrängung der südafrikanischen Expansion auf den Druck britischer Siedler verlagert); – und schließlich Sarah Stockwells, die am Beispiel des Mineralabbaus in Afrika darlegt, dass den Kolonien in den 50er Jahren, wenn auch nicht quantitativ gemessen, so doch imaginativ in der Wahrnehmung der Whitehall kontinuierlich eine bedeutende ökonomische und strategische Rolle zukam.

Den Fokus auf die Machtverlagerungen auf internationaler Ebene richten hingegen Nigel J. Ashton, Wm. Roger Louis

und John Darwin. Während Ashton die britischen Hoffnungen auf eine wenigstens annähernd gleichberechtigte anglo-amerikanische Partnerschaft nach 1957 mit der zunehmenden Zentralisierung der weltpolitischen Entscheidungen in Washington konfrontiert, arbeitet Louis die politische Position Großbritanniens in den Vereinten Nationen bzw. dem Komitee der 24 in der krisenhaften Zuspitzung nach der Suezkrise heraus. Die anregendste Studie liefert jedoch Darwin, der aufbauend auf seinen bisherigen Arbeiten eine welthistorische Deutung des Zusammenbruchs des britischen Empires anbietet. Darwin entwirft dazu die Geschichte eines vierfachen Neuentwurfs dieses Imperiums, der jeweils auf die großen imperialen Krisen folgt, wie sie die amerikanische Unabhängigkeit, der Erste und zuletzt der Zweite Weltkrieg repräsentieren. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg und zwar bereits unter der Labour-Regierung Attlees hätten die Briten versucht, ein neues – viertes – System globaler Macht zu errichten, das sich in geopolitischen Umständen, geostrategischen Belangen, ökonomischen Methoden, Partnern und Ideologie von den früheren imperialen Systemen unterschied. Wie Darwin dabei plausibel argumentiert, scheiterte das junge ‚vierte Britische Empire‘ jedoch daran, dass es trotz relativ günstiger machstrategischer und ökonomischer Bedingungen keine langfristig stabilen Partnerschaften zu etablieren vermochte und seine westeuropäische Vormachtstellung deshalb spätestens im Jahre 1957 mit dem Vertrag von Rom verlor.

Eine zweite Gruppe von Antworten auf die Frage, inwieweit die 1950er Jahre eher durch Rückzugstendenzen oder Wieder-

belebungsmaßnahmen des britischen Empire geprägt seien, bilden die Artikel von Martin Lynn und Richard Rathbone. Im Unterschied zum ersten Antworttypus werden bei ihnen Wiederbelebung und Rückzug nicht als getrennte, nacheinander folgende Tendenzen betrachtet, sondern wird ihre Gleichzeitigkeit betont. Damit verlagert sich die Antwort zugleich weg von einer rein empirischen Klärung hin zu der Frage nach der Bewertung der politischen Dekolonisation.

Wenngleich Lynn noch in der Einleitung des Bandes – freilich mit dem Hinweis auf die Gleichzeitigkeit beider Tendenzen – dem Narrativ der zeitlichen Abfolge von Wiederbelebung und Rückzug des britischen Empire folgt, gibt er seinem Artikel über die britische Politik in Nigeria eine deutlich andere Wendung, wenn er den imperialen Rückzug von 1953 als insgesamt erfolgreiche Erneuerung der britischen Politik bewertet, der es nämlich über die Stärkung der Einheit Nigerias langfristig gelungen sei, britische Interessen in Westafrika zu sichern.

Eine deutlich andere Bewertung nimmt hingegen Rathbone vor, der das „offizielle“ Narrativ eines erfolgreichen Machttransfers für den Fall Ghana scharf kritisiert. Auch wenn es zu bedauern ist, dass Rathbone beiden Erfolgsgeschichten – über den gelungenen Machttransfer auf britischer Seite bzw. den Sieg des radikalen, modernisierenden Nationalismus auf ghanaischer Seite – nur einen groben konzeptionellen Entwurf entgegensetzen kann, wird in seinem Beitrag jedoch am ehesten das Nebeneinander von Verlierern und Gewinnern sowie die Schwierigkeit deutlich, Erfolg und Scheitern der Dekolonisation abzuwägen. Für Rathbone selbst ist

die Antwort diesbezüglich allerdings klar: Aus der Perspektive des ländlichen Ghanas, das hieße aber von 85% der Bevölkerung, könne der angeblich so erfolgreiche Machttransfer nur als Zusammenbruch der ländlichen Herrschaftsstrukturen und damit jeglicher Chancen auf ernsthafte landwirtschaftliche Erneuerung und Expansion gedeutet werden.

Nicholas J. White entwickelt schließlich eine dritte Antwort, die er in der empirischen Betrachtung der britischen Großunternehmer gewinnt. Diese hätten die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg gleich als Phase politischer und ökonomischer Desintegration wahrgenommen und auf die mögliche Gefährdung ihrer Unternehmen mit einer breiten geographischen Streuung ihrer Aktivitäten sowie mit einer Präferenz für die Anlage in den ‚Old Dominions‘ reagiert. Aus der Perspektive der britischen Unternehmer stelle sich deshalb die Dekade der 1950er Jahre nicht ambivalent, sondern eindeutig als eine Phase des Niedergangs dar.

Am weitesten fordert schließlich der Beitrag von Stephen Howe die Konzeption des Bandes heraus, indem er für sein Untersuchungsfeld – die britische Kultur – die provokante These formuliert, die „1950er Jahre“ seien nicht in den 1950er Jahren geschehen, sondern hätten erst ein bis vier Jahrzehnte später eingesetzt. Die Frage nach ‚Retreat‘ oder ‚Revival‘ des britischen Empires – so die vierte Antwort Howes – sei für den Kulturbereich jenes Zeitraums völlig irrelevant, da sich in dieser Periode schlicht nichts verändert habe. Howe zeigt dazu auf, dass der Großteil der postkolonialen Tendenzen in Musik, Theater, Sport, Literatur, Wissenschaft und Migration zwar bereits in den 1950er

Jahren in Ansätzen existierten, aber nicht wahrgenommen worden wären und erst mehrere Jahre später und zuweilen mit großer Verzögerung in der Gegenwart zum Durchbruch gekommen wären. Zur Erklärung dieser verspäteten Wirkung kann Howe nur für den Bereich der Musik einige Hinweise auf die „Schurkenrolle“ des BBC, der Musicans‘ Union sowie der vier großen Plattenlabel EMI, Decca, Philips und Pye liefern. Dem Leser wird spätestens hier die Leistung der stärker empirisch fundierten Beiträge des Bandes bewusst, obwohl es bedauerlich bleibt, dass die Mehrheit der Beiträge nicht größer angelegte Deutungen, wie die von Howe oder von Darwin, skizzieren.

Insgesamt ist es begrüßenswert, dass der Sammelband solcherart verschiedene Ansätze zusammenbringt. Indem die umfassender angelegten Beiträge an den Anfang und Ende des Bandes gestellt werden, gelingt es, die Einbettung der stärker empirisch fundierten Fallstudien in größere historische Zusammenhänge zumindest anzudeuten. Durch die Orientierung an einer gemeinsamen Fragestellung werden die versammelten Beiträge in eine produktive Spannung gebracht, die den Leser zur vergleichenden Lektüre einlädt. Allerdings sollte jenem Leser bewusst sein, dass es sich bei der Mehrheit der Artikel um dichte, untersuchende Darstellungen handelt, die freilich den oftmals eher essayistisch angelegten, großen Geschichtsdeutungen erst ihr Fundament zu liefern oder sie in Frage zu stellen vermögen. Wer also nach einer schnellen Antwort auf die Frage nach Kontinuität und Dauer des britischen Empires im 20. Jh. sucht, wird in diesem Band nur bedingt fündig werden.

Graduiertenkolleg Identität und Differenz (Hrsg.), Ethnizität und Geschlecht. (Post-) Koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien, Köln: Böhlau 2005, 377 Seiten.

Rezensiert von
Jochen Dubiel, Mainz

Die Hrsg. des vorliegenden Bandes versprechen dem Leser einleitend eine bevorstehende interdisziplinäre Perspektivenvielfalt auf „Analogien und Interdependenzen in Konstruktionen von ‚Ethnizität‘ und ‚Geschlecht‘“ (S. 1) vor dem Hintergrund der Genese, Funktionalität und potentiellen Dekonstruktion hierarchischer Machtstrukturen von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Aus unterschiedlichsten Blickwinkeln sollen mit einer übergreifenden Fokussierung auf „Defizite der postcolonial und gender studies“ (ebd.) sowohl dichotomische Vorstellungen herrschaftlicher kultureller Identität als auch mögliche emanzipatorische Gegen Diskurse bzw. deren subversive ästhetische Strategien kritisch diskutiert werden. In den vier Sektionen „Kolonialisierungsprozesse und ihre Geschichte(n)“, „Von ‚weißen‘ und ‚anderen‘ Männern“, „Kulturelle Identität(en) zwischen Text und Performanz“ und „(Neu-)Verhandlungen von Alterität“ lösen neunzehn vorrangig aus dem wissenschaftlichen Nachwuchs stammende Autorinnen und Autoren aus verschiedenen Fachbereichen dieses Versprechen auf eindrucksvolle Weise ein und bieten dabei teilweise neue und entsprechend aufschlussreiche Einblicke in

die vielfältigen Probleme und begrenzten subversiven Aktionsfelder ethnischer Minoritäten und hybrider Persönlichkeiten innerhalb multikultureller Gesellschaftsstrukturen, in die häufig verdeckten Mechanismen der andauernden Affirmation des kolonialen Diskurses sowie in dessen Bedeutung für die Fremde und die Heimat.

Maike Christadler demonstriert mit ihrem Eröffnungsbeitrag „Mutter und Kind. Eine Bildchiffre im (Post)kolonialen Diskurs“, wie „das immerwährende Tradieren von bestimmten Motiven [...] die Wahrnehmung schon vor dem Blicken [prägt]“ (S. 22). Die von ihr herausgearbeitete jeweilige innere Ambivalenz der Darstellungen zwischen Attraktion und Repulsion verdeutlicht, dass es sich beim Abbild des vermeintlich Fremden bis in die Gegenwart um ein die Superiorität des Eigenen garantierendes Stereotyp handeln kann, das in der europäischen Wahrnehmung als fetischistische Projektionsfläche der Subsumierung eigener Ängste und Sehnsüchte dient. In Silke Förschlers Aufsatz geht es „um Postkarten mit Motiven aus dem Repertoire der Haremsszenen [...], die Phantasien über die Frau aus dem Orient nähren.“ (S. 77) Obschon hier eine interessante Zusammenstellung von exotistischen Motiven vorgelegt wird, die von der Gegenwart zurück in die Kolonialzeit reichen, verfängt sich die Autorin mit ihrer Schlussfolgerung, wonach „die koloniale Machtausübung nicht im Blick auf den [...] weiblichen Körper liegt und die Bilder nicht als Abbild der kolonialen Unterdrückung von Frauen [...] zu verstehen sind“, sondern sich aus diesen vielmehr die „spezifischen Möglichkeiten der Atelierfotografie für die Konstruktion

und Aneignung der orientalischen Frau ablesen [lässt]“, (S. 92) insofern in einer Aporie, als eine solche Usurpation mit Michel Foucault gerade als Akt diskursiver Gewalt gegen das Fremde und diese wiederum mit Jacques Derrida als Voraussetzung politischer Machtausübung verstanden werden muss. Deutlich wird das u. a. im Beitrag von Sandra Maß, die eine Entwicklungslinie diskursiver ethnischer Inferiorisierung vom Ersten Weltkrieg über die Weimarer Republik bis zum Nationalsozialismus nachzeichnet und dabei zeigen kann, „wie sich die Bilder über die afrikanischen Soldaten [...] modifizierten.“ (S. 138) Die von ihr exemplifizierte Flexibilität des Stereotyps illustriert die willkürliche Verfügbarkeit des Fremden im sich wandelnden propagandistischen Kontext. Kerstin Schankweiler weist das Andauern kolonialer Diskursmuster sogar im europäischen Kunstbetrieb nach, wo über den afrikanischen Künstler Georges Adéagbo mit „einem Habitus der Überlegenheit [...] als einer ‚bemitleidenswerten Person‘ geschrieben [wird], die vom ‚Westen‘ durch ihre Entdeckung sozusagen ‚gerettet‘ wurde.“ (S. 176f.) Der perennierende Rekurs auf die Biographie Adéagbos dient dabei als Ausdruck eines selbstgefälligen Universalismus, „der den ‚Westen‘ (und sein Bild vom ‚Künstler‘) als Norm setzt und kulturelle Differenzen nicht anerkennt.“ (S. 191) Die von Schankweiler aus westlicher Perspektive gebotene Einsicht in „versteckte Mechanismen [...], die eine eindeutig vereinnahmende Tendenz aufweisen“ (S. 191), sensibilisiert für die Problematik, die das Präfix des Begriffs Postkolonialismus etymologisch impliziert. Auch Liesbeth Minnaard, die einen

der spannendsten und für gegenwärtige postkoloniale Verhandlungen aufschlussreichsten Beiträge diese Bandes liefert, weiß, dass die usurpierenden Prinzipien des kolonialen Diskurses das politische Ende des Kolonialismus überdauern haben. Mit Bezug auf den für den ‚Clash of Civilizations‘ einer multikulturellen Gesellschaft bezeichnenden Mord am Filmemacher Theo van Gogh und in Abgrenzung zu den gängigen selbstgerechten niederländischen Kritiken liefert sie eine hermeneutisch differenzierte Lektüre des Romans *Paravion* des marokkanisch-niederländischen Autors Hafid Bouazza und verifiziert auf diese Weise ihre eingangs formulierte These, wonach Literatur einen „möglichen Gegendiskurs zu gegenwärtigen Polarisierungen“ (S. 264) „aufgrund ihrer ästhetischen Qualitäten, insbesondere ihre poetischen Alterität“ (ebd.), leisten kann. Überzeugend wendet sie sich gegen eine engherzige Lesart, „die den Roman als Kritik an Migranten und als Lobgesang auf die Niederlande interpretiert. Die ingeniose Struktur des Romans und die verwirrende Vermischung von Bildern und Perspektiven unterminieren diese eindimensionale Lesart.“ (S. 278) Die das versteckte Fortbestehen diskursiver Machtverhältnisse bestätigende Ironie der Rezeption besteht darin, dass es gerade die von Seiten der Kritik geübte „ästhetische Reduzierung“ (ebd.) ist, die Bouazzas „Anerkennung als ‚niederländischer Autor‘ bewirkt.“ (Ebd.) Minnaards großartiger Beitrag belegt einerseits die ästhetischen Möglichkeiten einer Differenzierung allzu einfacher dichotomischer Denkmuster und andererseits die fatale Tendenz der in fest gefügten diskursiven Ordnungen ge-

fangenen Rezeption, dieselben zu übersehen. Indem sie jene Möglichkeiten durch ihre ‚kontrapunktische Lektüre‘ sichtbar macht, wirkt sie dieser Tendenz auf wirkungs- und entsprechend verdienstvolle Weise entgegen. Als besonders wertvoll für die postkoloniale Diskussion erweist sich auch der Beitrag von Christina Schoch, in welchem sie, ohne dabei die „Möglichkeit zu widerständigen, subversiven und antihegemonialen Repräsentationen“ (S. 315) zu übersehen, den Rekurs auf geschlechtsspezifische Stereotypen in populären Musikvideos nachvollzieht. Die hier erörterten Inszenierungsweisen, welche „den hegemonialen Diskurs über das ‚Anderer‘, vor allem in Bezug auf ‚schwarze‘ Menschen, affirmativ reproduzieren“ (S. 318), bestätigen einmal mehr, dass der Terminus Postkolonialismus mitnichten den intellektuellen Ort einer überwundenen Vergangenheit markiert. Dies wird auch in Doris Mosbachs Aufsatz deutlich, der die Auswirkungen der PC-Kultur auf die Verwendung von Bildern ethnischer Minoritäten in der deutschen und amerikanischen Populärkultur thematisiert. Mosbach zeigt, wie stereotype Images von Indianern zu ihrem Leidwesen von der Werbeindustrie und sportlichen Vereinen adaptiert und befestigt werden. Trotzdem lehnt sie zu Recht die vor allem in Amerika zunehmend zu beobachtende „Vermeidungsstrategie“ aus Gründen der Political Correctness ab, postuliert stattdessen „eine Vervielfältigung der Bildinhalte, eine breitere Streuung der Bildkontexte und eine höhere Quantität der Bilder ethnischer Minoritäten insgesamt“, und fordert dazu auf, „die Darstellungen innerbildlich von stereotyper Bildgestaltung zu befreien.“ (S. 346)

Welchen Einfluss der koloniale Diskurs nicht nur auf die Fremde, sondern auch auf die Heimat ausüben kann, verdeutlichen die historischen Beiträge von Claudia Bruns und Michael Weidert. Letzterer untersucht gestützt auf die Theorie Foucaults in seinem hochinteressanten Aufsatz „Zur Genealogie missionarischer Macht“ anhand diverser Text- und Bildbeispiele scharfsinnig die Zusammenhänge zwischen der „katholisch-missionarische[n] Vorstellung des Geschlechterverhältnisses“ (S. 37) und dem „europäischen Diskurs über Geschlecht und Kultur“ (ebd.). Dabei erweist sich das diskursive Wechselverhältnis als äußerst erhellend für die Verstrickung der christlichen Mission in einen kolonialen Diskurs, der von Europa auf die Kolonien und von dort zurück auf Europa wirkte. Zunächst entstanden mit „der Übernahme heimatlicher Vorgaben [...] in der kolonialen Situation oft modifizierte neue Diskurse.“ (S. 43) Weidert erklärt beispielhaft, wie das heimatliche, pastoral und kirchenpolitisch motivierte Verbot der konfessionellen Mischehe in den Kolonien aufgenommen und in entsprechend umgewandelter Form auf die Rassenmischehe übertragen wurde. „Die Dichotomie ‚Heide‘ – ‚Christ‘ wurde zunehmend ergänzt, überwölbt, vermischt mit dem oder gar abgelöst durch den Gegensatz ‚Schwarz‘ – ‚Weiß‘.“ (S. 45) Solche für die Kolonien abgewandelten Diskurse wurden wiederum im Sinne der Mission in die Heimat reimportiert, um vor dem Hintergrund des „dunklen Anderen“ (S. 41) bei den europäischen Landsleuten eine „sozialdisziplinierende Wirkung“ (ebd.) zu erzielen. Am Beispiel des Ethnologen Heinrich Schurtz, der die

wissenschaftliche Beobachtung ‚primitiver Völker‘ dazu nutzte, innerhalb des eigenen ‚virulenten Geschlechterkonflikts Position zu beziehen und das Ideal einer bildungsbürgerlich-hegemonialen Männlichkeit gegen die Ansprüche der erstarkenden Frauenemanzipation [...] zu verteidigen“ (S. 119), zeigt Bruns die Widersprüche auf, in welche sich der Westen in Anlehnung an den kolonialen Diskurs zuweilen begibt. Überzeugend liest sie Schurtz' Gesellschaftstheorie als einen paradoxen Versuch, „durch Mimikry an die Gesellschafts- und Geschlechterordnung „primitiver“ Völker zugleich die eigene geschlechtliche wie „kulturelle“ Überlegenheit im Modus des kulturell höher entwickelten Männer- bzw. Geheimbundes erneut zu befestigen.“ (S. 130) Auf diese Weise, so Bruns, wird, indem „das einheitlich weiße Subjekt als Alter Ego des „Primitiven“ mit diesem auf eine Stufe gestellt wird, [...] ihm zugleich die überlegene Souveränität genommen, die es für sich in Anspruch nimmt und die es in der Position, über das Andere sprechen zu können, autorisiert.“ (S. 132)

Einen weiteren thematischen Schwerpunkt des Bandes bilden die Identitätsprobleme, unter denen hybride Persönlichkeiten als ‚Entwurzelte‘ bis in die Gegenwart leiden. Nina Möllers untersucht die soziologische Situation der „rassengemischte[n]‘ Frau im New Orleans des 19. Jahrhunderts“, die im Zuge „des Kulturkonfliktes zwischen der *ancienne population* und den weißen Amerikanern [...] bald zu einer Allegorie für das Problem der ‚Rassenordnung‘ allgemein“ (S. 60) wurde, weil sie „als sichtbares Ergebnis bereits begangener Grenzüberschreitung und gleichzeitiger

gegenwärtiger Versuchung“ (S. 62) „als Projektionsfläche für die tiefgreifende Angst der amerikanischen Gesellschaft vor genetischer ‚Verunreinigung‘ [fungierte]“ (S. 63). Kristina Iwata-Weickgenannt thematisiert die Schwierigkeit der in Japan lebenden Frauen mit koreanischen Wurzeln am Beispiel der Autorin Yü Miri, und Michiko Mae diskutiert das „Problem ethnischer Minderheiten“ (S. 227) anhand einiger literarischer Werke japankoreanischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller vor dem Hintergrund der „Wechselbeziehung zwischen den Faktoren Nation, Ethnie und Gender“ (Ebd.). Eine befriedigende Antwort auf die Frage, ob man „durch die Erfahrung einer Differenz, mit der man selbst konfrontiert ist [...], die Struktur des Machtdiskurses, der den Differenzierungen zugrunde liegt, besser erkennen und – infolgedessen – diese Struktur durchbrechen“ (S. 239) kann, bleibt sie jedoch schuldig.

Der Germanist George Guțu widerlegt diese Möglichkeit der diskursiven Subversion zumindest für solche Situationen, in denen der Ausgegrenzte nicht an der Sprache derjenigen partizipiert, von denen er ausgegrenzt ist, wenn er „die Problematisierung des stereotypisierten Bukowina-Bildes“ (S. 108) einfordert und in diesem Zusammenhang basierend auf beeindruckendem Fachwissen davon überzeugt, „dass das nun schon zur Floskel gewordene Klischee vom Verhältnis Rand/Peripherie und Metropole/Zentrum einer grundlegenden Revision bedarf“ (S. 107), wohingegen Ruth Kersting zeigt, wie sich Yoko Tawada im dritten Teil ihrer Poetik-Vorlesung Verwandlungen „als weibliche, körperlose Figur der ‚Echo‘“ (S. 222) in-

seniert und das Mimikry-Modell Bhabhas insofern umsetzt, als es ihr in solcher Gestalt gelingt, „minimale, aber Sinn verändernde Verschiebungen in die wiederholten Aussagen einzufügen.“ (S. 222) Während Förchler Bhabhas Konzeption der subversiven Anpassung des Unterdrückten an den herrschaftlichen Diskurs mit der Aneignung des kolonisierten Subjekts durch diesen Diskurs ganz offensichtlich verwechselt (vgl. S. 82), liefert Iris Edenheiser eine faszinierend neue Sicht auf indigene Strategien der Mimikry, in welcher „IndianerInnen [...] die IndianerInnen der fremden Imagination [spielen].“ (S. 303) Anders als in Bhabhas Verständnis des ‚Writing Back‘, bei welchem der Kolonisierte kraft der nur scheinbaren Anpassung an seinen Unterdrücker Sand ins Getriebe des herrschaftlichen Diskurses streuen kann, verbirgt sich hinter der Anpassung an die den Indigenen nicht verborgen gebliebenen westlichen Stereotypen nicht selten auch ökonomisches Kalkül. Indem sich die Indianer dem falschen Bild, das sich die weißen Touristen von ihnen gemacht haben, situationsbedingt anpassen, verkaufen sie diesen Gegenstände, die in ihrer Kultur entgegen dem Glauben der Käufer de facto keinerlei Bedeutung haben. Die in der Einleitung des Bandes zu diesem Beitrag formulierte Frage, ob „die postkoloniale Definition von Mimikry nach Homi K. Bhabha demzufolge nicht zu ‚eng‘ konzipiert sei“ (S. 17), kann jedoch verneint werden, denn Bhabha meint das dialektische Moment der Anpassung, das auf Veränderung des Diskurses zielt, und nicht die von Edenheiser dargelegte dialektische Bestätigung desselben, so dass sich hier zwei völlig verschiedene Formen

der Mimikry gegenüberstehen, deren gegenseitige Missachtung keine Verengung der jeweiligen Konzeption bedeutet.

Insgesamt bietet der vorliegende Sammelband aufgrund seiner interdisziplinären Perspektivenvielfalt eine facettenreiche Einsicht in einen der spannendsten Diskurszweige des Postkolonialismus. Viele seiner Beiträge entwickeln entscheidende theoretische Ansätze der Kulturwissenschaft auf sehr anschauliche Weise weiter und eröffnen dabei vollkommen neue und spannende Ausblicke. Zwar erscheint bei einigen der Zusammenhang zwischen Ethnizität und Geschlecht eher wie ein der kontextuellen Notwendigkeit gehorchendes Konstrukt, aber nicht zuletzt deswegen ist er auch für all jene Forscher, die sich allgemein für den postkolonialen Komplex, seine Problematik und weit reichenden soziologischen, epistemologischen wie ästhetischen Implikationen interessieren, äußerst empfehlenswert.

Katrin Pieper, Die Musealisierung des Holocaust. Das Jüdische Museum Berlin und das U.S. Holocaust Memorial Museum in Washington D.C. Ein Vergleich. Europäische Geschichtsdarstellungen, Köln: Böhlau Verlag, 2006, 368 Seiten.

Rezensiert von
Ines Keske, Leipzig

Im vergangenen Herbst wurde bekannt, dass nun auch Deutschland ein Holocaust-Museum erhalten soll. Für das privatfinanzierte Dokumentationszentrum wurden bereits Standort und Architekt gefunden, das Gesamtkonzept soll 2007 folgen. Dieses Projekt und auch die bereits darüber einsetzenden Debatten belegen, dass die Erinnerung an den und die Musealisierung des Holocaust ungebrochen im öffentlichen Interesse stehen.

Zeitgleich zu dieser Nachricht wurde die Dissertation von Katrin Pieper, Doktorandin des DFG-Graduiertenkollegs „Europäische Geschichtsdarstellungen“ der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, veröffentlicht. Unter der Prämisse, die historisch gewachsene Vielfalt europäischer Geschichtsdarstellungen miteinander zu vergleichen, erforscht das Graduiertenkolleg die Konstruktion und Erzählung von Geschichte und Erinnerung Europas in den verschiedenen Medien der Geschichtskultur von der Antike bis zur Gegenwart¹. Pieper setzt sich dabei als einzige in diesem Projekt mit Geschichtsdarstellungen im Museum auseinander. Sie analysiert und vergleicht die Musealisierung des Holocaust und der jüdischen

Geschichte und Kultur im Rahmen der nationalen Erinnerungskulturen Deutschlands und der USA am Beispiel des Jüdischen Museums Berlin (im Folgenden: JMB) und des U.S. Holocaust Memorial Museum (im Folgenden: USHMM) in Washington D.C.

In den USA, wo nach 1945 die meisten jüdischen Emigranten aufgenommen wurden, erinnert man sich seit Ende der 1970er Jahre gesamtgesellschaftlich an den europäischen Holocaust. Gründe dafür waren die Politisierung der Erinnerung und die Einführung des Holocaust in die „popular culture“ durch die 1978 ausgestrahlte gleichnamige Fernsehserie. Die seitdem stetige Thematisierung sowie heftige Debatte und die Etablierung einer diesbezüglichen amerikanischen Erinnerungskultur führten zur Institutionalisierung und Musealisierung des Holocaust und zugleich zu seiner Amerikanisierung. Pieper hat sich bewusst für einen deutsch-amerikanischen Vergleich zur Musealisierung des Holocaust entschieden. Im deutschsprachigen Raum gibt es zwar kein, sich allein auf den Holocaust konzentrierendes Museum², sondern bisher nur Museen, die sich der jüdischen Geschichte und Kultur zuwenden, während in den USA fast ausschließlich derartige Museen existieren. Doch ist gerade diese „Schieflage“, wie Pieper sie nennt, Thema ihrer Studie und es ist durchaus ein reizvoller Ansatz, die Gründe dieser Konstellation aufzuzeigen.

Nicht nur die Theorie zur Erinnerungskultur, sondern auch die damit eng im Zusammenhang stehende Erinnerung an den Holocaust wird seit ca. 20 Jahren vielseitig weiterentwickelt. Dies löste in der Forschung bei der Beschäftigung mit

Erinnerung, Gedächtnis und Identität einen regelrechten Boom anlässlich des 50. und 60. Jahrestages des Endes des II. Weltkrieges. Zudem hat sich die Erforschung der Bedingungen und Formen der Erinnerung anhand der Rezeptionsgeschichte des Holocaust zu einem eigenständigen Gebiet der Kulturwissenschaften entwickelt. Hinzu kommt der Umstand, dass die Forschungsanstrengungen der Oral History im Zusammenhang mit dem „Dritten Reich“ endgültig an ihre Grenzen stoßen, da die letzten Zeitzeugen des Holocaust versterben und so die individuelle Erfahrung und Erinnerung vor dem Umbruch in eine kollektive, sich z. B. in Museen institutionalisierende steht. Jedoch wird innerhalb der deutschen Forschung selten nach den Formen der Musealisierung und der Erinnerung an eine deutsch-jüdische Geschichte gefragt. Noch seltener gelang bisher der Vergleich der Formen und Inhalte der Holocaust-Erinnerung am Beispiel von Erinnerungsorten oder Denkmälern. Allerdings sind auch dabei die Museen als besondere Orte der Erinnerung zu kurz gekommen, so dass Pieper mit der Behandlung des Erinnerungsorts Museum in Form eines binationalen Vergleichs gleich zwei Forschungsdesideraten nachkommt. Einer allgemeinen Einführung zur Konzeption der Arbeit folgen im zweiten Kapitel die Kontextualisierung beider Fallstudien in die jeweiligen nationalen Erinnerungskulturen und deren Zuordnung zu den „Memory Museums“. Pieper versteht diese „als museale Institutionen, die sowohl Gedenkstätten als auch Ausstellungsorte mit gesellschaftspolitischen Zukunftsentwürfen und Zielsetzungen sind“ (S. 23). Das dritte Kapitel ist der

Analyse des USHHM und das vierte dem JMB gewidmet. Beide umfassen etwas mehr als 110 Seiten. Die Arbeit schließt im fünften Kapitel mit dem Vergleich unter dem Titel „Matrix der nationalen Memory Museums“ ab.

Pieper vertritt die These, dass die Erinnerung an jüdische Geschichte der NS-Zeit und somit auch deren museale Darstellung im nationalen Kontext eingebunden bleiben, auch wenn dies in dem „Spannungsfeld zwischen der zunehmenden Transnationalisierung von Erinnerungskulturen, den Bedeutungszuschreibungen an eine kosmopolitische Erinnerung und Nationalisierungstendenzen innerhalb der Diskurse“ (S. 2f.) geschieht. Die Globalisierung bzw. Transnationalisierung des Holocaust-Gedenkens steht neben dessen Nationalisierung, ohne letztere verdrängen zu können. Obwohl sich „Memory Museen“ durch vereinheitlichende Architektur und übereinstimmende Themen auszeichnen und so als transnationales Phänomen weltweit institutionalisieren, ist das für Pieper eine transnationale Synchronisierung von nationalen Erinnerungskulturen im Bereich der Erinnerungsmedien und -institutionen. Somit überwiegen bei der Präsentation und Objektauswahl nationale Narrative. Die Darstellung der Geschichte des Holocaust beschränkt sich auf die nationale Komponente, wie Pieper anhand beider Museen zeigt, und auch die Museumsbauten werden national kontextualisiert. Pieper erörtert einerseits die historischen und politisch geprägten Entstehungsprozesse der Museen und fragt, warum und von wem diese als nationale Institutionen funktionalisiert werden (USHMM) bzw. später einen nationalen Status zugeschrie-

ben bekommen (JMB). Quellen sind neben Konzeptpapieren öffentliche Debatten um die Museumsrealisierung und gesellschaftliche sowie politische Diskurse zur nationalen Erinnerungskultur. Andererseits untersucht sie die Konkretionen der Erinnerung in Architektur und Dauerausstellung sowie anhand der Architektur- und Ausstellungsbeschreibungen von Journalisten, Kulturwissenschaftlern, Architekten und Museumswissenschaftlern. Insbesondere die Untersuchung der Gründung und Architektur des JMB liest sich sehr spannend, Pieper gelingt die Entwirrung der langwierigen und für Außenstehende schwer nachvollziehbaren Streitigkeiten. Sie spiegelt einen Prozess wider, der mit der Arbeit erstmals komprimiert öffentlich gemacht wird und die Arbeit der Akteure mitunter kritisch darstellt, ohne diese aber bloß zu stellen.

Das Fallbeispiel USHMM ist weniger spektakulär, dennoch ist die Untersuchung nicht weniger interessant. Jedoch stören die in Kapitel 3.6 angefügten Kurzanalysen zweier anderer Holocaust-Museen der USA im Rahmen der Darstellung der Universalität des Holocaust den Gang der Einzelanalyse, da auch noch im selben Kapitel ausführlich die Vermittlungsinhalte des USHMM besprochen werden. Nachdem man das 4. Kapitel über das JMB gelesen hat, fragt man sich außerdem, warum das Kapitel 3.5 zu den Beispielen der internationalen Kooperation des USHMM und die kurze Darstellung der nationalen Erinnerungslandschaft der USA über die beiden anderen Holocaust-Museen keine Entsprechung im deutschen Fall finden. Sie wirken einerseits wie nachträglich hinzugefügt und andererseits ist damit in diesen Punkten

auch kein binationaler Vergleich möglich. Es ist dann erst recht überraschend, dass dem Vergleich ein nur 17-seitiges Abschlusskapitel gewidmet wird, obwohl die Arbeit „als vergleichende Studie“ (S. 9) angelegt sein soll. Da auch innerhalb der beiden Analysekapitel kaum ein direkter Vergleich zwischen beiden Untersuchungsmuseen gezogen wird, erscheint dies sehr knapp. Zudem fungiert drängt die Zusammenfassung der Arbeit den Vergleich in den Hintergrund.

Das Buch lädt durch seinen Einband, der zwei Ausschnitte der Außenansichten der beiden Museen zeigen, zum Lesen ein. Jedoch folgt – was für eine Arbeit, die ihren Untersuchungsschwerpunkt auf Architektur und Ausstellungen legt, aber durchaus hilfreich gewesen wäre – keine weitere Abbildung. Gerade bei der Beschreibung des komplizierten Libeskindbaus in Berlin wäre z.B. eine Entwurfszeichnung günstig gewesen. Da die Kapitel und Unterkapitel eingeleitet und zusammengefasst werden, ist das Buch sehr lesefreundlich.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. J. Laudage, *Der Mensch als Subjekt und Objekt. Leitfragen und Arbeitsbereiche europäischer Geschichtsdarstellungen* (=Europäische Geschichtsdarstellungen. Diskussionspapiere. Interdisziplinäre Arbeiten zu Historiographie, Geschichtserzählungen und -konstruktionen von der Antike bis zur Gegenwart, 1(2004)1), Düsseldorf 2004.
- 2 Es muss dazu gesagt werden, dass sich auch das geplante deutsche Holocaust-Museum nach Aussage des Architekten, der den Stiftungsvorsitzenden Häßler zitiert, nicht allein mit der Judenverfolgung beschäftigen soll (Hamburger Abendblatt vom 29.11.06 – <http://www.abendblatt.de/daten/2006/11/29/645992.html>).

Siegfried Weichlein, Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, 152 Seiten.

Rezensiert von
Friedemann Scriba, Berlin

Ausdrücklich auf Lernzwecke ausgerichtet ist der schmale Band, der auch die Erweiterung des historisch-politischen Horizontes zumindest westdeutscher Studierender ins östliche Mitteleuropa und z.T. auch nach Osteuropa infolge der seit 1990 eingetretenen Umwälzungen einbezieht und somit ein neues Plateau voraussetzbaren Einstiegswissens für entsprechende Seminare bietet. Im Unterschied zu den nunmehr schon „klassisch“ gewordenen Oldenbourg-Reihen wird hier keine Dreiteilung zum Zwecke eigenständiger Auseinandersetzung mit Forschungsdiskursen geboten, sondern in Anlehnung an ältere Schulbücher der Wissens- und Forschungsstand dargestellt und durch geschickt ausgewählte Info- und Zitatfelder aufgelockert, ohne allerdings die Höhe des neuesten Forschungsdiskurses zu verlassen.

In der Einleitung akzentuiert Weichlein die Entstehung des historischen Phänomens „Nation“ als einer europäischen Erscheinung (S. 1), um – im Anschluss an M. Rainer Lepsius – Nation von vornherein als „gedachte Ordnung“ zu definieren, in groben Strichen die Wellen der Nationalstaatsbildung während des 19. Jh.s zu skizzieren (S. 2), auf den abgeleiteten, also sekundären Nationalismus der Dritten Welt hinzuweisen (S. 2-3),

die Historizität und folglich Historisierbarkeit des Nationalstaates im Kontext gesellschaftlicher Prozesse (als politische Systemintegration und soziale Integration angesichts großräumigerer Mobilität) herzuweisen (S. 3-5).

In den folgenden Kapiteln geht Weichlein sachsystematisch vor, indem er den Nationalismus zunächst als Identitätsformel (Sprache, Abstammung, Kulturnation, Religion, Zugänge zum Nationalen) (S. 6-25) und dann als Integrationsformel (politische Repräsentation, kulturelle Nationsbildung, Typologien, Periodisierungen) (S. 26-52) darstellt. In diesem Teil referiert er ggf. kritisch auch unterschiedliche Forschungsthesen wie die Wehlersche der „Großen Verunsicherung“ (S. 7) ebenso wie die zeitgenössischen Theorien von Herders Sprachtheorie über Böckhs Sprachnationalismus und Heinrich von Treitschke bis zu Thomas Manns elitärem Kulturnationalismus sowie die Bedeutung von Nationalkomponisten wie Sibelius, Mussorgski oder Smetana (S. 12-19). In einem eigenen Abschnitt beleuchtet Weichlein das – ja sehr unterschiedliche – Verhältnis zwischen Nation und Religion, u.a. die polnische Situation mit a-typischen klassenübergreifenden Bündnissen (S. 19-21).

In den Kapiteln 3–5 geht Weichlein sozialgeschichtlich unter Integration kulturwissenschaftlicher Aspekte vor, wenn er die Weiterführung des ständestaatlichen Patriotismus des 17./18. Jh.s während des Politisierungsschubes um 1800 und dessen Mutation unter der Wirkung eines sozial inkludierenden kulturellen Nationsbegriffes, die Neumontage älterer Versatzstücke nachzeichnet und die Mobilisierung semantischer Ressourcen für

die Nationalbewegungen als neuartige Modernisierungsagenturen beschreibt (S. 64-66). Es folgt eine – geografisch wiederum differenzierte – Auflistung der sozialen Trägerschichten des Nationalismus (S. 67-88): Hier erklärt z.B. die Darstellung der ländlichen Unterschichten vor allem Polens, Frankreichs, Spaniens und Deutschlands den Bedingungsrahmen für die Entstehung eines polnischen Nationalkatholizismus mit (S. 82-86), wohingegen die komplexe Beziehung zwischen Arbeitern und Nationalbewegungen in Deutschland, Großbritannien und Österreich-Ungarn unscharf bleibt (S. 87-88). Anschließend stellt Weichlein die Mittel zur Nationalisierung der Massen, also zur kollektiven Erfahrbarkeit von Nationalstaat durch Wehrpflicht, Demokratisierung des Gefallenengedenkens, Staatsbürgerschaft, Wahlrechtsausweitung, die Organisation des integralen Nationalismus inkl. des popularisierten Volkodarwinismus und des organisierten Nationalismus – immer mit Beispielen aus west-, süd- und ostmitteleuropäischen Ländern – dar (S. 88-111).

Im 6. Kapitel folgt Weichlein informationsreich den durch die „linguistische Wende“ erschlossenen Aspekten der Mythen der Nationen zwischen der den zeitgenössischen Wissenschaftsstandards genügenden Nationalgeschichtsschreibung einschließlich ihrer Schlüsseltheoreme und –stereotypen einerseits (S. 112-124) und der Funktionsweise politischer Mythen einschließlich ihrer religiösen Natur andererseits (S. 124-141). Das abschließende Kapitel betrachtet den Ersten Weltkrieg als nationalismusgeschichtliche Zäsur – mit neuer, protototalitärer Massenmobilisierung nach innen und aggressiver

Vernichtungsbereitschaft nach außen (S. 142-143) und deren Verbindung mit dem an Schubkraft gewinnenden Rassenantisemitismus (S. 144). Auswahlbibliographie und Register beschließen den Band.

In dem gewinnbringenden Band vermisst ich – trotz der gebotenen Kürze – zwei Aspekte, welche die nationalistische Mechanik seit dem späten 19. Jh. besser erhellen könnten: 1. Der dynamisierende Zusammenhang mit dem Imperialismus wird allenfalls angedeutet mit Verweis auf die zunehmende Rolle des Rassismus, ohne dass eine erfahrungsgeschichtliche Bestätigung präexistenter Topoi und Kategorien reflektiert und in ihrem Effekt für die Massenwirksamkeit nationalistischer Mobilisierungstechniken gewichtet wird; damit bleibt der historische Anteil von Nationalismus und Rassismus an der Brutalisierung der Kriegführung in den Kolonien und somit an der Tabuschwellen-Absenkung im Vorfeld des Ersten Weltkrieges begrifflich unscharf. 2. Das Verhältnis zwischen Nationalismus und Arbeiterbewegung spricht Weichlein in seinem national differenzierten Spannungsfeld zwar an, ohne es über die reine Faktizität der Teilnahme von Arbeitern am 1. Weltkrieg hinaus weiter auszuleuchten. Dass die diversen Burgfriedens-Strategien erst einmal im Sinne der kriegführenden Regierungen griffen, hat seine machtpolitische und elitensoziologische Erklärung bereits gefunden, bleibt aber mentalitäts- und alltagsgeschichtlich noch unklar; anders formuliert: Warum war die Arbeiterschaft an der Basis für eine pazifistische Revolte in den ersten Kriegsmonaten nicht disponiert? Offenbar konnten bestimmte Mobilisierungstechniken des radikalen Nationalismus durchaus

wirksam in Bebel'sche und andere Gegengesellschaften einsickern und deren pazifistische Vorstellungen zumindest neutralisieren.

Eine weitere Ausformung europäischen Nationalismus lässt Weichlein völlig unerwähnt: den Zionismus als partielle Kopie europäischer Nationalbewegungen einerseits und als distanzierenden Reflex auf wachsenden Antisemitismus andererseits.

Entstehungsgeschichtlich unterscheidet sich dieser doch deutlich von den erwähnten sekundären Nationalismen in der sog. Dritten Welt.

Insgesamt hat Weichlein eine sich auf durchweg hohem Niveau bewegende und dennoch für Einführungszwecke bereichernde, erfrischende Darstellung vorgelegt. Der Rezensent wünscht ihr weitere Auflagen.

Autorinnen und Autoren

Zoltán Cora

PhD-Student, Universität Szeged, Institut für Neuere Geschichte
cora.zoltan@stud.u-szeged.hu

Jochen Dubiel

PD Dr., Lehrbeauftragter, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Institut für
Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft
jochendubiel@freenet.de

Anne Friedrichs

M.A., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien
afried@uni-leipzig.de

Claus Füllberg-Stollberg

Prof. Dr., Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, Historisches Seminar
cstolberg@t-online.de

Frank-Rutger Hausmann

Prof. Dr., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Romanisches Seminar
hausmafr@sun2.ruf.uni-freiburg.de

Ines Keske

Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien
ines.keske@gmx.de

Tobias Sander

M.A., Universität Flensburg, Lehrstuhl für Methodenlehre
tsander@gmx.net

Ulrike Schmieder

PD Dr., Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, Historisches Seminar
u.schmieder@gmx.de

Friedemann Scriba

Dr., Berlin
pacificus@foni.net

Michael Zeuske

Prof. Dr., Universität zu Köln, Historisches Seminar
michael.zeuske@uni-koeln.de